

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

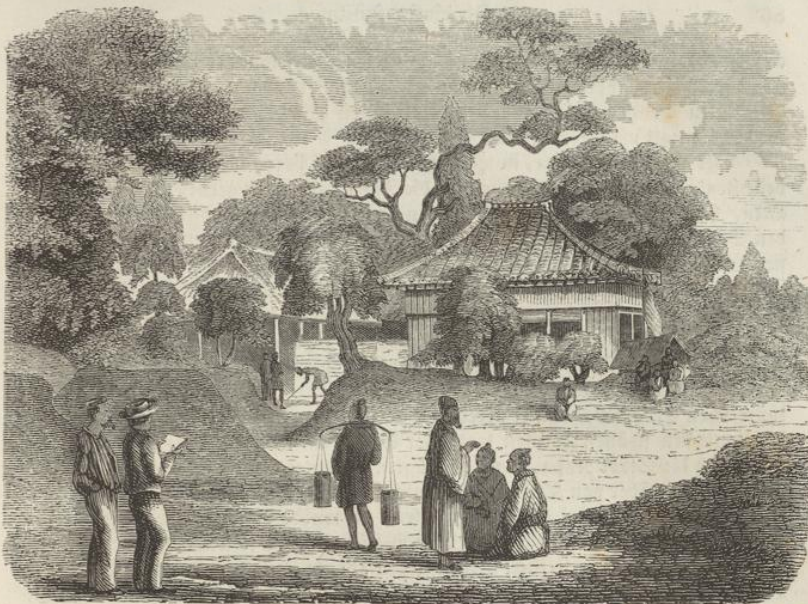
**Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan**

**Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm**

**Leipzig, 1861**

Erste Abtheilung. Die Amerikaner und Engländer in Japan

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Kungwa (Herberge) bei Onna.

I.

Die Liukiu-Inseln.

Groß-Liukiu. — Schönheit der Landschaft und des Meeres. — Ein christlicher Glaubensbote. — Der Regent der Inseln besucht die Schiffe. — Der Hafen Naya und die Hauptstadt Schudy. — Reise durch einen Theil der Insel. — Bewachungssystem. — Felsengräber und eine alte Festung. — Barrowsbai. — Kungwas und Brücken. — Gegenbesuch Perry's beim Regenten. — Das Gastmahl im Schlosse. — Perry trägt über die japanische Abgeschlossenheit den Sieg davon. — Fahrt nach der Bonin-Gruppe. — Ein Todesfall an Bord.

**N**achdem Jahrhunderte hindurch die verschiedensten seefahrenden Völker vergebens versucht hatten, mit Japan in nähern Verkehr zu treten, langte Ende Mai 1853 Commodore Perry mit seinem Geschwader an den zu Japan gehörigen Liukiu-Inseln an. Er hatte es sich als Hauptaufgabe seiner Sendung gesetzt, die ehernen Schranken zu brechen, welche eine ebenso schlaue als zähe Politik um das Inselreich gezogen und welche es bisher viel wirksamer von allem Einfluß von

außen abgesperrt hatten, als die vielgepriesene Miesenmauer solches mit dem benachbarten China vermocht. Es kam auf einen Versuch an, ob man zunächst auf den Liukiu die Grundsähe zur Geltung bringen könnte, die im Verkehr der Völker der Neuzeit maßgebend sind.

Der Hafen von Napa, in welchem die Schiffe Perry's sich befanden, war der bedeutendste der ganzen Gruppe und die Insel, zu der er gehört, die größte von allen. Sie wird daher als Groß-Liukiu bezeichnet. Die Aussicht, die man von den Schiffen hatte, war entzückend. Das Ufer war hügelig und prangte im frischesten Grün. Weiter landeinwärts ragten höhere Berge empor, hier und da von Felsen und Klippen unterbrochen, welche vulkanischen Kräften ihr Dasein zu verdanken schienen. Der Kamm dieser Berge war mit Nadelholz bekleidet, während an den Hängen Gärten und Kornfelder abwärts zogen. Gegen Norden erreichten die Berge ihre höchste Höhe und endeten am Ufer in zwei Vorgebirgen, hinter denen man tiefe Buchten vermuthen mußte. Der Pflanzenwuchs machte einen eigenthümlichen Eindruck, denn er vereinigte die kräftige Frische einer englischen Landschaft mit den schönen Formen tropischer Gegenden. Im Hintergrunde der Bucht zeigte sich die Stadt Napa, von den Hügeln schimmerten weiße Flecken, in denen man später Gräber von Kalkstein erkannte.

Fiel der Blick auf das Meer unten, so wurde er noch mehr gefesselt als durch die Schönheit der Landschaft. Das Wasser war von so wunderbarer Klarheit, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen konnte, auf dem Korallenfelsen ihre Wunder entfalteten. Wurde ein Boot auf dieses durchsichtige Element ausgesetzt, so hatte die Mannschaft das Gefühl, als schwebte sie über den Gipfeln eines Waldes in der Luft. Die Aehnlichkeit der blauen, violetten, blaßgrünen, gelben und weißen Korallenbildungen mit Bäumen, die der Herbst mit manchfaltigen Farben ausgestattet hat, war wirklich täuschend. Sie traten einander so nahe, daß nur schmale leere Zwischenräume blieben, und jede Korallengruppe bildete Grotten, in denen es von kleinen Fischen wimmelte. Man sah die letztern pfeilgeschwind hin- und herschießen. Einige waren blau wie Lapislazuli, bei andern herrschte ein blendendes Smaragdgrün vor und die Schwänze und Flossen waren mit Gold gesprenkelt. Zuweilen zeigte sich vor den schmalen Eingängen der Korallengrotten ein mächtiger Raubfisch und lauerte, ob nicht einer der kleinern Fische seinen sichern Zufluchtsort verlasse.

Das erste Zeichen, daß man die Amerikaner bemerke, gab eine englische Flagge, die über einem Hause nahe an der Küste in die Höhe stieg. Dort wohnte Dr. Betelheim, ein vom Judenthum bekehrter Glaubensbote aus Pest, der sich in England verheirathet hatte und seit acht Jahren, von frommen englischen Seeoffizieren unterstützt, auf Groß-Liukiu wohnte, ohne bis jetzt einen einzigen Einwohner bekehrt zu haben. Nicht lange, so stellten sich neben seinem Flaggenstocke zwei Personen auf, um die fremden Schiffe zu beobachten, und aus der Stadt eilten viele Menschen, alle mit weißen Regenschirmen, an die Küste. Zwei Stunden später stieß ein Boot ab und ruderte zu der Flotte. Zwei Beamte stiegen an Bord des Flaggenschiffs und überreichten ein rothes Papier, das wol eine Elle lang war.

Beide waren Männer in mittlern Jahren und nach dem Schnitt ihrer olivenfarbigen Gesichtszüge zu urtheilen echte Japaner. Sie trugen einen weiten Ueberwurf vom feinsten Kesseltuch, hellgelbe Mützen von länglicher Form, blaue Schärpen um die Hüften und an den Füßen weiße Sandalen. Da sie augenscheinlich nicht die höchsten Beamten waren, so weigerte sich Commodore Perry, sie zu sehen. Am nächsten Tage kamen sie wieder und überbrachten Geschenke, einen Ochsen, mehrere Schweine, eine weiße Ziege, Eier, Geflügel und Gemüse. Auch dieses Mal wurden sie nicht empfangen und mußten ihre Geschenke wieder mitnehmen. Von Dr. Betelheim hörte Perry, daß der eine der beiden Japaner der erste Gemeinbeame von Napa gewesen sei. Der arme Glaubensbote hatte seit anderthalb Jahren kein europäisches Schiff gesehen und war außer sich vor Freude, daß er endlich einmal wieder mit gebildeten Männern verkehren konnte.

Das würdige Benehmen des Commodore trug seine Früchte, und gleich zu Anfang zeigte sich, daß man viel weiter kommen werde, wenn man sich nichts verbeuge, als wenn man den japanischen Dünkel ertrage. Da seine Unterbeamten angewiesen worden waren, kam der Regent der Liuksiu am 30. Mai in Person. Die Liuksiu bilden einen Lehnstaat, der an Japan Tribut bezahlt, aber seinen eignen Fürsten hat. Der gegenwärtige Inhaber der höchsten Gewalt stand noch in unmündigem Alter, und sein Vormund, ein ehrwürdiger Greis, war es, der die Nordamerikaner besuchte. Acht Beamte und ein Duzend Diener bildeten sein Gefolge. Man empfing ihn mit drei Begrüßungsschüssen, und der Donner der Geschütze erschreckte mehrere der Japaner dergestalt, daß sie in die Knie sanken.

Einmal an Bord, bewahrten die Besucher die würdigste Haltung, obgleich man ihnen ansah, daß sie neugierig und etwas ängstlich seien. Als die Musik plötzlich zu spielen anfing, warf der Regent nicht einmal einen Blick nach der Seite, woher die rauschenden Töne kamen. Nur einmal, bei dem Anblick der mächtigen Dampfmaschine des Schiffs, verstand er sein Erstaunen nicht zu verbergen. Man führte ihn zum Commodore, der ihn in seiner Kajüte erwartete, wo nun eine anderthalbstündige Unterredung stattfand. Nach den ersten Worten wurde es klar, daß der Regent seine Gäste sobald wie irgend möglich los zu werden wünsche. Er erschrak, als Perry ihm einen Gegenbesuch ankündigte, und berieth lange mit seinen Begleitern, wie sich diese Ehre abweisen lasse. Der Commodore machte seinem Zaudern jedoch ein Ende, indem er erklärte, es sei sein fester Entschluß, am 6. Juni ihn in seinem Schlosse aufzusuchen, und er erwarte bestimmt, daß man ihn so empfangen werde, wie es seinem Range als Befehlshaber einer Flotte und als Gesandter einer mächtigen Regierung gebühre. Der Regent hatte ihn wenigstens verstanden, wenn er auch seine ausdrückliche Einwilligung nicht gab. Daß die Offiziere die Küste besuchen dürften, erlaubte er, ehe er das Schiff verließ.

Perry legte dieses Zugeständniß so aus, als beziehe es sich auf eine Erforschung der ganzen Insel. Noch an demselben Tage brach eine Gesellschaft von zwölf Personen, der Schiffsprediger Jonas, der Arzt Lynah, der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, der deutsche Maler Heine, vier Matrosen und vier

chinesische Lastträger nach der Küste auf. Ihr nächstes Ziel war Schudy, die Hauptstadt der Insel, die von Napa etwa eine halbe Meile entfernt ist. Die Straße zwischen beiden Orten ist mit Sandsteinblöcken gepflastert und so glatt wie ein europäischer Kiesweg. Das Land zu beiden Seiten ist vortrefflich angebaut. In den Ebenen wächst Reis, die Hügel tragen auf künstlichen Terrassen Gärten und Kornfelder, durch die man kleine Wasserrinnen geleitet hat, die Flüsse sind mit dichten Bananenhecken eingefast. Oben auf den Hügeln breitet die Pimie der Liu-ku, die der Ceder des Libanons ähnlich ist, ihre Zweige wagerecht aus.

In Schudy traten die Amerikaner durch ein hohes hölzernes Thor ein, das zwei Inschriften in chinesischen Schriftzeichen trug. Die Straßen waren von Mauern eingefast, die eine cyklopische Bauart hatten. Mörtel hatte man bei ihnen nicht angewendet, aber die Steine sind so gut an einander gefügt, daß das Ganze in einiger Entfernung den Eindruck einer einzigen Masse macht. Hinter diesen Mauern liegen die Häuser, von dichtem Laubwerk halb versteckt. Das Hauptgebäude der Stadt ist das befestigte Schloß, ein massiver Bau auf einer beherrschenden Höhe, um die sich rings schattige Baumgänge ziehen.

Bis hierher hatten die Beamten der Insel ihre Gäste ohne Anstand begleitet. Als die Amerikaner aber keine Miene machten, zu ihren Schiffen zurückzukehren und vielmehr in entgegengesetzter Richtung weiter gingen, wurden die Japaner unruhig und besorgt. Sie gingen noch eine Strecke weit mit, bemerkten dann aber, daß es spät werde und der Weg zu den Schiffen ein weiter sei. Die Amerikaner antworteten ruhig, sie dächten nicht vor dem fünften oder sechsten Tage wieder am Bord zu sein, und die Japaner nahmen diese Bemerkung trotz ihrer Bestürzung ohne Widerspruch hin. Der Weg wandte sich jetzt gegen Osten und führte an dem etwa 600 Fuß hohen Berggrücken aufwärts, der den höchsten Kamm der Insel bildet. Das Steigen war ein um so mühsameres, als der gepflasterte Weg aufhörte und der Boden aus einem nassen Lehm bestand; doch oben bot sich eine reiche Aussicht über das Meer und einen Halbkreis von Hügeln, die ohne Ausnahme bis zum Gipfel angebaut waren. Auf der andern Seite der Bergreihe wurde am Ufer einer tief ins Land eindringenden Bucht übernachtet. Unser Bild zeigt die Amerikaner, wie sie eben ihr Zelt aufschlugen.

Von Nachtruhe war übrigens wenig die Rede, da die vielen Moskitos des Orts unerträglich zudringlich waren und Niemand bis zum Morgen mehr als höchstens eine halbe Stunde Schlaf gestatteten.

Die japanischen Wirthe oder Aufseher der Amerikaner hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Ihr ganzes Streben richtete sich dahin, den Fremden jeden Verkehr mit den übrigen Einwohnern abzuschneiden. So oft die erstern einen Ort betraten, waren die Straßen verlassen und die Hausthüren mit Vorsetzern von Bambusrohr verschlossen. Selbst die Kaufbuden standen leer, und die Eigenthümer ließen ihre Waaren ohne Aufsicht, als daß sie sich einer Berührung mit den Fremden aussetzten. Wurde ein Einwohner einmal überrascht, so entfernte er sich unter tiefen Verbeugungen. Die Weiber und Kinder waren stets die Ersten, welche die Flucht ergriffen, und sie suchte man am sorgfältigsten versteckt zu halten. Die

Amerikaner bemerkten bald, daß in dem Benehmen ihrer Begleiter gegen sie ein System sei. Schlugen sie einen Weg ein, so liefen Boten voraus, um ihre Ankunft zu melden; änderten sie plötzlich ihre Richtung, so gingen sofort andere Aufpasser dem Zuge voraus; trennten sie sich, so blieben bei jeder Gruppe einige Beamte. Kurz man isolirte sie völlig, indem man sie mit Höflichkeiten überhäufte und ihren kleinsten Wünschen zuvorzukommen suchte.

Die Bergkette, welche als Scheidelinie durch Groß-Linriu läuft, fällt gegen



Lager der Amerikaner auf den Linriu-Inseln.

Osten steiler ab als gegen Westen. Indem die Amerikaner ihr folgten, gelangten sie in eine Gegend, die sowol durch ihre Landschaften als durch ihre Alterthümer ihre Theilnahme lebhaft erregte. Die Felsen waren hier kühner gebildet und von Wetter und Regen zum Theil zu seltsamen Formen ausgearbeitet worden. Unser Bild giebt die kühnste dieser Felsbildungen wieder.

Die Amerikaner nannten die höchste der Klippen, die der hervorragendste Punkt der ganzen Insel ist, den Bannerfelsen, weil sie auf der Spitze ihre Fahne aufpflanzten und sie mit einem Flintenfeuer begrüßten. Die Japaner, denen diese

Scene gewiß unverständlich war, sahen zu, ohne daß sie die geringste Unruhe verriethen.

Daß die jetzigen Bewohner auf diese von Fichten bewachsene und nur zum kleinsten Theil urbare Gegend wenig Gewicht legten, zeigte die ärmliche Bauart und Einrichtung der wenigen hier und da zerstreuten Wohnungen. In der Regel standen die Hütten zu zweien und dreien neben einander, und jede enthielt ein einziges, von Rauch geschwärztes und mit dem rohesten Hausrath ausgestattetes Zimmer. In zwei dieser Hütten war sechs Zoll über dem Boden ein Bambusgitter angebracht, auf dem die dicken Matten lagen, welche den Inselbewohnern zum Nachtlager dienen. Dagegen stieß man auf Zeichen, welche deutlich sagten, daß diese Gegend in sehr alten Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung getragen haben müsse. An den Rändern ungeheurer viereckiger Felsmassen, zwischen denen tiefe Spalten klasten, waren Gräber in den Stein gehauen. Sie waren sorgfältig gemeißelt, enthielten ein ziemlich geräumiges Gemach und waren an der Seite, die dem Eingang gegenüber lag, mit einem in den Felsen gehauenen Sitz ausgestattet. Mit den jetzigen Gräbern, die ohne Ausnahme über der Erde liegen, haben sie keine Aehnlichkeit. Die Begleiter der Amerikaner wollten oder konnten von diesen Denkmälern einer uralten längst untergegangenen Bevölkerung weiter nichts sagen, als daß sie Gräber der Männer des Teufels seien.

Eine Stunde vom Bannerfelsen entfernt wurde die merkwürdigste Erinnerung an eine verschollene Zeit aufgefunden. Auf einem Vorsprunge, der von der Centralkette in die Ebene hinaustrat, lagen die Trümmer einer Festung. Auf vielen Stellen waren die Mauern so mit Weinranken und Gesträuch überzogen, daß sie sich vom Felsen kaum unterscheiden ließen, doch konnte man die äußere Linie der Befestigungen verfolgen. Sie lief im Allgemeinen von Nordost gegen Südwest und war theilweise wohlerhalten. Hin und wieder sprangen viereckige Bastionen vor, deren Vorderseite nicht nach außen, sondern nach innen gebogen war. Durch diese Umfassungsmauer führte ein gewölbtes Thor zu einer Terrasse, auf der ein steinernes Gebäude stand, in welchem die Amerikaner ein Grabmal erkennen wollten. Auf einer steinernen Treppe gelangten sie zu einem zweiten gewölbten Thor, an das sich eine Vorhalle anschloß, und betraten nun das Innere der Festung. An der Nordseite waren Stufen in den Felsen gehauen, die unter den Grundmauern in einer halb mit kaltem Wasser gefüllten Grotte endeten. Der Tag war ein drückend heißer, und die Amerikaner fanden diese Grotte, vor der sich ein undurchdringliches Laubdach wölbte, köstlich.

Alle Bauten dieser alten Festung waren in Kalkstein vorzüglich ausgeführt. Die Steinblöcke hatten häufig vier Fuß im Geviert und waren so sorgfältig behauen und aneinander gefügt, daß man die Fugen kaum wahrnahm. Die Thorbogen hatten eine eigenthümliche Bildung, denn sie waren doppelt. Der untere Bogen bestand aus zwei behauenen Steinen, die fast eine Kegellinie darstellten und in der Mitte auf einander trafen. Darüber wölbte sich der zweite Bogen, der in seiner Form an ägyptische Muster erinnerte und einen regelmäßigen Schlussstein hatte.

In den reichen Ebenen, zu denen die Amerikaner von dieser Festung hinabstiegen, trat das Zuckerrohr zum ersten Male auf, und der Bambus wuchs so kräftig, daß er eines der Dörfer mit seinen bogenförmigen Zweigen beinahe verhüllte. Auch in dieser fruchtbaren Gegend kehrten die Zeichen einer frühern Bildungs-



Der Bannerfelsen auf den Liu-ku = Inseln.

epoche wieder. Außer Felsengräbern, die man für ägyptische hätte halten können, sah man kurze Säulen, deren höchste vier Fuß maß. Ihre Form war unverkennbar die des Lingam (Phallus), jenes bekannten Symbols der zeugenden Kraft. Wie kommt diese ostindische Form nach den Liu-ku? Sollte Meylan's Mittheilung, daß 50 nach Christus brahmanische Glaubenslehren in Japan Eingang gefunden hätten, am Ende doch wahr sein, obgleich sie allgemein bezweifelt wird?



Weiterhin weideten auf einer Hochebene mehrere Rinder, die ersten, welche man sah. Pferde zeigten sich hier und da, schienen aber ziemlich selten zu sein. Die Gegend wurde wieder reich bewaldet, die Hügel nahmen runde Formen an und die Ebenen hatten Wellenlinien. In dem Dorfe, wo übernachtet wurde, verriethen die Einwohner solche Neugier, daß sie zu Hunderten, Kopf an Kopf gedrängt, über die Mauer des Hofes blickten, in welchem die Amerikaner ausruhten. Um so größere Vorsichtsmaßregeln trafen ihre Begleiter. Ringsum wurden Feuer angezündet, und der düstere Schein der Fackeln, der sich fortwährend hin und her bewegte, verrieth, daß Wachen umhergingen, um die Fremden zu isoliren. In der ganzen Nacht blieben immer fünfzig bis sechzig Japaner neben dem Feuer sitzen und wachten. Da es wenig Moskitos gab, so hatten die Reisenden diesmal eine bessere Nacht.

Am nächsten Morgen betrat man eine anmuthige Ebene, die ziemlich ausschließlich mit Bohnen und süßen Kartoffeln bestellt war. Die Dörfer versteckten sich so ganz hinter Bambusgehölz, daß die Wächter ihre gewöhnlichen Mittel, die Amerikaner von den Ortschaften fern zu halten, nicht für nöthig hielten. Blos ein Führer ging voraus, der sich beständig links hielt, so daß es klar wurde, er wähle einen nach Schudy führenden Weg. Die Amerikaner wollten aber weiter und namentlich kam ihnen Alles darauf an, die Bucht kennen zu lernen, die auf ihren Karten als Barrowsbai bezeichnet wurde. Nach einer kurzen Berathung schlugen sie einen Weg ein, der sie dorthin geleiten mußte. Die Eingebornen widersprachen lebhaft, doch als sie sahen, daß auf sie nicht geachtet werde, gaben sie nach und waren eben so willig und zuvorkommend wie vorher.

Hinter einem Hügel, dessen weicher Kalkstein zwei natürliche Grotten bildete, entfaltete sich eine Landschaft, die einen reizenden Wechsel von Nadelholz und Feldern darbot und sowol in ihren Zügen als in ihrem dunkeln Laubwerk mit Gegenden des südlichen Deutschlands viel Aehnlichkeit hatte. Unter den Sträuchern war einer mit kleinen weißen Blüten und mit weichen hellgrünen Blättern und ein anderer mit gelben Beeren von stark aromatischem Geschmack. Neben der Orange trat eine Pflaumenart auf und in den Gärten wurde auch ein 15 Fuß hoher Baum mit milchweißen Blüten, die einen Muskatgeruch hatten, gepflegt.

Barrowsbai war als ein guter Hafen geschildert worden. Sicherheit bietet sie jedenfalls dar, denn die Südwinde werden durch ein hohes Vorgebirge abgehalten, und vier Inseln, die vor dem Eingange liegen, wirken wie Wellenbrecher. Das Wasser scheint jedoch außerordentlich seicht zu sein, so daß größere Fahrzeuge nicht einlaufen können. Es ist zugleich so salzig, daß das Gesicht eines Amerikaners, der ein Bad genommen hatte, nach dem Abtrocknen mit weißen Salztheilchen bedeckt war. Die Gegend war arm und vermochte zum Nachtessen nichts als einige gesalzene Fische, süße Kartoffeln und Zwiebeln anzubieten. Ein Knabe, dem in Gegenwärt von andern einige chinesische Münzen angeboten wurden, schlug sie aus, nahm sie aber unter lauten Aeußerungen des Danks, als seine Gefährten sich entfernt hatten. Die Amerikaner sahen daraus, daß die Einwohner sich blos deshalb so zurückhaltend benahmen, weil es ihnen von ihren Behörden befohlen

wurde. Am Abend nahmen sie bei ihrem Führer ein Papier wahr, das er mit Notizen über die Reise beschrieben hatte. Er mußte viel Merkwürdiges bemerkt haben, da sein Bericht bereits eine Länge von mehreren Ellen hatte.

Der nächste Tag war der vierte, und man mußte an die Rückkehr denken. Es wurde beschloffen, quer durch die Insel zu gehen, um womöglich den Melville-Hafen zu erreichen. Die japanischen Begleiter schlugen eine östliche Richtung vor, aber gerade dies bestimmte die Nordamerikaner, sich westlich zu halten und einem Pfad zu folgen, der in die Wälder, welche auf dem westlichen Abhange der Insel vorherrschen, mitten hineinführte. Sie hatten ihre Wahl zu bereuen. Der Pfad, den sie gewählt hatten, war ein Holzweg und seit langer Zeit nicht betreten worden. Unten auf dem Boden war Unterholz üppig aufgeschossen und über diesem hatten große rothe haarige Spinnen von Baum zu Baum ihre Netze gezogen. Dabei stieg der Weg in gerader Linie die Höhen hinauf und herunter und war oft so steil, daß man die Hände zu Hilfe nehmen mußte. Die japanischen Lastträger benahmen sich bewundernswürdig. Die Chinesen, welche die Amerikaner begleiteten, hatten sich gleich am ersten Tage ermattet gestellt und waren von keinem Nutzen gewesen, aber die Japaner der Insel, lauter Burschen von zwölf bis sechzehn Jahren, schleppten ihre schwere Last unverdrossen die steilsten Berge hinauf und verriethen nie durch ein Wort oder einen Blick Unzufriedenheit. Merkwürdiger Weise schwigten sie nie und nicht einmal trank einer von ihnen während des ganzen Tagemarsches. Erst Abends löschten sie ihren Durst mit Thee, der das einzige Erfrischungsmittel der Insel ist. Kann man ihn einmal nicht haben, so trinkt man heißes Wasser, aber kaltes nie. Wahrscheinlich gift das letztere für ungesund.

Der Ort, wo diesmal nach einem mühseligen Marsche übernachtet wurde, war der lieblichste der ganzen Insel. An der Seite eines schroffen Vorgebirges klebte ein Dorf, von Pinien, Bananen und Sagopalmen ganz überwuchert. Hinter ihm öffnete sich ein reizendes Thal, hinter dem sich ein Fluß unter Pinien zwischen grünem Rasen hindurchwand. Das Ganze war eine landschaftliche Idylle, wie man sie selten sieht. Man glaubte einen englischen Garten mit tropischem Pflanzenwuchs vor sich zu haben, und dabei waren die Häuser so behäbig und so reinlich, daß der Eindruck noch vermehrt würde. Der Kungwa oder die öffentliche Herberge, die zur Aufnahme der Amerikaner bestimmt war, lag auf der Spitze des Vorgebirges, und sein rothes Ziegeldach glänzte weithin in der Sonne. Das Aufgangsbild dieses Abschnittes zeigt, wie einladend und gemüthlich man diese Gebäude auf den Liukiu in ihre grüne Umgebung hinzustellen versteht.

Ihre innere und äußere Einrichtung ist stets dieselbe. Auf drei Seiten zieht sich eine offene Halle (Veranda) um das einstöckige Gebäude, das aus einem Hauptzimmer und mehreren Nebengemächern besteht. Das Hauptzimmer ist mit den feinsten Matten belegt und mit dem Hausgeräth der bessern Privatwohnungen ausgestattet. In der Nähe steht ein Nebengebäude, das die Küche und das Zimmer für die Dienerschaft enthält. Ein größerer oder kleinerer Garten mit Sagopalmen und Blumen fehlt nie.

Der weitere Weg führte nach der Versicherung der Japaner an der Küste hin. Die Amerikaner saßten zum zweiten Male Argwohn, daß man ihren Blicken irgend etwas Merkwürdiges entziehen wolle, und wandten sich ins Innere. Sie geriethen in Sümpfe, auf die steile, dicht mit Gebüsch bewachsene Berge folgten, und mußten unter dem etwas boshaften Lachen ihrer Begleiter an den Strand zurückkehren. Als sie die Richtung, der sie hartnäckig den Vorzug gaben, noch einmal einschlugen, nahm sie ein Urwald auf, der sich meilenweit ausdehnte. Einige pittoreske Naturerscheinungen waren ihre Entschädigung. Die merkwürdigste war ein Felsenthor, in welchem ein Strom verschwand, um funfzig Schritt weiter wieder hervorzutreten. Allem Anschein nach hatte ein Erdbeben die Felsen des engen Flußthales erschüttert, und durch herabstürzende Blöcke war das Thor entstanden. In dieser Wildniß traf man mehrmals auf Spuren von wilden Schweinen, die in diesem Theil der Insel häufig sein sollen, ohne eines der Thiere selbst zu sehen.

Der weit größte Strom, auf den man bisher gestoßen war, wurde auf einer steinernen Brücke von drei Bogen überschritten. Die mächtigen Pfeiler hatten noch einen dreieckigen Ausbau, um sie gegen den Andrang der Wellen nach Regengüssen besser zu schützen. Die Abhänge des Thales fielen fast senkrecht ab und trugen trotzdem den üppigsten Pflanzenwuchs. Nach dem Meere zu erhoben sich mächtige Klippen über dem Flusse, in die wieder Felsengräber eingemeißelt waren. Die Anstrengungen dieses Tages waren so groß gewesen, daß die Amerikaner in der Nacht keine Wachen mehr ausstellten. Sie hätten dies überhaupt immer unterlassen können, da ihre Wirthe in dieser Beziehung mehr als zuviel thaten. In der Nacht hörten sie fortwährend, wie der Regen auf die Dächer des Kungkwa niederfiel. Die Japaner waren nicht minder ermüdet gewesen und schlugen am andern Morgen vor, einen Rasttag zu halten. Um den Amerikanern recht eindringlich zu machen, was ihrer harre, nahmen sie mehrmals die Stellung von Menschen an, die im Schlamm ausgleiten und niederfallen. Ihre Vorstellungen halfen jedoch nichts und sogleich fügten sie sich mit der besten Laune in den fremden Willen. Sie bereiteten sich zum Marsche, indem sie einen Uebervurf umlegten, der mit dem Schaffell der römischen Hirten Aehnlichkeit hatte. Der Weg war indessen nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, und nach einiger Zeit hörte der Regen auf. Das einzige Bemerkenswerthe, was man auf dem kurzen Wege zum Meere sah, waren zwei steinerne Brücken über Seearme, deren Wellenbrecher dem Meere zugetehrt waren.

Um zwei Uhr war man wieder im Hause des Dr. Betelheim, von dem man ausgegangen war. Man hatte im Ganzen 24 deutsche Meilen gemacht und etwas mehr als die Hälfte der Insel kennen gelernt. Die Gegend südlich von Napa und die nördlichen Gebiete zu beiden Seiten des Hafens Melville blieben einer spätern Erforschung vorbehalten. Dr. Betelheim theilte noch mit, daß die alte Festung, von der vorhin die Rede war, früher eine königliche Residenz gewesen sei. Auf den Liuksiu habe es früher sieben Königreiche gegeben, jedes mit einem Schloß.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so waren sie einfacher Natur. Man fand Kalkstein, Thonschiefer und Granit von grauer Farbe, die zuweilen

fast ins Weiße überging. Der Kalkstein waltet vor und giebt der Landschaft häufig einen eigenthümlichen Charakter. Eine von ihm gebildete Felsenreihe zieht quer über die Insel und erhebt sich mit sonderbaren Formen zu hohen Spizen. Bald ist dieser Stein hart, bald hat er eine blasige Beschaffenheit und sieht genau wie Lava aus, mit der er in der That mehrmals verwechselt wurde. In dieser Form ist er so weich, daß er vom Wetter theilweise zerstört und von den Wellen unterwaschen wird. Am Meere findet man viele Korallenfragmente, die sich zu einem festen Stein vereinigt haben und in Tafelform, einen Fuß dick, auf der Erde liegen. Steinkohlen, nach denen eifrig gesucht wurde, fanden sich nicht.

Während der Abwesenheit der Reisegesellschaft waren die Japaner eifrig bemüht, Perry von seinem Entschluß eines Besuchs bei dem Regenten abzubringen. Sie fürchteten wahrscheinlich, daß man es in Japan übel vermerken werde, wenn sie mit Fremden in eine Art von diplomatischem Verkehr träten, und erfannen verschiedene Listen, diese Gefahr abzuwenden, die aber zu plump waren, um nicht durchschaut zu werden. Zuerst baten sie, daß die Zusammenkunft nicht in der Residenz, sondern in Napa stattfinden möge. Als Perry diesen Vorschlag mit kurzen Worten ablehnte, luden sie ihn zu einem großen Feste ein, das der erste Beamte von Napa einige Tage vor dem 6. Juni veranstaltete. Der Regent sollte wie zufällig erscheinen, und Perry würde nun, da er ihn am Lande gesehen hatte, auf einer förmlichen Audienz nicht haben bestehen können. Er errieth die Falle aber und nahm die Einladung nicht an. Die japanische Höflichkeit ließ es sich nicht nehmen, ihm die Speisen zu schicken, die man ihm vorsetzen wollte, und das Verdeck seines Schiffs wurde mit Geflügel, Fischen, Gemüsen und Früchten bedeckt. Als Alles mißlungen war, rief man seine Menschlichkeit an. Die Königin-Wittve, stellte man ihm vor, sei krank und zwar leide sie an den Folgen eines Schrecks, den sie gehabt habe, als ein englischer Seeoffizier gewaltsam in ihr Schloß gedrungen sei, um ein Schreiben von Lord Palmerston zu überreichen. Perry möge daher nicht darauf bestehen, das königliche Schloß zu betreten, sondern sich mit einem Besuche in der eignen Wohnung des Regenten begnügen. Wie leicht könne die Krankheit der Königin, wenn er in das Schloß eindringe, sich verschlimmern, ja selbst die Möglichkeit einer tragischen Wendung sei nicht ausgeschlossen! Perry glaubte von der ganzen Geschichte kein Wort und gab zur Antwort, wenn ein englischer Offizier vor ihm im Palast Aufnahme gefunden habe, so müsse er auf derselben Ehre bestehen. Sei die Königin-Wittve krank, so habe er ausgezeichnete Aerzte, die ihr gern ihre Dienste anbieten würden; habe der Schreck bloß ihre Nerven angegriffen, so werde das Schauspiel eines feierlichen Zugs und die Musik, die ihn begleite, zu ihrer Erheiterung beitragen.

Die Japaner hatten ihre Erfindungsgabe erschöpft und machten weiter keine Einwendungen. An dem Tage, den sie so fürchteten, war der Himmel anfangs bewölkt und es regnete zuweilen, aber bald trat die Sonne hell und glänzend hervor und verjagte alle Dünste. Perry hatte seine Vorbereitungen getroffen, den Japanern einen möglichst hohen Begriff von nordamerikanischer Macht und nordamerikanischem Glanz beizubringen. Als das Flaggenschiff um neun Uhr Morgens

das Signal gab, ruderten alle Boote zugleich in einer imposanten Linie zum Ufer und setzten in dem kleinen Dorfe Tumat, eine halbe Meile von Schudy, Geschütze, Matrosen und Marinejoldaten ans Land. Die letztern bildeten sogleich unter den Pinien der Landstraße eine regelmäßige Linie und erwarteten den Commodore. Als Alles geordnet war, bestieg Perry seine Barke und näherte sich, von vielen Hunderten von Zuschauern beobachtet, dem Lande. Nun bildete sich der Zug. Zwei Feldgeschütze, über denen amerikanische Banner wehten, fuhrten voran. Dann folgte die Musik des Flaggenschiffs mit einer Kompagnie Marinejoldaten. Die nächste Abtheilung des Zuges bestand aus Perry und seinem Gefolge. Der Commodore saß in einem Tragesessel, an dem europäische Augen gewiß viel auszu sehen gehabt haben würden, da der Schiffszimmermann ihn gearbeitet hatte. Den Inselbewohnern imponirte er vielleicht, da er in großen Verhältnissen angelegt, mit Malereien und Vergoldung bedeckt war und rothe und blaue Teppiche weit von ihm herunter hingen. Acht chinesische Lastträger trugen die gewaltige Maschine, neben der ein in einen Wagen verwandelter Schiffszunge, ein chinesischer Aufwärter und Wachen gingen. Sechs andere Lastträger folgten mit den Geschenken für den Regenten, und an sie schlossen sich die Offiziere der Flotte, eine zweite Musikbande und noch eine Kompagnie Marinejoldaten an.

Die Eingebornen waren in Menge herbeigeströmt und füllten beide Seiten der Landstraße. Sie gehörten fast ohne Ausnahme zu der untersten Klasse und sahen ärmlich aus. Viele von ihnen gingen, abgesehen von einem um die Hüften geschlungenen Tuche, ganz nackt. Auffallend war es, daß man unter diesen Tausenden von Zuschauern nicht eine einzige Frau sah. Keiner verrieth Furcht und jeder war bestrebt, den hinter ihm Stehenden die Aussicht nicht zu verderben. Die vordersten Reihen knieten nieder, die auf sie folgenden standen gebückt da, und erst die letzten behielten ihre aufrechte Stellung, so daß Jeder sehen konnte. Die Neugierigsten verließen ihren Platz, sobald der Zug vorüber war, und liefen auf Nebenwegen voran, um den nie gesehenen Anblick noch einmal zu haben.

Auf dem Landungsplatze wurden die Amerikaner bloß von einem Beamten bewillkommt, demselben, der den Führer ihrer Reisegesellschaft gemacht hatte. Die vornehmen Würdenträger hatten sich am Thor von Schudy zum Empfang versammelt. Der Regent stand mit seinen drei Staatsrätthen an der Spitze und alle trugen ihre besten Kleider. Nach einer kurzen Begrüßung betrat man die Hauptstraße der Stadt. Der Regent begleitete den Commodore, sein Gefolge schloß sich an. Die niedrigere Dienerschaft trug entweder Sonnenschirme oder Schalen mit Erfrischungen. Die Hauptstraße war ganz leer von Menschen und man konnte so die übertriebene Reinlichkeit bemerken, die man bei dieser feierlichen Gelegenheit für nöthig gehalten hatte. Nicht genug, daß nirgends ein schmutziger Fleck zu sehen war, hatte man sogar den geringsten Staub sorgfältig entfernt. In einer Seitenstraße, die in den Hauptweg einmündete, war eine große Menschenmenge versammelt, und hier spielte der letzte Versuch, die Amerikaner nicht in das königliche Schloß, sondern in die Wohnung des Regenten zu führen. Sie war in der Nähe und der Commodore wurde eingeladen, dort ein Frühstück anzunehmen. Hätte er



Steiger, Japan.

Feierlicher Empfang des Commodore Perry am Thore von Eschsch.

eingewilligt, so würde er das königliche Schloß nicht betreten haben. Sein Dolmetscher befaß Takt genug, die Einladung nicht zu hören, und ging gerade auf das Schloß zu. Man hatte so fest auf das Gelingen dieser letzten List gerechnet, daß die Thore desselben verschlossen waren. Dadurch entstand ein Aufenthalt, denn man mußte erst öffnen lassen und Vorbereitungen zum Empfang treffen. Die Geschütze und die Marinesoldaten blieben vor dem Eingange zurück, und während der Commodore durch das erste Thor schritt, präsentirten die Soldaten die Gewehre, die Fahnen wurden gesenkt und die Musik spielte: Heil Columbia!

Das königliche Schloß liegt auf einer Höhe und man mußte zu einer zweiten Mauer und einem zweiten Thor emporsteigen. Das letztere führte zu dem Vorhofe des Palastes, um den sich Gebäude zogen, die von Dienern und ähnlichen Angehörigen des Hofstaats bewohnt zu sein schienen. Auf der östlichen Seite zeigte sich ein zweites Thor, das die Form einer chinesischen Ehrenthore hatte und aus zwei Bogen bestand. Durch den Bogen zur Rechten, der nur von vornehmen Personen betreten werden darf, wurde Perry geführt. Er hatte jetzt den Haupthof erreicht, der abwechselnd mit Kies und mit Ziegeln gepflastert und von einfachen hölzernen Gebäuden von einem Stockwerk Höhe umgeben war. Auf der nördlichen Seite lag der große Empfangssaal, alle übrigen Seiten waren mit Schirmen verstellt, hinter denen man die Königin und ihre Hofdamen vermutete.

Sowie man den Saal betreten hatte, wurde der Commodore zu einem Stuhl geführt, der auf der rechten Seite und am obern Ende des Gemachs stand. Die Offiziere nahmen in der Reihenfolge ihres Ranges neben ihm Platz. Der Regent setzte sich mit seinen Staatsrathen gegenüber und hinter ihm stellten sich seine Diener in einer doppelten Reihe auf. Die Dolmetscher standen zwischen dem Commodore und dem Regenten. Die Sitze glichen unsern Feldstühlen und waren aus dunklem Holz gearbeitet und mit Firniß überzogen. Den Amerikanern blieb vollauf Zeit, sich die Einrichtung des Saales anzusehen, die übrigens eine sehr einfache war. Den Hauptschmuck der Wände bildete eine große rothbemalte Tafel, auf der in chinesischen Schriftzeichen zu lesen war: Der erhabene Raum der dufenden Feste.

Man begrüßte sich und dann wurden Tische gebracht, auf die man Erfrischungen stellte. Man hatte den Besuch an diesem Orte nicht erwartet und so wurde nichts als schwacher Thee und zäher Pfefferkuchen herungereicht. Perry eröffnete die Unterredung, indem er den Regenten auf sein Schiff einlud und ihn bat, selbst zu bestimmen, ob er vor der nahen Abfahrt der Schiffe kommen, oder bis zu ihrer baldigen Rückkehr warten wolle. Der Regent überließ seinem Gast die Entscheidung, und dieser wählte nun den fernern Zeitpunkt, womit sein Wirth sehr zufrieden zu sein schien. Die nächste Ceremonie bestand darin, daß der Regent verschiedene große rothe Karten in die Hand nahm, die man auch in China bei feierlichen Gelegenheiten sieht, mit seinen drei Staatsrathen aufstand, einige Schritte vortrat und eine tiefe Verbeugung machte. Der Commodore gab diese Höflichkeit zurück und bot dann dem Regenten alle Gegenstände an, deren er etwa bedürfe, vorausgesetzt daß er sie auf seinen Schiffen habe. Die vier Würdenträger antwor-

teten damit, daß sie wieder aufstanden, einige Schritte vortraten und sich tief verbeugten. Damit war die Unterredung zu Ende, aber man saß sich noch eine ganze Stunde gegenüber. Aus dem Benehmen der Japaner ging deutlich hervor, daß sie verlegen und unruhig waren. Sie mochten die Folgen fürchten, welche dieser aufgedrungene Besuch der Amerikaner im königlichen Schloß für sie haben könne. Endlich erhob sich der Regent und lud zu einem Besuche in seiner eignen Wohnung ein. Jetzt war keine Veranlassung zur Weigerung mehr da, und so verließ man den langweiligen Empfangssaal.

Das Schloß des Regenten bestand aus einem Hauptgebäude mit einer offenen Halle und aus zwei Seitenflügeln, die sich ebenfalls gegen den Hof hin öffneten. Hier war der Empfangssaal mit schönen Matten belegt und auf vier Tischen zeigten sich die Vorbereitungen zu einem glänzenden Gastmahl. Man setzte sich sogleich zu den Tafeln, auf deren jeder ein irdenes Gefäß mit Saki stand, von vier eichelförmigen Schalen, vier chinesischen Bechern und vier Theetassen umgeben. Die meisten der Gerichte, mit denen man die Tische besetzt hatte, waren den Amerikanern unbekannt. Sie erkannten roth gefärbte gekochte Eier, gerollte und in Fett gekochte Fische, Stücke von gebackenen kalten Fischen, Schnitte von Schweinsleber, Kandiszucker, Gurken, Senf, gesalzene Rettige und geröstetes mageres Schweinefleisch. Zuerst wurde Thee herumgereicht, auf den Saki vom Geschmack des Franzbranntweins in ganz kleinen Tassen folgte. Die japanische Sitte schreibt vor, daß man Gästen vom höchsten Range zwölf Gänge vorsezt, und die Amerikaner mußten es daher als eine hohe Ehre ansehen, daß man sie dieser Zahl von Schüsseln würdig gehalten hatte. Die acht ersten Gänge waren verschiedene Suppen mit Wehlklößchen, und man benutzte dabei sowol Löffel als japanische Gabeln, d. h. kleine zugespitzte Bambusstäbchen, welche die Amerikaner anfänglich für Zahnstöcher hielten. Bei den vier andern Gängen kam Pfefferkuchen, ein Salat von grünen jungen Bohnen und Zwiebeln, dunkelrothe Klöße, deren Inhalt ein zucker süßer Pflanzenstoff war, den ein zäher Teig überzog, und eine köstliche Mischung von geschlagenen Eiern und einer zarten weißen Wurzel von höchst aromatischem Geschmack. Auch die Gerichte, deren Bestandtheile den Amerikanern ein Räthsel blieben, waren schmackhaft zubereitet.

So gezwungen das Benehmen der Japaner im königlichen Schloß gewesen war, so frei und heiter war es jetzt. Ein Europäer hätte einen geringesehnenen Gast nicht freundlicher aufnehmen können. Bei jedem neuen Gange erhoben sich die vier Würdenträger und leerten ihre kleinen Satitassen auf das Wohl der Amerikaner. Sie machten dabei jedesmal die Nagelprobe unserer Studenten, indem sie ihr Trinkgeschirr auf einen Zug leerten und es dann umkehrten, um zu zeigen, daß nicht ein Tropfen mehr darin sei. Der Commodore ahnte dieses Beispiel nach und brachte alle die Gefundheiten aus, welche bei solchen Festen üblich sind. Eine besondere Freude machte es ihm, daß der Dolmetscher des Regenten, ein junger in Peking erzogener Eingeborner, der etwas englisch sprach, mit der nordamerikanischen Geschichte bekannt war und Washington als einen sehr großen Mandarin bezeichnete.



Als das Essen vorüber war, bildete sich der Zug wieder in der frühern Weise. Die Würdenträger gaben bis zum Thor der Stadt das Geleit. Draußen äußerte sich die Seemannsnatur, indem einige der jüngsten Offiziere vier Ponies in Beschlag nahmen und die Kleinen, aber äußerst lebhaften Thiere bestiegen. Die würdige Haltung des Zugs ging dadurch verloren, aber der Commodore ließ sie gewähren, und eine Störung entstand weiter nicht.

Perry hatte alle Ursache, mit diesen ersten Resultaten seiner Expedition zufrieden zu sein. Die Erfahrung hatte ihm jetzt gezeigt, daß sein Verfahren das richtige sei. Er handelte consequent nach dem Plan, jeden Schritt, den er thun wollte, vorher nach allen Seiten hin zu überlegen und den Japanern, nachdem er mit seinen Erwägungen fertig geworden war, anzukündigen, was demnächst geschehen werde, sich dann aber durch keine List und keine Lüge von seinem Entschlusse abbringen zu lassen. Schon auf den Liukiu zeigte es sich, daß diese ruhige Festigkeit den Japanern Achtung abnöthigte. Ihr Benehmen gegen ihn wurde ein anderes, wenn sie auch hin und wieder noch Versuche machten, ihr altes System für den Verkehr mit Fremden auf ihn anzuwenden. So lehnten sie jede Bezahlung für die gelieferten Lebensmittel ab, allein Perry brauchte blos zu erklären, es sei nirgends Sitte amerikanischer Kriegsschiffe, sich Geschenke machen zu lassen, und sie nahmen sein Geld. Das war ein großer Sieg, da die Japaner seit Jahrhunderten zum ersten Male einen Fremden nicht als einen untergeordneten Bittenden, dessen Noth zu lindern Pflicht der Menschlichkeit sei, sondern als einen Gleichberechtigten betrachteten.

Während des Aufenthalts auf den Liukiu wurden die Mannschaften Tag für Tag im Schiffs- und Kriegsdienst geübt. Zweimal fand eine Musterung statt, bei der die Boote mit ihren Geschützen sich in Linie aufstellten und dann Bewegungen ausführten. Für die Einwohner hatte dieses Schauspiel ein großes Interesse. Wo ihre eignen Kriegsmittel sich befanden, wurden die Amerikaner nicht gewahr. Nie zeigten sich Soldaten, niemals ließ sich auch nur ein Gewehr sehen. Daß man auf den Inseln den Gebrauch der Feuerwaffen kannte, wußten die Amerikaner und sahen es auch daran, daß die Einwohner, wenn geschossen wurde, keine Theilnahme oder Neugier an den Tag legten. Nur das überraschte sie, daß beim Abfeuern eines Gewehres vom Zündloche kein Rauch aufstieg. Sie hatten mithin noch keine Percussionsgeschlöffer gesehen.

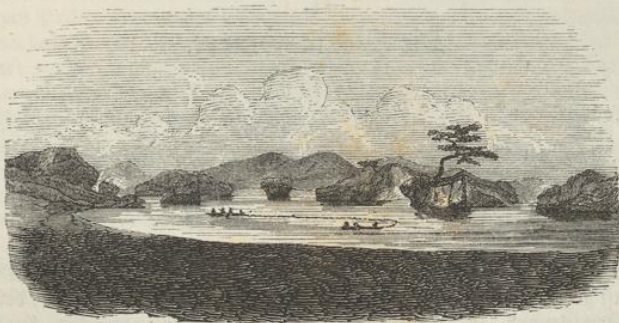
Commodore Perry beabsichtigte von den Liukiu aus die Bonin = Inseln zu besuchen. Er bestimmte für diese Fahrt zwei seiner Schiffe, „Susquehanna“ und „Saratoga“, und ließ den übrigen Theil des Geschwaders zurück. Kapitän Lee, auf den als nächsten Offizier der Oberbefehl überging, erhielt die Weisung, den Verkehr mit den Einwohnern in der alten freundlichen Weise fortzusetzen und seinen Leuten nicht die geringste Unordnung zu gestatten. Am Ufer wurde ein Zelt errichtet, in dem einer der Seekadetten regelmäßige Beobachtungen der Ebbe und Flut anstellte. Das Resultat war, daß der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande etwa sechs Fuß betrug.

Bei der Abfahrt umsegelte Perry den südlichen Theil der Küste, der bergig

und pittoresk ist, jedoch hinsichtlich der Fruchtbarkeit und des Anbaus den Gegenden im Osten und Westen nachsteht. Am Nachmittag (9. Juni) verlor man die Liuksiu aus dem Gesicht und kam nun bald in das Gebiet des Südwestmonsuns, der den gegen Nordosten segelnden Schiffen kräftig vorwärts half, obgleich eine starke, von Osten kommende Meerströmung die Schnelligkeit der Bewegung verminderte.

Die Einformigkeit der Fahrt wurde durch ein trauriges Ereigniß, einen Todesfall an Bord, unterbrochen. Mit dem Dolmetscher Williams hatte sich in China ein alter Chinese eingeschiffet, der als ehemaliger Sprachlehrer von Nutzen sein konnte. Unglücklicher Weise war dieser Mann der Gewohnheit des Opiumrauchens im höchsten Grade ergeben und hatte durch sie Kraft und Gesundheit eingebüßt. Jetzt erfaßte ihn die Seekrankheit und zerstörte seinen entnervten Körper in wenigen Tagen. Der Säuferswahnsinn, der die Branntweintrinker für ihre Unmäßigkeit bestraft, ist schon schrecklich genug, doch das Ende dieses Opiumrauchers war noch weit graufiger. Der Todeskampf dauerte eine Woche und war von halbem Wahnsinn begleitet. Das Fleisch der Wangen verschwand, das Gesicht nahm eine bleichgelbe Farbe an, jedes Glied war in einer beständigen Bewegung, die verglasten Augen starrten wild umher. Die übrigen Chinesen, die an Bord waren, bewiesen nicht die geringste Theilnahme für ihren sterbenden Landsmann. Keiner besuchte ihn, und als man zwei von ihnen zwang, bei ihm zu wachen, kauerten sie in einer Ecke des Zimmers nieder und bekümmerten sich nicht um ihn.

Die See war glatt, die Luft kühl und erfrischend. Vom Monsun getrieben, legten die Schiffe ihren Weg schnell zurück und sahen bereits am Morgen des 14. Juni die steilen und hohen Klüften der drei größten Bonin-Inseln, Peel, Buckland und Stapleton, aus den Wellen steigen. Auf dem offenen Meere segelten von entgegengesetzten Seiten zwei große Schiffe heran, jedenfalls Walfischfänger. Dann stießen Lootsenboote von der Peel-Insel ab, auf die Perry zusteuerte, und führten die Amerikaner in einen sichern Hafen.



Aussicht der Liuksiu-Inseln.



Die Südostsicht auf der Peef-Insel (Bonin-Inseln).

## II.

### Die Bonin-Gruppe.

Frühere Besitznahmen der Inseln. — Ihre Entdeckung durch die Japaner. — Beechey und Lütke. — Nathaniel Savory, ein moderner Robinson. — Zweck von Perry's Besuch. — Die Ansiedlung am Lloydhafen. — Erforschung der Peef-Insel. — Felsen und Abgründe. — Die Pflanzenwelt. — Spuren vulkanischer Einwirkungen. — Ein erloschener Krater. — Die Thierwelt. — Die Insel Stapleton. — Die Insel der Täuschung und die Borodinos.

**D**ie Bonin-Inseln bilden drei Gruppen, die zwischen  $26^{\circ} 3'$  und  $27^{\circ} 45'$  n. Br. in fast gerader Linie von Süden gegen Norden liegen. Port Lloyd, der Hafen der mittlern Gruppe, in dem die Amerikaner ihre Anker auswarfen, liegt unter  $142^{\circ} 16' 30''$  östl. L. Diese mittlere Gruppe, die man vorzugsweise die Bonin

nennt, besteht aus den drei Inseln Peel, Buckland und Stapleton. Die südliche Gruppe führt bei den Engländern den Namen der Bailey-, bei den Amerikanern den der Coffin-Inseln, die nördliche Gruppe, zu der man auch mehrere weiter südlich liegende Inseln zählt, heißt die Parrys-Gruppe. Die Zahl der sämtlichen Inseln der Gruppe, die kleinsten mitgerechnet, wird zu 89 angegeben.

Es ist wahrscheinlich, daß die Spanier oder Holländer die Bonin-Inseln zuerst entdeckten. Die Spanier nannten sie Islas de Arzobispo (Erzbischofs-Inseln), die Holländer Wüst Giland (wüste Inseln). Im Jahre 1675 gelangte eine japanische Dschunke, wahrscheinlich vom Sturm verschlagen, zu der Gruppe. Der japanische Bericht über dieses Ereigniß, wie Klaproth ihn übersetzt hat, lautet: „Im dritten Jahre der Regierung Ohen Fo's (1675) machten drei Einwohner von Nagasaki eine Seereise nach dem Fürstenthum Jhu. Sie schifften sich auf einer großen Dschunke ein, die ein geschickter chinesischer Zimmermann gebaut hatte. Diese drei Männer waren in der Astronomie und in der Erdkunde wohlbewandert, und der erste Schiffsbauer des Hafens von Simoda, der in der Negasse wohnte, begleitete sie. Das Schiff wurde von dreißig Seeleuten gelenkt. Als sie von der kaiserlichen Seebehörde einen Paß erhalten hatten, verließen sie am fünften Tage des vierten Monats den Hafen von Simoda und steuerten nach der Insel Fatsio. Von dort segelten sie gegen Südosten und entdeckten eine Gruppe von achtzig Inseln. Sie zeichneten eine Karte derselben und erkundeten ihre Lage, ihr Klima und ihre Erzeugnisse genau. Am 20. Tage des 6. Monats desselben Jahres kehrten sie nach Simoda zurück und berichteten über ihre Entdeckung.“

Die Japaner nannten die Gruppe Bonin Sima (die menschenleeren Inseln). Eine Zeit lang schickten sie Verbrecher dahin, aber diese Niederlassung wurde bald wieder aufgegeben, und die Inseln kehrten in ihren frühern Zustand zurück. Die südliche Gruppe wurde 1823 von Coffin, der einen Walfischfänger von Nantucket befehligte, besucht. Im Jahre 1827 landete der Engländer Beechey auf der Peel-Insel und nahm sie für seine Regierung in Besitz. Die Kupferplatte, auf die er einen kurzen Bericht über seinen Besuch und seine Besitznahme eingraben ließ, ist zugleich mit dem Baume, an dem sie befestigt wurde, verschwunden. Eine zweite Besitznahme vollzog im folgenden Jahre der Russe Lütke, indem er Sorge trug, der Welt durch ein an einen Baum genageltes Bret zu verkünden, daß der russische Doppeladler seine Fittige über diese Insel ausgebreitet habe. Die Engländer betrachteten sich als die rechtmäßigen Besitzer. Während der Wirren mit China und namentlich nach dem Frieden von Nanking war in London mehrmals die Rede davon, auf den Bonin Kriegsvorräthe und Lebensmittel aufzuhäufen und die Gruppe zu einer Station zu machen, die man benutzen könne, um das nahe Japan nöthigenfalls mit Gewalt aufzuschließen. Inzwischen hatte die Peel-Insel Einwohner erhalten, die nichts weniger als geneigt waren, die englische Souveränität anzuerkennen.

Fast auf jeder Insel der Südsee spielen moderne Robinsonaden. Der Zauber, den diese aus dem Meere gehobenen reizenden Schöpfungen einer verhältnißmäßig

neuen Zeit selbst auf rohe Gemüther üben, ist so groß, daß viele Matrosen ihn nicht zu widerstehen vermögen. Von den Walfischfängern, die jeden Winkel dieser Meere nach ihrer feltener werdenden Beute durchspähen, stehlen sich häufig Leute fort, um ihr Leben unter den Palmen einer einsamen Insel zu beschließen. Eben so oft bestehen diese Robinsons der Gegenwart aus schlechten Matrosen, die der Kapitän fortjagt, und es mischen sich auch entwichene Sträflinge aus Australien unter sie. Die Ansiedler, welche die Peel-Insel im Jahre 1830 erhielt, gehörten zu der achtbaren Klasse. Sie kamen von den Sandwichs-Inseln und brachten mehrere der dortigen Kanakas, außerdem Eingeborne von den Marquesas und Tahitier mit. Zu ihrer Ansiedlung wählten sie den Hafen der Peel-Insel, der etwa in der Mitte der westlichen Küste liegt und von Beechey den Namen des Lloyd-Hafens erhalten hat.

Zu ihrem Oberhaupte schwang sich der Nordamerikaner Nathaniel Savory auf. Er gab der Insel eine Verfassung und Gesetze, die an Einfachheit ihres Gleichen suchen. Sich selbst ernannte er zum Präsidenten, zwei seiner Begleiter zu Ministern und übernahm mit diesen beiden Gehülfen die ganze vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt. Die Pflichten der Staatsbürger — Rechte ertheilte er ihnen nicht — bestimmte er in dreizehn Paragraphen, welche besagen, daß jeder Einwohner etwaige Streitigkeiten der Behörde vorlegen müsse, keinen Matrosen eines Walfischfängers zum Ausreißen verleiten dürfe und sich jeder Beschädigung fremden Eigenthums zu enthalten habe. Das Ganze krönte die stolze Erklärung, daß die Niederlassung von Port Lloyd lediglich auf ihre eignen Kräfte baue und weder die Hilfe eines fremden Staats beanspruche, noch angebliche Eigenthumsrechte eines solchen auf die Peel-Insel anerkenne.

Perry besuchte die Bonin-Gruppe zu politischen und zu Handelszwecken. Die Vereinigten Staaten haben ein hohes Interesse, in den Gewässern der Südsee festen Fuß zu fassen. Bis jetzt besitzen dort die Engländer die Uebermacht und neben ihnen greifen die Franzosen von Jahr zu Jahr stärker um sich. Der Einfluß, den die Nordamerikaner auf den Sandwichs-Inseln errungen haben, genügt nicht, um ein Gleichgewicht herzustellen. Eine Besitznahme der Bonin-Gruppe wäre ihnen daher sehr wünschenswerth, und zwar um so mehr, als diese Gruppe in der Linie der großen Verkehrsstraßen liegt. Ein Schiff, das von San Francisco nach Schanghai segelt, hat zwei natürliche Haltpunkte: die Sandwichs und die Bonin. Von Kalifornien zu den Sandwichs hat man 465, von den Sandwichs zu den Bonin 733, von den Bonin bis Schanghai 240 Meilen, also zusammen 1438 Meilen, die man, auf den Tag 53 Meilen gerechnet und mit dem nöthigen Aufenthalt in den Häfen, in dreißig Tagen zurücklegen kann. Von Schanghai nach London braucht man 52—55 Tage. Die Regierung der Vereinigten Staaten wollte eine regelmäßige Verbindung zwischen Schanghai und San Francisco einrichten und hatte Perry den Auftrag gegeben, zu ermitteln, ob die Bonin Kohlen befäßen oder zu einer Kohlenstation benugt werden könnten. Abgesehen von diesen Interessen der Zukunft hatte man ein naheliegendes Bedürfniß zu befriedigen. In dem Meere zwischen den Bonin und Asien, namentlich in dem an Japan an-



Natürliche Grotte auf den Bonin-Inseln.

trofen über  
 mittel dieser  
 wüßig Kunde  
 en. Eben  
 n, die der  
 ralien an  
 ferten ga  
 en mehrere  
 Tabeller  
 r etwa in  
 d-System

al Savoy  
 heit ihrer  
 Besleiter  
 sische,  
 -Weste  
 besagen,  
 keinen  
 der Be  
 die Folge  
 in Kräfte  
 e Gigen-

streden.  
 er Süd-  
 aht und  
 er Ein-  
 genügt  
 Gruppe  
 Gruppe  
 in Fran-  
 isch und  
 andwisch  
 zusammen  
 nöthigen  
 schungspu  
 en Eis-  
 francisco  
 n Rollen  
 von die  
 riedigen  
 span war

grenzenden Theile, giebt es viele Walfische, und eine Art, der Höckerwalfisch, besucht die Küsten der Bailey-Gruppe in der Zeit zwischen November und Mai, in der das weibliche Thier seine Jungen wirft. Perry's Besuch stiftete Nutzen genug, wenn er einen Zufluchtsort für diese Schiffe nachwies, wo man Vorrathshäuser anlegen konnte.

Beim Heransegeln trat die Entstehung der Peel-Insel durch vulkanische Kräfte deutlich vor die Augen. Vor der Küste ragten Felsblöcke aus dem Meere, die von Erderschütterungen dorthin geschleudert worden waren und gleich den Vorgebirgen die grotesksten Formen hatten, bald wie Schlösser und Thürme, bald wie Fabelthiere ausfahen. In die unterseeischen Felsenrisse hat glühende Lava Oeffnungen gerissen, die verschiedene Zugänge zum Hafen gewähren. Oft sind die Seitenwände so glatt, als seien sie mit dem Meißel behauen; zuweilen haben sie Vorsprünge, die nach unten zu weiter vortreten und gleichsam Stufen einer Treppe darstellen. Lloyd-Hafen selbst ist unverkennbar ein alter Krater, und die Einfahrt läßt sich als die Stelle erkennen, durch die früher die Lava ihren Abfluß nahm. An mehreren Stellen seiner Ufer sind Höhlen entstanden, durch die man mit dem Boot hindurchfahren kann. Eine derselben wird in der Mitte durch einen Feiler gestützt, eine andere steigt nach innen zu mit einer regelmässigen Wölbung auf, als sei sie ein Werk menschlicher Hände. Sogar den Schlüsselstein des Gewölbes glaubt das Auge wahrzunehmen.

Die kleine Niederlassung des Lloyd-Hafens zählte bei Perry's Ankunft 31 Köpfe. Vier davon waren Nordamerikaner, vier Engländer, einer ein Portugiese, die übrigen Südsee-Inulaner, meistens von den Sandwichs-Inseln. Alle schienen glücklich und zufrieden zu leben und die Europäer hatten sich bequem eingerichtet. Wie sie erzählten, hatten sie zweimal Japaner gesehen, die durch einen Sturm verschlagen worden waren. Im Jahre 1841 erschien in Lloyd-Hafen eine Dschunke von vierzig Tonnen und blieb den Winter über. Im Frühling segelte sie ab und wurde von den Kolonisten, da sie nichts als getrocknete Fische an Bord hatte, unentgeltlich mit Lebensmitteln versehen. Acht Jahre später brachte ein französisches Schiff fünf Japaner in die Niederlassung, die es auf der nahen Stapleton-Insel aufgenommen hatte. Die Unglücklichen waren Schiffbrüchige und saßen in einem fast hilflosen Zustande an einem Feuer, als die Franzosen sie entdeckten. Perry fand bei seinem Besuche das Wrack ihres Schiffes, das sich durch seine kupfernen Nägel als ein japanisches kennzeichnete.

Um den Hafen, in welchem Perry vor Anker ging, zieht sich eine Ebene, von der die Ansiedler etwa 150 Acker in Anbau genommen hatten. Der Boden, der bis zur Tiefe von mehreren Fuß aus vegetabilischer Fruchterde besteht, ist außerordentlich ergiebig. Nichts scheint besser zu gedeihen als Zuckerrohr, das eine bedeutende Höhe erreicht und so gut wie keiner Pflege bedarf. Die süße Kartoffel trägt sehr reichlich und wächst bis zu einer ungewöhnlichen Größe. Die europäische Kartoffel war seit so kurzer Zeit angepflanzt worden, daß sich noch nicht entscheiden ließ, ob sie nicht ausarten werde, wie dies in wärmeren Klimaten fast unabänderlich der Fall ist. Außerdem bauen die Ansiedler Brodwurzeln, Taro,

Nettige, Zwiebeln, Rüben, Hülsenfrüchte, Kürbisse, Melonen u. a. m. Zucker und Tabak erzeugen sie so viel, als sie zu eignem Gebrauch bedürfen. An vierfüßigen Hausthieren haben sie Schafe, Schweine, Ziegen und Katzen. Perry fügte diesen Gattungen nützlicher Thiere zwei Stiere und zwei Kühe, zwei Widder und sechs Mutterchafe von der Schanghal-Art mit breiten Schwänzen zu. Die Katzen und Schweine sind zum Theil verwildert und leben in den Wäldern, wo man auf sie Jagd macht. Ueberhaupt verrathen alle Hausthiere der Niederlassung einen großen Hang, zum wilden Leben zurückzukehren. Auf der nahen Stapleton-Insel wimmelt es von wilden Ziegen, den Nachkommen eines einzigen Paares, das ein Schiffer zurückließ. Das zahme Geflügel besteht in Hühnern, Truthühnern, Gänsen und Enten.

Der Loyd-Hafen ist geräumig und bequem, hat eine bedeutende Tiefe und die Einfahrt ist eben so leicht wie die Ausfahrt. Perry erklärte ihn bei seinem ersten Besuche auch für sicher, allein dieses Urtheil hat sich als irrig erwiesen. Er wird von den charakteristischen Stürmen dieser Breiten heimgesucht, von denen in der Einleitung die Rede war. Sie brechen plötzlich wie eine Lawine über die Berge herein und wühlen die Bucht in ihren Tiefen auf. Als die zweite Expedition der Nordamerikaner unter Ringgold und Rodger die Bonin-Gruppe besuchte, fand man am Ufer die Anker von acht Schiffen, deren Tane der Sturm wie Spinnweben zerrissen hatte. Wie stark der Hafen besucht wird, zeigte sich bei dem kurzen Aufenthalt der Amerikaner. In diesen wenigen Tagen liefen drei Walfischfänger ein, zwei Amerikaner und ein Engländer. Die vielen anlegenden Schiffe zu versorgen, reichen die Erzeugnisse des angebauten Theils nicht aus. Ein paar Schiffe zehren die ganzen vorhandenen Vorräthe auf. Für spätere Besuche bleibt in einem solchen Falle nichts als etwa süße Kartoffeln und Zwiebeln.

Vieles bietet die Natur selbst ohne Beihülfe des Menschen an. Die Schiffe finden süßes Wasser in Menge und ebenso Holz. In jeder der Schluchten, die auf die Ebene am Hafen ausmünden, fließt ein Bach, und an den Ausgängen dieser Schluchten liegt auch das meiste urbar gemachte Land. Das Meer beherbergt Massen von Fischen, besonders Seebarben und Rochen. Haiische sind sehr zahlreich und besuchen, wenn sie klein sind, selbst die seichtesten Stellen am Ufer. Wie die Ansiedler erzählten, lauern die Hunde ihnen dort auf und ziehen sie ans Ufer. Das Fischen unterliegt übrigens Schwierigkeiten, da die scharfen Korallenriffe nur wenige Stellen freilassen, wo man das Netz ans Ufer ziehen kann. Eine vorzügliche Erfrischung sind die großen grünen Schildkröten, deren es im Sommer so viele giebt, daß die Ansiedler sie einsalzen und für den Winter aufbewahren.

Unter den Schalthieren herrschen die Landkrabben vor und sind am stärksten durch den sogenannten Piraten vertreten. Der Name des merkwürdigen Thieres rührt von seiner Gewohnheit her, sich der Schalen anderer Thiere zu bemächtigen und seinen zarten Schwanz damit zu schützen. Am liebsten nimmt er die leeren Schalen der Arten Bulla, Murex und Buccina, die für die Größe seines Schwanzes passen, aber wenn er sie nicht bekommen kann, begnügt er sich auch



mit andern. Mit einem fremden Gehäuse, dem man ansieht, daß es ursprünglich nicht für ihn bestimmt war, bietet er einen sonderbaren Anblick dar, wenn er einer Beute begierig nachstellt. Der Pirat ist eines der gefräßigsten Thiere und in seinem Geschmac nicht wählerisch. Er wirft sich auf Alles, was ihm in den Weg kommt.

Die Ansiedler empfingen die Amerikaner mit der freundlichsten Zuvoorkommenheit, die allerdings von Eigennutz nicht frei war. Sie wußten, daß Kriegsschiffe freigebiger als Walfischfänger sind und ihre Mannschaft in strenger Zucht halten. Dem armen Savory hatten einmal Matrosen eines der letztern Fahrzeuge seine ganzen Ersparnisse im Betrag von mehreren Tausend Dollars gestohlen. Am liebsten tauschten die Einwohner ihre Erzeugnisse gegen geistige Getränke aus. Mit den Kanakas und andern Südsee-Inulanern lebten sie einträchtig zusammen und hatten Töchter derselben geheirathet. Der tägliche Umgang mit Weißen schien auf die Kanakas aber wenig Einfluß geübt zu haben. Sie lebten in der Weise ihrer Heimat fort und bauten sich auch ihre Hütten, wie sie es von je gewohnt gewesen waren.

Um die Insel genau kennen zu lernen, bildete Perry zwei Reisegeellschaften. Bayard Taylor war der Führer der einen, die mit der Untersuchung des südlichen Theils der Insel beauftragt wurde, an der Spitze der andern, welcher der Norden anheimfiel, stand Dr. Fahs. Da die ganze Länge der Insel wenig mehr als  $1\frac{1}{2}$  Meile beträgt, so erwartete der Commodore, daß beide Gesellschaften am Abend zurück sein würden.

Am frühen Morgen des 15. Juni brach Bayard Taylor mit seinen Gefährten auf. Alle waren bewaffnet, der Schießbedarf und die Lebensmittel wurden vertheilt, damit Jeder gleichviel zu tragen habe. Ein Führer fand sich nicht, doch zeigte ein Kanaka einen Fußweg, der zu einer Ansiedlung auf der andern Seite der Berge führe.

Die Berge, welche die Ebene des Lloyd-Hafens umschließen, steigen in stufenförmigen Absätzen empor. Eine bunte Pflanzenwelt, Palmen, Schlinggewächse und niedriges Gebüsch, wuchert auf dem fruchtbaren, von verwittertem Trapp und Pflanzenerde gebildeten Boden mit tropischer Leppigkeit. Die Schlingpflanzen, die von Baum zu Baum zogen und ihr Netzwerk mit den Blättern verwoben hatten, waren beim Gehen nicht weniger hinderlich, als der steile und vom Morgenthau schlüpfrig gemachte Weg. Es war so viel Thau gefallen, daß die Amerikaner von den Tropfen, die auf sie niedersielen, in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßt wurden. Unter den Palmen bemerkte Taylor die Sagopalme, deren Mark den bekanntesten Handelsartikel bildet. In den Schluchten wuchsen verschiedene Gibbicharten, darunter eine mit großen Blüten von dunkler Orangefarbe, die mit hellgelben Punkten besprenkelt waren. An vielen Stellen war der Boden mit einem förmlichen Regen weißer Blüten bedeckt, die von einem gegen dreißig Fuß hohen Baume mit kleinen Blättern, dichtem Laubwerk und einem starken glatten Stamme von graulicher Farbe herabgefallen waren.

Je höher man stieg, um so dichter und üppiger wurden die Pflanzen. Zuletzt



Kamatas, Dorf auf den Konit-Gebirgen.

ursprünglich  
, wenn er  
Thiere und  
ihm in der  
Anwesen-  
Kriegs-  
enger Zeit  
eigentlich  
obden. Am  
kränke aus-  
zusammen  
mit Weizen  
sten in der  
von je ge-  
weillich  
des süd-  
licher der  
enig mehr  
höften am  
in Ost-  
wurden  
icht, doch  
ern Seite  
Hrigen in  
Schlinge-  
mitterten  
Schlinge  
itern ver-  
e und von  
, daß die  
bis auf die  
agevolme,  
schien ver-  
Drange-  
en war der  
nem gegen  
und einem  
n. Zulest

breiteten die Palmen ihre Kronen so weit aus, die Baumstämme traten so dicht zusammen und die Schmarozerpflanzen verschlangen sich so innig mit einander, daß ein Dämmerlicht entstand, in dem man bloß zwanzig, höchstens dreißig Schritte weit sehen konnte. Oben auf dem Berge fand man eine wellenförmige Hochebene, die zuweilen von tiefen Schluchten durchschnitten wurde. Die Unmasse großer brauner Landkrabben, die den Amerikanern aus dem Wege krochen, war staunenerregend. In den feuchten Betten der kleinen Bäche war der Boden von diesen Thieren, deren größte volle sechs Zoll dick waren, wie lebendig.

Auf der andern Seite war der Abhang so steil, daß man sich von Baum zu Baum schwingen mußte, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Unten war eine Wildniß von Felsen, Bäumen und Blumen, durch die ein Bach in einem feinen Bett floß. Indem die Amerikaner dem Wasser folgten, trafen sie auf Spuren von Anbau und weiterhin auf zwei Hütten, deren Dächer aus Palmblättern bestanden. Ein kleines Feld mit Taro, süßen Kartoffeln, Tabak, Zuckerrohr, Kürbissen und der Sida oder indianischen Stachelbeere lag daneben. All diese Pflanzen gediehen prachtvoll, der Tabak hatte eine Höhe von fünf Fuß, die Sida zeigte sich in ihrer vollsten Entwicklung. Die Hütten waren für den Augenblick leer, aber nicht lange, so zeigte sich ihr Eigenthümer, ein Eingeborner von der Insel Nukahiva, einer der Marquesas. Er war in einem Kahne auf der Schildkrötenjagd gewesen und hatte nach der glücklichen Erlegung eines schönen Thieres Limonien gesammelt. Die blaue Tättowirung seines Gesichts und seine dürftige Kleidung bildeten gegen die Würde, mit der er sich als den Richter des Thals ankündigte, einen komischen Gegensatz. Sein Begleiter war ein kupferbrauner Tahitier.

Die beiden Südsee-Inulaner kannten die Lagerplätze der wilden Schweine und boten sich als Führer an. Man schoß wirklich einen Eber, der an Gestalt und Stärke ganz einem chinesischen Schweine glich. Das Thal, in dem die Hütten standen, zweigte sich gegen Osten und Süden ab, ließ sich jedoch bloß in der ersten Richtung weiter verfolgen, indem der südliche Nebenarm von herabgestürzten Felsmassen völlig versperrt wurde. Nachdem man an dem Flusse, dessen Bett viele Trappsteinfelsen enthielt, eine Strecke weit gegangen war, mußte man die südliche Seite der Bucht erklimmen. Der Abhang war hier so jäh, daß die Reisenden gezwungen waren, sich an Wurzeln und starken Schlingpflanzen festzuhalten. Unter den Palmen, die in Menge auftraten, war die Latina mit breiten Fächerblättern und mit Stielen, deren Länge 6—8 Fuß beträgt und deren gezackte Ränder so scharf wie Messer sind. Eine Art des Pandanus, deren Hauptstamm gerade emporsteht, treibt in geringer Höhe vom Boden eine Anzahl Schößlinge heraus, die, sobald sie die Erde erreicht haben, zu Wurzeln werden. Sehr häufig bilden zwanzig bis dreißig solcher Schößlinge die kegelförmige Grundlage einer schlanken Säule, welche eine Höhe von fünfzehn Fuß erreicht und mit einer Laubkrone geschmückt ist. Eine Art Maulbeere bringt Früchte von sechs Zoll Länge. Die baumartigen Farren, die zum Theil fünfzehn Fuß hoch werden und Blätter von 8—10 Fuß Länge tragen, sind von merkwürdiger Schönheit. An den Abgründen wächst ein Strauch mit dunklen glän-

zenden Blättern, von dem ein balsamischer Wohlgeruch ausgeht. In dem japanischen Bericht über die Bonin-Gruppe wird unter den dortigen Pflanzen der Sandelbaum erwähnt. Wahrscheinlich hat man diesen Strauch, der eine Lorbeerart zu sein scheint, mit ihm verwechselt. Der Wachholder ist im Allgemeinen klein und zvergartig, namentlich an den Abhängen, und erreicht nur an einigen Stellen eine bedeutendere Entwicklung. Nach dem Kampherbaum suchte Taylor sorgfältig, fand indessen nicht einen einzigen. Von Grasarten zeigten sich wenige und die meisten eignen sich nicht zur Weide. An manchen Stellen wuchs Binsenkraut sehr üppig, Bingelkraut (*Acalypha*), Sauerampfer und Winden sah man oft, Lebermoose, Moose und andere Kryptogamen waren im Ueberflus vorhanden.

Der Weg, den die Amerikaner gewählt hatten, war nicht ohne Gefahren. Einmal mußte man hart am Rande eines tiefen Abgrundes hingehen oder vielmehr kriechen und sich dabei an Sträuchern und Grasbüscheln anhalten. Einer dieser Stützpunkte durfte nachgeben, und wer sich ihm anvertraut hatte, lag zerschmettert auf dem Felsboden der Schlucht. Ein anderes Mal handelte es sich darum, hohe Felsen hinabzugleiten, die sich, als man ganz unten zu sein glaubte, als die obere Stufe eines Absturzes erwiesen, der noch funfzig Fuß tiefer hinabführte. Nachdem alle diese Fährlichkeiten überwunden waren, hatte man das Meer erreicht und stand am Ufer der Bucht, deren Bild wir am Anfange dieses Abschnittes geben. Auf der Insel wird sie als die Südostbai bezeichnet.

Ein Seebad, auf das ein tüchtiges Mittagseffen folgte, stellte die Kräfte etwas wieder her. Dennoch erregte die Ankündigung der Führer, daß man auf demselben Wege, den man eben gemacht hatte, zurückgehen müsse, ein allgemeines Entsetzen. Es gab indessen keine andere Wahl, und so machte man sich nach einer Rast, die den Meisten als viel zu kurz erschien, wieder auf den Marsch. In der Hütte des Richters, in der man in der sechsten Abendstunde eintraf, erklärte einer der Matrosen, daß er vor Mattigkeit nicht weiter könne. Man übergab ihn dem Tahitier, der ihn im Rahne zu den Schiffen führte. Oben im Walde mußte ein zweiter der Gesellschaft zurückgelassen und am folgenden Tage nachgeholt werden. Die Uebrigen kamen Abends um zehn Uhr am Ufer des Lloyd-Hafens an, machten ihre Anwesenheit durch Schüsse bemerklich und wurden von Booten zu den Schiffen geführt. Alle waren bis auf den Tod erschöpft.

Dr. Fahs, der um dieselbe Zeit zurückkehrte, hatte sich besonders mit den geologischen Verhältnissen der Insel beschäftigt. Sie weisen unzweideutig auf einen vulkanischen Ursprung des Landes hin. Die Berge haben abgerundete Gipfel, als ob sie den Wellen des Meeres ausgesetzt gewesen wären. Auch die beiden hohen Berge am Lloyd-Hafen, die dem Schiffer als Landmarken dienen können, haben diese Form. Man hat ihnen auf der Insel den prosaischen Namen der Warzen gegeben. Ihre Höhe von etwa 1000 Fuß wird von den Bergen im Süden, deren Spitzen bis zu 1500 Fuß aufsteigen, übertroffen. Auf den höchsten Kuppen herrscht Trappstein vor, den jedenfalls vulkanische Kräfte dorthin gehoben haben. Gegen Osten fallen die Berge in mauerartig über einander gethürmten Wänden nieder, so daß der oben Stehende den Eindruck hat, als schwebe er

in der Luft. Hier verengern sich die tief hinabgehenden Thäler, die nirgends eine große Breite haben, zu schmalen Schluchten. Die Grundschicht der Ebene am Lloyd-Hafen ist eine alte Korallenschicht, die auf Trappstein ruht. Wie den Gipfel, so bildet der Trapp auch die Grundlage der Berge. Zu diesem Zeugniß für das Wirken vulkanischer Gewalten kommen noch andere, nämlich die Gestalt der Berge, die man auf unserm Bilde der Südojibai vor Augen hat, das Vorkommen von Schlacken, die Basaltlager, die durch Sandschichten ziehen, die beträchtlichen Mengen der Mandel- und Grünsteine, die ausgebrannten Kohlen, die hier und da zu Tage treten, endlich die Schichten alter Lava, die man an den Küsten und in tiefen Felseinschnitten wahrgenommen hat.

Etwa in der Mitte der Insel entdeckte Dr. Fabs den Krater eines erloschenen Vulkans. „Die Form der angrenzenden Hügel“, lautet sein Bericht, „ist eine eigenthümliche. Ringsumher sieht man große Massen Schlacken und ausgebrannte Kohlen, und am Meere ziehen mehrere auf einander liegende Schichten verhärteter Lava, welche dann und wann durch Lagen von Sand, Schlacken und ausgebrannten Kohlen unterbrochen werden. Die Bäume haben einen niedrigen Wuchs und eine verkrüppelte Gestalt, der Boden ist an vielen Stellen dürr und unergiebig, da die deckende Erdschicht dünn ist und Zugwinde ihn leicht austrocknen.“ Dr. Fabs fand ferner eine Schwefelquelle auf, die durch ihren Geruch und Geschmack den sichersten Beweis lieferte, daß sie in hohem Grade mit Schwefelwasserstoffgas versetzt sei. Eisenschwefelkies, eine Verbindung des Schwefels mit Eisen, kam an verschiedenen Stellen in Menge vor. Wie die Ansiedler am Lloyd-Hafen erzählen, geräth die Erde noch gegenwärtig zuweilen in schwingende Bewegung.

Die einheimische Thierwelt beschränkt sich auf wenige Thierarten. Die Seltenheit der Vögel ist eine auffallende Erscheinung, da ausgedehntere Länder nicht so weit entfernt sind, daß nicht Vögel, von den regelmäßigen Winden dieser Breiten begünstigt, zu den Bonin gelangen könnten. Selbst Seevögel, die man in der Südsee oft weit vom Lande antrifft, sind selten. Die Möve wiegt sich noch am häufigsten auf den Wellen, der schönste aller Seevögel ist ein Sturmvogel von ungewöhnlicher Größe und mit glänzendem Gefieder. Von Landvögeln giebt es nicht mehr als fünf Arten, Finken, Krähen, Strandläufer, Falken und Tauben. Von den Letztern hat man mehrere Unterarten, unter denen eine ist, welche die Größe eines Fasans erreicht. Einheimische Vierfüßer fehlen gänzlich. Von kriechenden Thieren giebt es keine andern, als Iguanas, kleine Eidechsen, Landkrabben und Schildkröten. Daß die Bonin-Inseln von Schlangen verschont sind, muß als ein wahres Glück betrachtet werden. Ihnen in dem dichten Gestrüpp der Wälder, wo selbst am Tage eine ewige Dämmerung herrscht, auszuweichen, würde eine Unmöglichkeit sein.

Auf die Erforschung der Insel, die, wie wir gesehen haben, einen einzigen Tag in Anspruch nahm, folgte die Vermessung des Hafens. Am nördlichen Ufer der Bucht kaufte Perry einen Platz, der sich tausend Ellen weit am Wasser hinzog und auf der Hälfte dieser Entfernung tiefes Wasser vor sich hatte. Hier sollen



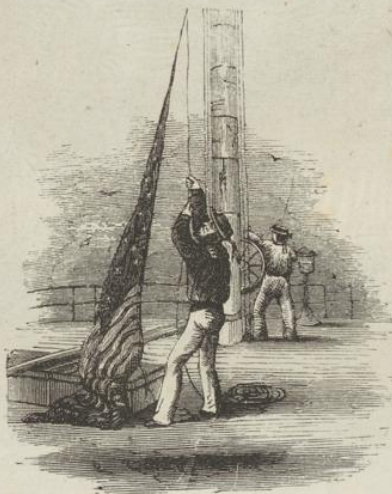
Wald auf dem Gebirge der Sonin-Jafsin.

Steger, Japan.

...pende ein  
...Gene an  
...Wie den  
...Kauung für  
...Gefühl der  
...a Fortan.  
...schide  
...schien, bis  
...an an den  
  
...erlebe  
...icht, „  
...nd ausge  
...Schichten  
...den und  
...iedrigen  
...für und  
...nästrock  
...uch und  
...schwefel  
...fels mit  
...m Elend  
...ende De  
  
...Die Sol  
...Der nicht  
...in dieser  
...Die man  
...legt sich  
...ermogel  
...ein gibt  
...und Lau  
...i, welche  
...ch. Von  
...n, Land  
...ent sind  
...trüpp der  
...n, würde  
  
...einzigen  
...hen Wfer  
...er küngey  
...er sollen

Werften, Kohlenschuppen, Vorrathshäuser und andere Gebäude, die ein lebhafter Schiffsverkehr nöthig macht, errichtet werden. Nach Dem, was der Commodore während seines Aufenthalts sah und hörte, kann die Peel-Insel auch als Gesundheitsstation benutzt werden. Für die Walfischfänger ist sie dies schon, indem von Zeit zu Zeit kranke Matrosen zurückbleiben, welche schnell genesen. Nicht bloß gesund ist das Klima, sondern auch sehr gleichmäßig. Diese letztere Eigenschaft bedingt der Monsun, in dessen Kreise die Bonin liegen und der zugleich den tropischen Charakter ihrer Pflanzenwelt hervorruft.

Außer der Peel-Insel wurde die in der Nähe liegende Insel Stapleton untersucht. Auch sie ist vulkanischen Ursprungs und zeichnet sich durch einen lieblichen Wechsel von Ebenen, Hügeln und Bergen aus, die größtentheils urbar gemacht werden könnten. Ihre Erzeugnisse sind dieselben, welche man auf der Peel-Insel kennen gelernt hat. Die Zahl ihrer wilden Ziegen wird auf mehrere Tausend geschätzt und diese Thiere haben durch ihre ungestörten Wanderungen über die Felsen und in den Thälern die ganze ursprüngliche Gelenkigkeit ihres Geschlechts wieder gewonnen. Stapleton besitzt eine Bucht, die als Hafen benutzt werden könnte. Sie liegt an der westlichen Küste, scheint eine hinreichende Wassertiefe zu haben und ist von hohen Bergen umgeben, durch die sie gegen die Südost-Teifuns geschützt wird. Ein kleines Vorgebirge, von dem ein Korallenriff ausgeht, theilt diese Bucht in zwei Theile. Auf der nördlichen Seite finden die Schiffer eine Quelle mit kaltem, wohlschmeckendem Wasser, die aus einem Felsen hervorquillt und etwa zwölf Berliner Quart Wasser in der Minute giebt.





Auf den Lintin.

### III.

## Zweiter Aufenthalt auf den Lintin.

Rückkehr nach Napa. — Ein neuer Regent. — Festmahl auf dem amerikanischen Flaggen-  
schiff. — Abstammung der Bewohner. — Ihr Verhältniß zu China und Japan. — Die  
Bildung. — Ausichten des Christenthums. — Geologische Verhältnisse. — Pflanzen  
und Thiere. — Gewerbe und Ackerbau. — Traurige Lage der untern Stände. — Die  
Tracht. — Die Frauen. — Sittliche Eigenschaften. — Perry's Urtheil über die Lage der  
Einwohner.

**N**ach einem viertägigen Aufenthalt auf der Peel-Insel lichtete Perry die Anker und kehrte nach den Lintin zurück. Schon auf der Fahrt nach den Bonin hatte er es sich angelegen sein lassen, die geographische Lage der Insel der Täuschung (Island of Disappointment), über die viel gestritten worden ist, genau zu ermitteln. Damals waren die Verhältnisse nicht günstig gewesen, denn gerade als er sich der Insel näherte, brach die Dunkelheit herein und verhinderte jede Messung. Diesmal erreichte er sie kurz nach Mittag und konnte seine astronomischen Instrumente mithin benutzen. Die Insel liegt unter  $27^{\circ} 15'$  nördl. Br. und  $140^{\circ} 56' 30''$  östl. L. Sie ist niedrig und vor ihrer äußersten Spitze liegen zwei einzelne Felsen. Wahrscheinlich ist sie dieselbe Insel, welche auf einigen Karten mit dem Namen Rosario bezeichnet wird.

Von der Insel der Täuschung aus folgte Perry einem Kurse, der ihn, wenn



die Karten richtig waren, zu den Borodinos führen mußte. Er fand sie unter 25° 47' nördl. Br. und 131° 19' östl. L. Bei den Südseeinseln, welche der Thätigkeit der Korallenthier ihre Entstehung verdanken, liefert der Pflanzenwuchs einen Maßstab, nach dem sich das ungefähre Alter dieser Schöpfungen, die noch immer aus dem Meere emporsteigen, beurtheilen läßt. Ist die Insel noch mit Korallensand bedeckt, so ist sie jüngsten Ursprungs. Haben die angeschwemmten Tange und Seegräser eine Fruchterde gebildet, in der Samenkerne, die von den Vögeln oder den Wellen herbeigetragen wurden, Wurzeln schlagen können, so hat das Eiland bereits längere Zeit über den Wassern geruht. Je mächtiger die Pflanzen austreiben, um so älter ist das den Fluten abgewonnene Land. Nach diesem untrüglichen Kennzeichen zu urtheilen, bestehen die Borodinos seit verhältnißmäßig langer Zeit. Ihre höchsten Theile, deren Erhebung über das Meer etwa vierzig Fuß betragen mochte, werden von gewaltigen Bäumen gekrönt. Eine Bucht, in der ein Schiff ankern könnte, zeigte sich bei keiner der beiden Borodinos, die wenig mehr als eine Meile von einander liegen, und beide waren augenscheinlich unbewohnt.

Der Südwestmonsun begleitete die Schiffe bis zu den Liukiu zurück. Am 23. Juni lagen sie wieder auf ihrem alten Ankerplatze in der Bai von Napa.

Auf den Liukiu war eine Veränderung eingetreten — der Regent bekleidete sein hohes Amt nicht mehr. Die ersten Nachrichten, welche Perry einzog, ließen ihn befürchten, daß der alte würdige Mann wegen der Nachgiebigkeit, die er gegen die Amerikaner bewiesen hatte, abgesetzt worden sei, ja es wurde sogar erzählt, daß er sich den Bauch aufgeschlitzt habe, um einer entehrenden Strafe zu entgehen. Diese letzte Nachricht erwies sich sehr bald als falsch, da zwei Offiziere den ehemaligen Regenten in seinem Schloß zu Schudy sahen. Daß er abgesetzt worden sei, wurde ebenfalls unwahrscheinlich, als die Beamten gegen die Amerikaner nicht nur eben so freundlich, sondern sogar noch zuvorkommender waren, als bei dem ersten Besuche. Vermuthlich hatte er sein Amt niedergelegt, um die Verantwortlichkeit für Alles, was aus dem Verkehr mit den Nordamerikanern hervorgehen konnte, auf andere Schultern zu legen.

Die Einladung zu einem Mittagessen am Bord des FlaggenSchiffs wurde gegen den neuen Regenten wiederholt. Man hörte bei dieser Gelegenheit, daß er Schang Hung Hium heiße und ein Verwandter seines Vorgängers sei. Nachdem Alles in Bereitschaft gesetzt worden war, ihn würdig zu empfangen, holten ihn drei Boote am 28. Juni ab. Zwei Staatsräthe, sein Dolmetscher und ein Schwarm von Unterbeamten und von Dienern begleiteten ihn. Er war klein, von dunklerer Gesichtsfarbe als irgend Jemand seines Gefolges und schien fünf und vierzig Jahre alt zu sein. Seine Kleidung bestand in einem Ueberwurf von violetter Farbe, der durch einen reichseidenen chinesischen Gürtel um die Hüfte befestigt wurde, und aus einer rothen Mütze. Bei den Staatsräthen hatte das Oberkleid eine gelbe Farbe, die übrigen Beamten gingen in Blau und Gelb, mit Ausnahme des ersten Beamten von Napa, der einen perlweißen Ueberwurf trug.

Während der Regent im Schiff umhergeführt wurde, hatte er ein verlegenes

Benehmen, das vielleicht in der Neuheit seiner Stellung seinen Grund hatte, und verrieth in seinen Bewegungen eine große Unruhe. Die Tafel war in der Kajüte des Commodore gedeckt und ganz auf europäische Art eingerichtet. Man machte bunte Reihe, so daß jeder Gast zwischen zwei amerikanischen Offizieren saß.

Mit den Gabeln wurden die Insulaner gleich vertraut und handhabten sie eben so geschickt wie ihre zugeschnitzten Bambusstäbchen. Mit den Messern wußten sie nicht umzugehen. Das hinderte sie übrigens nicht, den Speisen mit einem Eifer



Die Vornehmsten der Liktu-Inseln beim Gastmahl an Bord des Flaggen Schiffes.

zuzusprechen, den man in gebildeten Ländern für Gefräßigkeit gehalten haben würde. Die Schildkrötensuppe, der Gänsebraten, das Ragout von Schöpfensfleisch, die eingemachten Austern und was es sonst noch an Gerichten gab, Alles fand ihren höchsten Beifall. Von den Melonen und Bananen des Nachtschens, welche die Bonin-Inseln geliefert hatten, waren sie so entzückt, daß sie um die Erlaubniß baten, ihren Frauen einige Früchte mitnehmen zu dürfen. Nach der Suppe wurde Punsch, „amerikanischer Saki“, umher gereicht und gefiel sehr. Später gab es Rheinwein, Bordeaux und Champagner, Xeres und Madeira, schottischen und

amerikanischen Whiskey, holländischen Genever und Maraschino, denn der Commodore wollte seine Gäste mit den berühmtesten Saki-Arten der Welt bekannt machen. Unter den Weinen wurde dem Champagner am meisten zugesprochen, aber der Maraschino erhielt vor allen andern Getränken den Vorzug. So oft die Gäste von ihm tranken, schlossen sie vor Behagen die Augen und schmahten nachher mit den Lippen. Mit Ausnahme des Regenten, der sein würdevolles Benehmen bis zu Ende beibehielt und nur einmal, als Perry ihm eine Reihenselge amerikanischer Gartensämereien anbot, freundlich lächelte, wurden die Fremden mehr als lebhaft. Auf dem glänzenden Gesicht des Beamten von Napa wurde ein selbiges Lächeln permanent, die eingeschrumpften Züge der beiden Staatsräthe dehnten sich aus und begannen zu glühen. An diesem Tage schieden die Amerikaner und die Insulaner als die besten Freunde.

Den Verhältnissen der Inseln wurde dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet, wie beim ersten Besuche, und man lernte sie ungleich besser kennen. Zunächst drängte sich die Frage auf: zu welchem Volk gehören die Bewohner der Liukiu? Sind sie Chinesen, Japaner, oder bilden sie einen eignen Volksstamm? Man hat die Meinung aufgestellt, zu der auch Perry anfänglich neigte, daß die Bevölkerung eine Mischung von Chinesen, Japanern und Malaien sei. Namentlich der malaiische Stamm der Tagals, der auf den Sundainseln wohnt und sich von da in einer unbekanntn Zeit über die Philippinen verbreitet hat, sollte einen starken Beitrag zu der Einwohnerschaft geliefert haben. Nach der Körperbildung und der Sprache zu urtheilen, ist diese Ansicht falsch. Der Wuchs, die Bildung des Kopfes, die hohe Stirn, das ovale Gesicht, der milde Ausdruck der Züge, die großen lebhaften Augen mit langen Winkeln, die starken und gebogenen Augenbrauen — Alles ist japanisch. Die Wurzel der Nase ist nicht eingedrückt, wie bei den Chinesen und Malaien, und die Nasenlöcher sind nicht so weit. Die stark hervortretenden Backenknochen, die dem Gesicht vieler der ostasiatischen Stämme eine viereckige Gestalt geben, sieht man auf den Liukiu nirgends. Das charakteristischste Unterscheidungsmerkmal ist der Bart, der bei den Chinesen und Malaien dünn, bei den Bewohnern der Liukiu stark und voll ist. Die höhern Klassen der Inseln pflegen ihn mit Sorgfalt, den untern Ständen befiehlt das Gesetz, ihn abzuschneiden. Bei jungen Männern ist er fast immer glänzend schwarz, bei den Greisen wird er weiß wie Schnee.

In der Geschichte der Bewohner treten Züge einer eignen und selbständigen Entwicklung hervor. Die Sagen Geschichte knüpft wie in Japan an die Götterlehre an, ist aber eine andere. Zwei Gottheiten, eine männliche und eine weibliche, zeugten fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die beiden letztern blieben Gottheiten und theilten sich so in die Herrschaft, daß die ältere die Göttin des Himmels, die jüngere die Göttin des Meeres wurde. Die Söhne stiegen auf die Erde herab. Der älteste, Teen Sun oder Sproß des Himmels genannt, wurde der erste König der Liukiu, der zweite diente ihm als Minister, der dritte vertrat die Stelle des Volks. Als ihre Nachkommen 17,802 Jahre regiert hatten, bestieg Schantin, ein Verwandter der herrschenden Familie in Japan, den Thron. Dieses

Ereigniß fand etwa 1200 n. Ch. statt. Man glaubt, daß ein Fürst von Sakuma der Eroberer gewesen sei. Von Beziehungen zu China ist in dieser Erzählung keine Rede, allein sie haben jedenfalls existirt, und es läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ein beschränktes Reich Chinas auf die Inseln von diesen selbst bis auf den heutigen Tag anerkannt wird. Ueber die spätern geschichtlichen Ereignisse hören wir weiter nichts, als daß es drei Königreiche des Nordens, des Südens und der Mitte gab, die endlich in ein einziges zusammenschmolzen.

Schudy ist die Hauptstadt des Königreichs der Mitte, das sich gegenwärtig über ganz Groß-Liu-ku erstreckt. Nagagusko, die in Trümmern liegende Festung, welche die Amerikaner bei ihrem ersten Besuch auffanden, war der Hauptort des Königreichs des Nordens. Jetzt führte man die Fremden nach Timagusko, der alten Residenz des Königreichs des Südens. Die Trümmer sind eine Meile von Napa entfernt und bedecken einen Raum von 1080 Gevierttruthen. Sie erheben sich auf einem vortretenden Bergrücken, der von der Kette, zu der er gehört, durch einen Graben getrennt ist. Die Befestigungen sind nach keinem regelmäßigen Plan entworfen und folgen jedem Vorsprunge, jeder Biegung der Höhe. Das einzige erhaltene gewölbte Thor war mit einer hölzernen Thür verschlossen, aber ein Baum, der auf seiner Decke wuchs und dessen knorrige Wurzeln an den Seiten bis auf den Boden hinabreichten, bildete eine natürliche Leiter, auf der die Amerikaner ins Innere gelangten. Sie fanden nichts als einen von Mauern umschlossenen Raum, der den alten Palast enthalten zu haben schien. Alles war mit Bäumen und Gebüsch dicht bewachsen. An einer Stelle, wo die Mauern wohl erhalten waren, hatten sie eine Höhe von zwölf Fuß. Auf zwei Steinen zeigten sich chinesische Schriftzeichen, neben denen auf Stäben Ueberreste von Räucherwerk bemerkt wurden. Folglich giebt es noch Leute, welche hier ihre Andacht verrichten. Sollten die beiden Festungen nicht von denselben Menschen herrühren, welche die Felsen ausmeißelten?

Gegenwärtig besitzt Japan die Oberhoheit über die Liu-ku. In Napa und gewiß auch in Schudy liegt japanische Besatzung, es sind überall japanische Befehden vorhanden, andere Japaner leben in den Hauptorten, wo sie sich so benehmen, als fühlten sie sich zu Hause, und nur mit Japan wird ein Verkehr unterhalten. Seltener Weise hält sich die japanische Besatzung so versteckt, daß Dr. Betelheim während seines mehrjährigen Aufenthaltes bloß einen Theil derselben überraschte, der eben mit dem Putzen seiner Waffen beschäftigt war. Von Japan kommen jährlich 30 — 40 Dschunken, jede von 150 Tonnen; nach China geht nur ein Schiff im Jahr und jedes zweite Jahr eines mehr, von dem es heißt, daß es den Tribut der Insel überbringe.

Die Bildung ist überwiegend chinesisch. Die höhern Klassen hängen der Lehre des Kong-fu-tse an, die untern haben den Buddhismus angenommen, den sie mit einheimischen Vorstellungen vermengen. Tempel giebt es übrigens nicht viel und die vorhandenen werden spärlich besucht. Die Gebildeten sind in Glaubenssachen kühl und gleichgültig. Als die Amerikaner ein Gebäude forderten,

das sie als Niederlage benutzen könnten, räumte man ihnen ohne Umstände einen Tempel ein. Allerdings klagte der Regent später, daß die Gläubigen lange Zeit abgehalten worden seien, ihre Andacht zu verrichten, aber das war nur ein Vorwand für die Weigerung, eine dauernde Kohnniederlage zu gestatten. Dennoch begegnet man den Bonzen oder Priestern mit mehr Ehrfurcht als in andern ostasiatischen Ländern, obgleich sie nicht viel besser als Bettler aussehen. Die Todten legt man in sitzender Stellung in Särge und begräbt sie in den steinernen Gewölben, die sich an den Bergen hinziehen. Nach sieben Jahren sammelt man die Knochen in Urnen, die man in den Grabgewölben auf Wandbreiter stellt. Die Armen tragen ihre Leichen in irdenen Särgen zu den Schluchten der Gebirge, wo man die Gebeine, nachdem die irdene Hülle zerbrochen ist, zerstreut umherliegen sieht.

Die höhern Klassen pflegen ihre Söhne nach China zu schicken, damit sie eine bessere Erziehung erhalten. Dies duldet die argwöhnische japanische Regierung, die jeden Chinesen, der die Liutiu betritt, auf jedem Schritt von Späbern begleiten läßt und es gern sieht, wenn der Böbel ihn verhöhnt und beschimpft. Auf den Inseln selbst geht die Erziehung von den Schulhäusern aus, die mit den Tempeln der Kong = fu = tse = Lehre verbunden sind. Die dort gebildeten Jünglinge übernehmen den Unterricht der Kinder in den Häusern. Eine eigne Literatur scheinen die Liutiu nicht zu besitzen. Die Einwohner gebrauchen die chinesischen Schriftzeichen und nebenbei ein eignes Alphabet, auf das sie nicht wenig stolz sind. Die japanischen Schriftarten kennen sie, ohne sie zu benutzen. So ist die Bildung wesentlich eine chinesische geworden.

Für das Christenthum giebt es keine Aussichten, so lange das jetzige despotische Regierungssystem fortdauert. Als der englische Bischof von Victoria die Hauptinsel besuchte, erklärten ihm die Behörden: „Was die Religion des Herrn des Himmels (das Christenthum) betrifft, so sind wir seit alten Zeiten der Lehre des Kong = fu = tse gefolgt und haben darin Grundsätze gefunden, nach denen Jedermann, je nach seinen Umständen und seiner Stellung, die Würde seines Charakters ausbilden und seiner Familie vorstehen kann. Unsere Regierung suchen wir nach den Regeln und Vorschriften einzurichten, die wir von den Weisen überkommen haben und die darauf berechnet sind, Ruhe und Frieden auf die Dauer zu erhalten. Außerdem sind unsere Vornehmen so gut wie das niedere Volk der natürlichen Fassungsgabe beraubt und vermögen nicht einmal in der Lehre des Kong = fu = tse, der sie sich ausschließlich widmen, zur Vollkommenheit zu gelangen. Sollten sie sich nun auch noch mit der Religion des Herrn des Himmels, zu der ihr Herz nicht neigt, bekannt machen, so würde dieser Versuch ihre geistigen Fähigkeiten übersteigen.“

Dr. Betelheim lebte seit 1846 auf den Liutiu und hatte nicht einen einzigen Einwohner bekehrt. Mit ihm zugleich kamen zwei katholische Glaubensboten, die jedoch an jedem Erfolg verzweifeln und Napa bald wieder verließen. Betelheim war Arzt, kannte die Sprache und besaß viele Eigenschaften, die ihn unterstützten. Im Vertrauen darauf harrete er um so bereitwilliger aus, als er bei den untern

Ständen ein bereitwilliges Entgegenkommen zu bemerken glaubte. Nicht lange, so entdeckten die Behörden, was den Fremden in ihr Land geführt habe, und wurden besorgt, daß man sie in Japan zur Verantwortung ziehen werde, wenn sie einen Prediger des streng verpönten Christenthums duldeten. Als ihre sanfte Ueberredung, daß er sich anderswo nützlich machen möge, ihres Ziels verfehlte, verboten sie den gemeinen Leuten allen Umgang mit ihm, umringten ihn mit Auskundschaftern und suchten ihm das Leben durch tausend kleine Quälereien zu ver-



Salzfläßen von Nava.

leiden. Daß er unter diesen Umständen, ohne alle Hoffnung, ein einziges Samenkorn austreuen zu können, ausharrte, macht seinem Muth alle Ehre.

Von der Pflege einer eigentlichen Kunst kann auf den Liuksiu nicht die Rede sein. Alles ist japanischen und chinesischen Mustern nachgeahmt. Im Brücken- und Straßenbau hat man es am weitesten gebracht. Die Viadukte und Brücken der Liuksiu können einen Vergleich mit den Werken, die wir vor wenigen Menschenaltern in Deutschland besaßen, wohl aushalten. (Siehe das Anfangsbild dieses Abschnittes.) Wie aber in Allem bloß auf die Bequemlichkeit der Beamten und der höhern Klassen Rücksicht genommen wird, so ist es auch bei diesen Bauten. Die Brücken und die guten Straßen finden sich bloß an solchen Orten, die von

den Vornehmen betreten werden. Ueberall anderswo läßt man den Boden in seinem natürlichen Zustande, und die Feldwege, die der Arme durch häufiges Begehen entstehen läßt, sind Linien von Schlamm. Auf ihren Ausflügen wurden die Amerikaner nicht wenig überrascht, wenn eine vortreffliche Straße urplötzlich vor Sumpflöchern endete.

Die wenigen Gemälde, die man sieht, sind in der Ausführung roh, und dasselbe gilt von den zahlreichern Götterbildern, mit denen man die Tempel und die Grabmäler schmückt. Wenn den Amerikanern die Ortschaften so reizend erschienen, so that dabei die Umgebung, welche die Natur mit freigebiger Hand geschmückt hatte, das Meiste. Ein Dorf, wie das Bild auf S. 124 ein solches zeigt, das von saftig grünen gartenähnlichen Feldern umsäumt im Gebüsch versteckt liegt und über dessen Dächern schlanke Bambusstauden ihre gesiederten Fahnen schwingen, muß freilich einen wohlthuenden Eindruck machen.

Die städtischen Gebäude sind alle von Holz erbaut, mit Ziegeln gedeckt, mit offenen Hallen versehen und von Mauern aus Korallenstein umgeben. Die mit Stroh gedeckten Hütten der Landleute bilden im Vereine mit den Ställen und andern Wirthschaftsgebäuden ein Ganzes, das von einer steinernen Mauer oder einer Bambushede eingeschlossen wird. Das Hausgeräth ist von der einfachsten Art und besteht aus den Matten, auf denen die Einwohner mit gekreuzten Beinen sitzen und auf denen sie Nachts schlafen, aus einem Tisch, einem Theetopf mit den nöthigen Tassen und aus einigen wenigen andern Dingen. In den Ruinen der beiden verfallenen Schlöffer und im Palast von Schudy läßt sich ein gewisses Geschick in der Baukunst wahrnehmen.

Etwas Genaueres läßt sich über das Vasallenverhältniß, in dem die Liuikiu zu Japan stehen, nicht sagen. Das Verwaltungssystem ist das japanische und beruht wie jenes auf dem Grundsatz des völligen Stillstandes. Dasselbe System, das wir in der Einleitung kennen gelernt haben, jede Behörde durch eine andere zu beaufsichtigen und zu beschränken, Fremde fernzuhalten und die Ueberwachung der eingerosetzten Zustände einem zahllosen Heer von Spähern anzuvertrauen, herrscht auch auf den Liuikiu. Vielleicht — mit Gewißheit läßt sich darüber nicht sprechen — fügt die japanische Regierung den Mitteln, durch die sie zu Hause Alles beim Alten erhält, auf diesen Inseln eines von eigenthümlicher Natur hinzu: sie duldet kein Geld. Die Einwohner wie die Behörden betheuert gegen die Amerikaner wiederholt, daß sie keine Münzen und kein anderes Umlaufsmittel besäßen. Es finde blos ein Austausch von Waaren gegen Waaren statt, die Ausfuhr edler Metalle von Japan nach den Liuikiu sei streng verboten. Dieser Versicherung widersprach nun freilich, daß sie den Werth des Geldes genau kannten und sich die Bezahlung ihrer Waaren mit chinesischen Münzen gern gefallen ließen.

Die Regierung ist Obereigenthümerin des Bodens. Ob von ihr der Landmann unmittelbar abhängt, oder ob es noch eine Mittelklasse von Lehnsherrn giebt, läßt sich aus den widersprechenden Berichten nicht entnehmen. In den vier Klassen von Einwohnern, die Perry aufzählt, fehlen diese Lehnsherrn. Die erste

Klasse besteht aus den höchsten Staatsbeamten, die zweite aus den Priestern und Gelehrten, die dritte aus den Unterbeamten und Rundschaftern, die vierte aus den Landleuten und Gewerbetreibenden. Die dritte Klasse ist außerordentlich zahlreich. So oft die Amerikaner irgendwo sich sehen ließen, da waren gewiß augenblicklich Späher zur Hand und sperrten sie vom freien Verkehr mit den Einwohnern ab. Die Letztern verriethen durch ihr scheues Benehmen deutlich genug, daß sie wußten, man beobachte sie überall. Alle Männer der gebildeten Stände, die kein öffentliches Amt bekleiden, scheinen insgeheim im Solde der Regierung zu stehen.

Die Liukiu sind eine Gruppe, die aus sechsunddreißig zum Theil weit von einander entfernten Inseln bestehen soll. Sie liegen zwischen der japanischen Insel Kiuisiu und der chinesischen Insel Formosa. Die nördliche Breite ist  $24^{\circ} 10'$  bis  $28^{\circ} 40'$ , die östliche Länge  $127^{\circ}$  bis  $129^{\circ}$ . Die Gruppe liegt mithin nahe bei den Tropen, aber die Hitze ist doch nicht übermäßig, da sie theils durch die Erhebung des Landes, theils und hauptsächlich durch die Seewinde gemäßigt wird. Dem Anbau ist das Klima sehr günstig, obgleich Dürren keine seltene Erscheinung sind und zuweilen Teifuns verheerend über den Boden ziehen. Da es keine Sümpfe giebt und der Seewind die Luft reinigt, so können Krankheiten, die durch böse Dünste entstehen, nicht aufkommen.

In geologischer Beziehung ist das massenhafte Auftreten von Korallenfelsen der auffallendste Zug. Man sieht sie nicht bloß an den Küsten und in den Ebenen, sondern sogar auf Bergspitzen 500 Fuß über dem Meere. Die schroffen Vorgebirge am Strande bestehen in der Regel aus Gneis, die höhern Berge im Innern aus Schiefer. Beide Steinarten zusammen bilden die Grundlage von Groß-Liukiu, auf der die Korallen ihre Baue aufgeführt haben. Da die Korallenthierchen, die fleißigen Baumeister der Südsee, nur unter dem Meer arbeiten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Boden bedeutend gehoben worden ist. Die Oberfläche der Erde ist aus verwittertem Korallenstein und zersetzten thierischen und Pflanzenstoffen gemischt. In einer Bucht fand man Steinkohlen, von deren Vorhandensein und Werth die Einwohner keine Ahnung zu haben schienen. Salz findet sich an mehreren Stellen, namentlich an den Uferstellen der Bucht von Napa, wo man es auf die Weise gewinnt, welche unser Bild S. 121 darstellt.

Der Pflanzenwuchs nähert sich dem tropischen Charakter nicht so sehr, als man nach der geographischen Lage erwarten sollte. Er zeichnet sich durch große Einförmigkeit aus. Dieselben Gewächse wiederholen sich aller Orten, und die meisten von ihnen scheinen nicht einmal ursprünglich einheimisch zu sein. Diese Erscheinung berechtigt vielleicht zu der Vermuthung, daß die Hebung der Liukiu in nicht ferner Zeit erfolgt und die Besiedlung durch Fremde (Japaner oder Chinesen) eingetretten sei, ehe ein eigenthümlicher Pflanzenwuchs sich entwickeln konnte. Jene Fremden brachten aus ihrer Heimat die Pflanzen mit, die sich dann über den fruchtbaren Boden verbreiteten. Neben der stolzen Kamellie, die hier wild wächst und eine schöne blaßrothe Blüte hat, sieht man Dahlien, Eibisch, die Sumpfmalve und einige andere Blumen. Hin und wieder erscheint der Baum, der das



vegetabilische Elfenbein liefert, der Ebenholzbaum, die Maulbeere, die Palme in verschiedenen Arten, die Orange, die Citrone und Banane. Die Farnkräuter sind von besonderer Schönheit und erreichen nicht selten die Höhe von Bäumen. Man baut Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Weizen und etwas Gerste, Reis, verschiedene Arten Hirse, Tarowurzeln, Kernen, Erbsen, Rettige, denen das Klima besonders zuzusagen scheint, da sie drei Fuß lang und zwölf Zoll stark werden, Zwiebeln und Gurken. Die am häufigsten vorkommenden Früchte sind Pfirsichen, Wassermelonen, wilde Himbeeren und Feigen. Aus der indischen Feige und der Pinie bildet man regelmäßige Baumgänge, mit denen man die Wege zu den Ortschaften und zu den Grabstätten einfaßt.

Die nützlichsten Pflanzen sind der Bambus, die süße Kartoffel und der Reis. Wenn man den Bambus seiner natürlichen Entwicklung überläßt, so bildet



Ein Dorf auf den Liuifu mit Bambusplantagen.

er reizende Gruppen. Er bringt den Einwohnern in mehr als einer Beziehung Nutzen, denn seine zarten Schößlinge dienen zur Nahrung, er liefert Stoff zu Kleidern und Häusern und beschattet die Wohnungen. Süße Kartoffeln und Reis sind die fast ausschließliche Nahrung der untern Stände. Um der Reisfelder willen unterhält man ein künstliches Bewässerungssystem, dem große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Man hat Terrassen gebildet, die von den Bergen her allmählig in die Ebene hinabsteigen. Obgleich man keine Dämme baut, hat man den Wasserleitungen eine solche Einrichtung zu geben verstanden, daß jedes Feld bewässert wird, ohne daß ein Losreißen oder Wegschwemmen von Erde stattfindet. Wenn der Boden mit Wasser bedeckt ist, beginnt die Bestellung damit, daß die Arbeiter, die knietief in Schlamm und Wasser waten, Furchen in den Boden ziehen. Die fernere Auflockerung desselben wird durch Pflug und Egge bewirkt. Dann setzt man die kleinen Pflanzen, die man vorher aus den Samen gezogen hat. Daß Land bleibt immer, jedenfalls bis zur Ernte, überschwemmt. Man schneidet die

Pflanzen ab, sammelt sie zu Bündeln und läßt sie an der Sonne ausgebreitet trocknen. Die beständige Ueberschwemmung hat zur Folge, daß die Aehren voll und schwer werden. Man erntet von anderthalb preussischen Morgen bis zu dreizehn preussische Scheffel. Wahrscheinlich giebt das Land zwei Reisernten im Jahre und wird außerdem noch einmal mit süßen Kartoffeln oder Tarowurzeln bestellt.

Von den Thieren der Liukiu sagen die amerikanischen Berichte wenig. Die Pferde sind von brauner Farbe und klein, aber kräftig und lebhaft. In den Wäldern findet man das wilde Schwein. Auch die schwarzen Ochsen, die man in



Eine Zuckermühle auf Groß-Liukiu.

großer Menge hält, werden nicht groß. Die andern Hausthiere sind Schweine, Ziegen, Hühner, Enten und Gänse. Weshalb es außerordentlich wenig wilde Vögel giebt, ist ein unerklärliches Räthsel. Die Einwohner stellen ihnen nicht nach und trotzdem wollen sie nicht gedeihen.

Zuweilen, aber im Ganzen selten, braucht man beim Ackerbau die Hülfe von Pferden und Stieren. Das Meiste wird indessen mit der Hand gearbeitet. An Werkzeugen hat der Landmann den Pflug, die Egge, die Hacke und das Beil, alle von der rohesten Beschaffenheit. Der Pflug z. B. ist ganz wie der altrömische und wird, mit Ausnahme einer eisernen Spitze, nur von Holz hergestellt. Ueberhaupt

geht man mit dem Eisen, das nicht auf der Insel selbst gewonnen wird, äußerst sparsam um. Die Ackerbaugeräthschaften stellt man im eignen Lande her. Was die Gewerbe sonst liefern, beschränkt sich auf Salz, Zucker, beide von geringer Beschaffenheit, Saki oder Reisbranntwein, baumwollene Gewebe, Grastuch gewöhnlicher Art, lacirtes Geschir, Haarnadeln, Dschunken und einige wenige andere Gegenstände des alltäglichen Bedarfs. Außer Zucker und Saki scheint nichts ausgeführt zu werden. Die Lurusartikel kommen aus Japan. In den wenigen Kaufläden nimmt man hauptsächlich Papier, Reis, Thee, Süßigkeiten und Kleidungsstoffe wahr.

Die auf den Liukiu gebräuchliche Zuckermühle giebt uns einen ungefähren Begriff, auf welcher Stufe die Gewerbe stehen. Drei Cylinder von hartem Holz werden durch ein ebenfalls hölzernes Gerüst in aufrechter Stellung erhalten. In dem mittlern der Cylinder, die jeder einen Fuß im Durchmesser haben, sind oben Zähne angebracht, welche in Zapfenlöcher der andern Cylinder eingreifen. Von demselben geht ferner ein Schaft aus, der durch das Gerüst hindurch geht und mit einem Hebel von 15 Fuß Länge, durch den die Mühle in Bewegung gesetzt wird, in Verbindung steht. An diesen Hebel spannt man ein Pferd an, das in einem Kreise von 30 Fuß Durchmesser umhergetrieben wird. Man bringt das Zuckerrohr zweimal zwischen den Cylinder. Hierdurch wird es vollständig ausgepreßt. Der Saft fließt durch Oefnungen im Boden der Mühle ab und wird in kleinen Kesseln, die etwa 32 Berliner Quart halten, ausgekocht.

Das Korn mahlt man auf Handmühlen, die mit vortreflichen Mühlsteinen versehen sind. In jedem Dorfe befinden sich Kornmagazine, die wahrscheinlich der Regierung gehören und jedes bis zu 320 preussische Scheffel enthalten. Um sie vor Ungeziefer zu schützen, namentlich vor Ratten, deren es in großer Menge giebt, stehen sie auf Pfählen, die eine Unterlage von Stein haben. Ihre Wände bestehen in der Regel aus geflochtenem Rohr, damit die Luft freien Zutritt habe, sind viereckig gebaut und nehmen nach oben an Weite zu. Das Korn hält sich in ihnen lange Zeit vortreflich.

Die Bevölkerung von Groß-Liukiu zählt nach einer ungefähren Schätzung 150 — 200,000 Menschen. Etwa der achte Theil der Insel ist angebaut. Der Bauer erhält vom Ertrage des Soldes nicht mehr als zwei Zehnthelle; sechs Zehnthelle erhält die Regierung als Eigenthümer, die übrigen zwei Zehnthelle läßt sie sich in der Form von Naturalabgaben entrichten. Trotz dieser traurigen Verhältnisse verwendet der Landmann auf den Boden eine Mühe, die durch reichliche Ernten, von denen er freilich den wenigsten Segen hat, belohnt wird. Nirgends, sagen die Amerikaner, verstehen sich die Leute besser auf die Kunst, dem Lande den höchsten Ertrag abzugewinnen, dessen es fähig ist. Man läßt keinen günstigen Umstand unbenutzt, und namentlich wird die Verrieselung mit Verstand und Erfolg angewendet. Die unvollkommenen Werkzeuge, auf die der Arbeiter angewiesen ist, lassen diese Resultate noch bewundernswerther erscheinen. Auf den übrigen Inseln soll der Anbau des Landes ein eben so sorgfältiger sein. Diejenigen unserer Landwirthe, welche den Wiesenbau durch den Ackerbau ganz ver-

drängt sehen wollen, würden sich von Groß-Liukiu befriedigt fühlen. Man hat dort gar keine Wiesen, und die wenigen Grasarten sind alle grob und schlecht.

Die Männer, die nicht zu der allerniedrigsten Klasse gehören, ergeben sich, so oft sie es irgend können, dem Müßiggange. So oft die Amerikaner in ein Haus traten, fanden sie dort immer drei bis zwölf Männer versammelt, die im Kreise auf den Fersen saßen, Thee und Saki tranken und dazu rauchten. Sie blickten träumerisch, in den Genuß des Nichtsthuns versenkt, vor sich nieder. Den Mittelpunkt dieser Gesellschaft bildete ein Topf mit glühenden Kohlen, die zum Anzünden der Pfeifen dienten. Die Letztern steckten im Gürtel und waren als kostbarstes Besitztum des Mannes durch ein Futteral geschützt. Der Kopf besteht aus Metall und ist halb so groß wie der Daumen eines jungen Mädchens. Hatte der Raucher die winzige Höhlung mit Tabak gefüllt, so that er ein paar starke Züge, behielt den Rauch eine Minute lang im Munde und blies ihn durch die Nasenlöcher von sich. Hatte sich dies einige Male wiederholt, so wurde Thee gebracht und aus Tassen, die etwa drei Theelöffel der Erquickung enthielten, getrunken. Dann wurden die Pfeifen wieder hervorgezogen, und dieser Wechsel zwischen Rauchen und Trinken wurde fortgesetzt, bis endlich Saki den Beschluß machte.

Nach den Beobachtungen der Amerikaner wurde dem berausenden Getränk gewöhnlich stärker zugesprochen, als sich mit den Regeln der Mäßigkeit verträgt. Während die Männer sich unterhielten, bearbeiteten ihre Frauen unter einer glühenden Sonne das Feld.

Der Tagelohn ist auf den Liukiu beispiellos niedrig. Ein Feldarbeiter verdient einen Neugroschen drei Pfennige bis drei Neugroschen fünf Pfennige den



Bewohner der Liukiu-Inseln aus den mittlern Ständen.

Tag, ein Handwerker kann es bis auf vier Neugroschen drei Pfennige bringen. Von diesem erbärmlichen Arbeitsgewinn ist Wohnung, Kleidung und Nahrung für den Arbeiter und seine Familie zu bestreiten. Es ist daher erklärlich, daß die Männer der untersten Stände dem allgemeinen Hange zum Nichtsthun nicht fröhnen und daß sie außer ihren Frauen auch ihre Kinder fast vom zartesten Alter an arbeiten lassen. Die Amerikaner traten einmal in eine Hütte, wo ein Mann mit seinen beiden Söhnen Nägel schmiedete. Der Vater hielt und wendete das glühende Eisen, der älteste Sohn, ein zehnjähriger Knabe, führte den Hammer, der jüngste, der fünf Jahr alt war, handhabte den Blasebalg oder vielmehr den Stempel einer Luftpumpe, der einige Anstrengung erforderte.

Daß die Nahrung der untern Stände die geringste ist, folgt aus ihrer gedrückten Lage von selbst. Die Arbeiter leben das ganze Jahr hindurch von Reis und süßen Kartoffeln. Essen sie einmal Fleisch, was höchst selten geschieht, so ist es immer Schweinefleisch. Die höhern Klassen besitzen eine ausgebildete Kochkunst und ihre Speisen kann sich auch ein amerikanischer und europäischer Gaumen gefallen lassen. Suppen verschiedener Art und Süßigkeiten erhalten vor allem den Vorzug. Gemüse hat man wenig, wie schon aus unserer Aufzählung der Küchenpflanzen hervorgeht. Der im Lande gewonnene Zucker, der nicht als Tribut nach Japan geht, wird ausschließlich von den höhern Ständen verbraucht. Den untern Ständen gehört das ausgepresste Rohr, das sie als Brennstoff verwerthen. Nichts war häufiger, als daß arme Leute, die nicht beobachtet wurden, die Amerikaner um Zucker baten. Der Thee wird von allen Ständen unverfälscht getrunken.

Vasil Hall's Schönmalereien der Zustände auf den Liukiu beruhen ganz auf falschen Auffassungen. Zu den idyllischen Vorstellungen, die der englische Seemann sich machte, dürfte die Tracht der Einwohner nicht wenig beigetragen haben. In der That machten Männer der höhern Stände, namentlich Greise mit ihren langen Bärten und mit ihren wallenden Gewändern auch auf die Nordamerikaner den Eindruck von Patriarchen. Den Haupttheil des Anzugs bildet ein weites Oberkleid mit Aermeln, die bis zu den Knöcheln herabfallen, und mit einem seidnen Gürtel, in dem die unvermeidliche Tabakspfeife steckt. Dazu paßt die kegelförmige Mütze vortrefflich. Die Arbeiter stechen mit ihrer Tracht dagegen sehr ab. Häufig sind sie bloß mit einem baumwollenen Hemde oder einem um die Hüften geschlungenen Lappen bekleidet. Sie gehen immer barfuß und mit unbedecktem Haupte. Die höhern Stände tragen weiße Strümpfe und beim Ausgehen Sandalen von Stroh. Um ihre Wohnungen nicht zu beschmutzen, legen sie diese Sandalen vor der Thür ab.

Die Haartracht weicht von der chinesischen vollständig ab. Der Zopf ist für die Chinesen ein so ehrwürdiger Schmuck, daß die Mingleute ihren grundsätzlichen Bruch mit den Ueberlieferungen, die sich an die verhaßte Mandschu-Dynastie knüpfen, nicht besser an den Tag legen zu können glaubten, als dadurch, daß sie den Zopf abschnitten. Der Einwohner der Liukiu bindet sein Haar in einen Knoten zusammen, der auf der Mitte des Kopfes befestigt wird. Dort wird eine

Stelle von 2—3 Zoll im Anfang kahl geschoren, zu der man die sämmtlichen Kopfhaare, die eingölet und mit Lampenruß geschwärzt werden, hinzieht. Man befestigt sie mit Haarnadeln, und das Ganze sieht wie ein runder Kamm aus. Das Metall, aus dem man die Haarnadeln fertigt, ist Gold, Silber, Kupfer u. s. w. und deutet den Rang des Eigenthümers an. Auch die Farbe der Oberkleider und der Mützen dient zur Bezeichnung der Klassenunterschiede.

Die Frauen der höhern Stände werden so versteckt gehalten, daß es einem Fremden schwer wird, über sie zu urtheilen. Sie wurden den Amerikanern als erträglich hübsch und weiß von Farbe geschildert. Ihre Tracht ist dieselbe, wie bei den Männern, doch fehlt der Gürtel und der Haarknoten sitzt mehr nach vorn und etwas zur Seite. Die Frauen der niedern Stände sind durchschnittlich von niedrigem Wuchs und Können auf Schönheit keinen Anspruch machen. Sie haben ein viereckiges Gesicht und eine eingedrückte Nase. Sind sie mit ihren Feldarbeiten fertig, so haben sie zu Hause für die Kleidung der Familie zu sorgen. In jedem Hause steht in einer Ecke des Wohnzimmers ein Webstuhl, der nicht höher als zwei Fuß ist. Das Webergeschiff ist 2—3 Fuß lang, und die Arbeiterin fängt es, nachdem es die eine Hand verlassen hat, mit der andern auf. Mit diesem rohen Werkzeuge webt man das feinste Grastuch. Von einer Achtung gegen das weibliche Geschlecht kann auf den Liuksiu keine Rede sein. Man betrachtet die Frauen als Sklavinnen, wenn nicht als Lastthiere, und behandelt sie so. Der Mann scheint seine Gattin kaum zu beachten, und doch zeichnen sich die Frauen, nach ihrem Benehmen gegen Fremde zu urtheilen, durch Bescheidenheit und Liebesswürdigkeit aus.

In ihrem gewöhnlichen Verkehr unter einander und bei ihren gelegentlichen Berührungen mit Fremden beobachten die Männer übertrieben höfliche Formen. Wenn sie grüßen, schlagen sie die Hände zusammen, führen sie darauf zur Stirn und verbeugen sich so tief, daß es unbegreiflich ist, wie sie den Schwerpunkt zu behaupten verstehen. Begegnet ein Niederer einem Höhern, so geht der Bückling so weit, daß der Körper fast auf dem Boden zu liegen scheint. An solche gymnastische Leistungen reicht die Geschmeidigkeit europäischer Rücken nicht hinan. Was die geistigen Fähigkeiten anbetrifft, so erhielten die Amerikaner den Eindruck, als gehörten die Einwohner zu den begabtesten Volksstämmen des östlichen Asiens und würden eine hohe Stufe von Bildung erreichen, wenn der Druck, unter dem sie leben, gemildert würde. Auf die sittlichen Eigenschaften hat die herrschende Tyrannei übel eingewirkt, und die Fehler aller slavischen Völker, Unwahrheit und Verschlagenheit, sind auch auf den Liuksiu wahrzunehmen. Groß ist die Genügsamkeit dieser armen Menschen. Für die Männer und Frauen der niedern Stände giebt es selten eine Erholung und keinen Sonntag. Man hat gewisse Feste, die eine religiöse oder eine nationale Bedeutung haben, aber sie sind selten. Spiele scheinen in den Feierstunden getrieben zu werden, wenigstens sahen die Amerikaner in der Nähe der Städte und Dörfer große geebnete Plätze, die von Pinieneingefäßt waren und kaum eine andere Bestimmung haben konnten, als zu körperlichen Uebungen zu dienen.

Etoger, Japan.

Als Perry die Lintiu verließ, schrieb er in sein Tagebuch: „Gott möge sich dieser armen Geschöpfe annehmen! Ich habe viel von der Welt gesehen und das Leben roher Völker auf mancher seiner Stufen beobachtet, aber mit Ausnahme des Zustandes der unglücklichen Peons (indianischen Leibeigenen) in Mexiko ist mir nie ein solches Elend bekannt geworden, als ich es hier bei diesen armen Sklaven wahrnahm.“

Auf den Schiffen herrschte die fröhlichste Stimmung, als man von Napa absegelte. Das Interesse an den landschaftlichen Schönheiten, an den fremdartigen Sitten hatte sich erschöpft, und um so langweiliger war die halbe Abgeschlossenheit geworden, in der man lebte. Ueberdies galt die jetzige Fahrt dem eigentlichen Reisezwecke, und Jedermann war gespannt darauf, wie die Dinge in Japan sich entwickeln würden. Auf die Ruhe im Hafen folgte eine lebhaftere Thätigkeit. Man bedurfte großer Aufmerksamkeit, da die Ostseite der von den Lintiu nach Japan laufenden Inselkette, auf der man sich befand, von europäischen Schiffen selten befahren wird und daher fast unbekannt ist.

Der 4. Juli 1853, der Jahrestag der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, war der vierte Tag der Reise. Die Matrosen hatten ihre Vorbereitungen getroffen, den großen Festtag in ihrer Weise zu feiern, allein das Wetter wurde ungünstig, und so beschränkte man sich auf Freundschaftsüsse und auf die Vertheilung von Grog. Bald wurde übrigens die Luft wieder heiter, und die Wärme steigerte sich auf eine Höhe, die bei den häufig eintretenden Windstillen fast unerträglich wurde. Dann hatte man auf offenem Meere dieselbe Wärme von 25°, durch die man schon im Hafen von Napa nicht wenig gelitten hatte.



Ein Tagelöhner von den Lintiu.



Eisenbildungen an der Küste von Japan (Fürstenthum Tsukara).

#### IV.

### Perry's erster Besuch in Japan.

Heiße Tage. — Erster Anblick der Küste von Japan. — Die Schiffe laufen in die Bucht von Jeddo ein. — Unruhe der Japaner. — Der Statthalter von Uraga. — Die Unterhandlungen beginnen. — Der Kaiser willigt ein, Bevollmächtigte zu schicken. — Feierliche Zusammenkunft an der Küste. — Schönheit der Landschaft. — Zuvorkommenheit der Bevölkerung. — Fahrt bis in die Nähe von Jeddo. — Perry verläßt die Bai.

**A**m 8. sah man die japanische Küste. Als ob das Klima seinen schlechten Ruf rechtfertigen wolle, wurde die Luft dick und der Nebel senkte sich so tief herab, daß die Aussicht auf einen kleinen Umkreis beschränkt war. Als die Sonne höher am Himmel emporstieg, zerstreute sie die Dünste, und man sah nun die schroffen Vorgebirge der Küste und die Bergketten des Innern, über denen der Fuß = Zama weit im Hintergrunde die schönen Formen seines Gipfels zeigte. Man befand sich jetzt in der äußern Bai von Jeddo, und die Landschaft wurde immer mannigfaltiger, je tiefer man eindrang. Zur Linken hatte man die Landschaft Sagami, rechts lag die Halbinsel Iwa. Blickten die Amerikaner links, so sahen sie steile



Uferklippen, an die weiter einwärts wellenförmige Hügel sich angeschlossen, tiefe Schluchten, deren Abhänge theils mit Wäldern bedeckt, theils zu Ackerfeldern benützt waren, Fäden und Dörfer, im Hintergrunde aber ein Gewimmel von Bergen, deren Spitzen eine über die andere hervorragten. Die Vorgebirge und Bergspitzen waren mit Festungswerken gekrönt, deren Geschütze indessen trotz des Erscheinens der fremden Schiffe schwiegen. Die rechts liegende Halbinsel Awa war weit gebirgiger und viel weniger angebaut. Von Befestigungen schienen ihre Höhen, deren Knotenpunkt ein mächtiger Berg war, entblößt zu sein.

Zwei von den vier amerikanischen Schiffen, „Susquehanna“ und „Saratoga“, waren Dampfer, die ersten, die sich in diesen Gewässern jemals gezeigt hatten. Das Staunen der japanischen Fischer, die in ihren Booten an der Küste fuhren, war kein geringes, als sie Schiffe sahen, die sich gegen Wind und Wellen mit Schnelligkeit vorwärts bewegten. Sie erhoben sich von ihren Sitzen und starrten unverwandten Blicks auf die fremdartige, beängstigende Erscheinung. Kamem die Amerikaner ihnen näher, so ergriffen sie die Flucht. In einem der Boote, welches überholt wurde, strich die Mannschaft das Segel und griff zu den Rudern, als wolle sie den Versuch machen, ob die Schnelligkeit der Fremden mit einem andern Fortbewegungsmittel nicht ebenfalls erreicht werden könne.

Die Schiffe näherten sich bald dem innern Eingange der Bai von Jeddo. So nahe war noch kein Fremder der Hauptstadt gekommen, und am Ufer wurde es jetzt lebendig. Von den Festungswerken fielen drei Lärmschüsse und eine Rakete stieg hoch in die Luft. Als geankert wurde, hörte man nochmals einen Stückschuß fallen. Commodore Perry war auf Alles gefaßt und hatte seine Schiffe und Geschütze zum Gefecht bereit machen lassen. In der Stellung, die er gewählt hatte, beherrschte er die sämtlichen Batterien des Strandes und zwei anscheinend vollreiche Städte. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, da die Japaner sich auf eine Absperrung der fremden Schiffe beschränkten. Von allen Seiten kamen ihre Wachtboote heran und stellten sich so auf, daß eine Verbindung mit dem Lande unmöglich war. Selbst den Amerikanern, deren Seeleute zu den besten der Welt gehören, war es auffallend, wie schnell diese Boote durch das Wasser schossen. Dem kräftigen Druck der Ruder nachgebend, schienen sie die Wellen nicht zu durchschneiden, sondern über sie hinzustiegen.

Augenscheinlich sollten die japanischen Boote längere Zeit bleiben, denn sie waren mit Wasser, Lebensmitteln, Kleidern für ihre Mannschaft und Matten zum Schlafen versehen. Die großen kräftigen Ruderer waren bis auf ein um die Hüften geschlungenes Tuch nackt, aber als es gegen Abend kühler wurde, legten sie Oberkleider mit weit herabhängenden Ärmeln an. Auf der Rückseite dieser Kleider, die vorn weiße Streifen auf rothem oder blauem Grunde hatten, waren farbige Wappen eingenäht. Die meisten trugen den Kopf bloß, einige bedeckten ihn mit einer Bambusmütze, fast wie das Barbierbecken gestaltet, in dem Don Quirote durchaus den Helm Mambrin's erkennen wollte. In einigen der Boote befanden sich Männer mit langen Stäben, welche oben eine kreuzförmige Verzierung trugen und vielleicht auf einen kriegerischen Rang deuteten. Den höhern Stand

einiger Japaner erkannte man an den zwei Schwertern in ihrem Gürtel. Ueber jedem Boot wehte eine Flagge mit zwei weißen Streifen und einem schwarzen in der Mitte.

Die Japaner wollten sogleich an Bord der Schiffe gehen und verriethen das größte Erstaunen, als man sie zurückwies. Um ihr Recht zu behaupten, befestigten sie Tauen an die Schiffseiten, die ihnen beim Hinaufklettern helfen sollten. Aber die Tauen wurden von den Amerikanern ohne weiteres mit Beilen zerhauen, und als die Japaner nun an den Schiffsketten in die Höhe zu steigen versuchten, hielt man ihnen Piken, Messer und Pistolen entgegen. Commodore Perry hatte dies so angeordnet, um den Japanern von vorn herein begreiflich zu machen, daß sie ihn anders als frühere Besucher behandeln müßten. Um sie zu zwingen, mit dem Flaggenschiff zu verkehren, war dem Rest der Flotte befohlen worden, sie streng abzuweisen.

In kurzer Zeit begriffen sie, wie es gemeint sei, und schickten ein Boot zum „Susquehanna“. Der darin befindliche Beamte gab ein Zeichen, daß die Leiter herabgelassen werde, aber statt seines Wunsch zu erfüllen, ließ man ihm durch den Dolmetscher sagen, daß der Commodore nur einen Beamten vom höchsten Range am Bord empfangen könne. Ein solcher befand sich nicht im Boote, und der Japaner erreichte mit aller seiner Hartnäckigkeit weiter nichts, als daß dem Unterstatthalter von Uraga, der anwesend war, eine Unterredung mit einem Schiffsleutnant gestattet wurde. Diesem Beamten wurde nun erklärt, der Commodore komme in friedlicher Absicht und habe einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser zu überbringen, den er einem Würdenträger, dessen Rang dem seinigen entspreche, einhändigen werde. Als der Japaner die gewöhnliche und darum erwartete Antwort gab, ausschließlich in Nagasaki sei ein Verkehr mit Fremden gestattet und dorthin habe das Geschwader sich zu begeben, wurde ihm gesagt, der Commodore habe Uraga gewählt, weil es näher bei Jeddo liege, und werde nicht nach Nagasaki segeln. Er erwarte also, daß der Brief des Präsidenten hier angenommen werde. Er komme als Freund, aber eine unwürdige Behandlung lasse er sich nicht gefallen und werde namentlich nicht dulden, daß die Wachtboote seine Schiffe zu umzingeln fortführen. Entferne man diese Boote nicht, so werde er Gewalt gebrauchen. Der Unterstatthalter erschrak bei dieser Sprache, lief aufs Verdeck und erteilte einen Befehl, worauf die meisten Boote verschwanden. Da noch einige in Haufen gesammelt zurückblieben, so schickte Perry ein Boot ab, dessen Mannschaft sie mit Geberden fortwies. Sie entfernten sich, und von diesem Augenblicke an waren die Schiffe der beschimpfenden Aufsicht enthoben.

Daß die Japaner voll Unruhe waren, verrieth sich durch verschiedene Zeichen. Während des Nachmittags stiegen an mehreren Punkten Raketen auf, und sobald es dunkelte, leuchteten Feuer von den Bergen. Um neun Uhr Abends feuerte das Flaggenschiff den üblichen Stückschuß ab, der den Beginn des Nachtdienstes bezeichnet, und nun erloschen die meisten jener Feuer auf der Stelle. Wahrscheinlich erwarteten die Japaner einen unmittelbaren Angriff und wollten ihren Feinden

das Zielen erschweren. Bis zum Morgen wurden ununterbrochen die tiefen Töne einer Glocke gehört.

Die Bai war während der Nacht so ruhig wie ein Binnensee. Um Mitternacht stieg am südwestlichen Himmel ein Meteor auf. Es hatte die Form einer großen blauen Kugel mit einem rothen Schweif, der aus lauter Funken zu bestehen schien, und verbreitete ein so helles Licht, daß die Schiffe wie von bengalischem Feuer beleuchtet aussahen. Lange Zeit verfolgte es am Himmel in gerader Linie eine nordwestliche Richtung, bis es sich gegen die Erde neigte und im Meer verschwand. „Den Alten“, bemerkte der Commodore, „würde diese schöne Himmelserscheinung für eine günstige Vorbedeutung gegolten haben.“

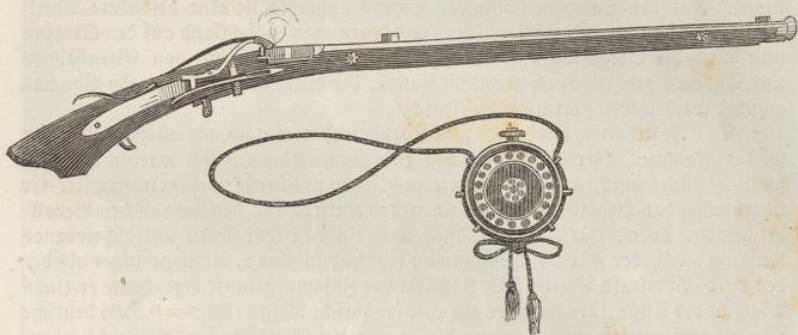
Der nächste Tag war ein prachtvoller. Der kühle Seewind milderte die Wärme, die nie über 20° stieg, und die Luft war so klar, daß die fernsten Gegenstände in scharfen Umrissen sich abzeichneten. Auf dem Meere wie auf dem Lande war Alles voll Leben und Bewegung. Soldaten in rothen Röcken zogen mit ihren Feldzeichen und mit großen Laternen auf langen Stangen hin und her. Sie trugen gefirniste Mützen, Speere, Luntensinten und Schilde, die in der Sonne blitzten. Die Flinten und die dazu gehörende Lunte haben die Gestalt, wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt. An einem Punkte waren so viele von ihnen versammelt, daß die Zahl auf tausend geschätzt werden konnte. An den Befestigungen, die zum Theil unvollendet waren, wurde mit Eifer gearbeitet. Durch gute Ferngläser gesehen, verloren diese Werke ihren furchtbaren Charakter. Ihre Wälle waren gewöhnliche Erdaufwürfe, hinter denen hölzerne Gebäude standen. Die zahlreichen Geschütze waren sämmtlich klein und wurden durch die sehr weiten Schießscharten sehr bloßgestellt. Vor viele waren lange Schirme gestellt, und diese Blenden erstreckten sich auch über verschiedene Küstenpunkte. Die Absicht konnte keine andere sein, als bei den Amerikanern den Glauben zu erregen, daß es eine Menge versteckter Befestigungen gebe.

Der Verkehr in der Bai ging im gewohnten Gange fort, als ob keine Fremden anwesend seien. Nach der Menge der Schiffe und Boote zu urtheilen, welche hin und her fuhren, muß der Handel an diesem Punkte ein sehr lebhafter sein. Alle, die nach Jeddo segelten, legten in Uraga, alle von dort kommenden bei einer Stadt an, die sich auf dem Ufer gegenüber erhebt. Die Amerikaner vermutheten, daß in diesen beiden Orten Zölle bezahlt werden müßten. Uraga besteht aus zwei Städten, die durch eine Klippe getrennt werden. Durch die größere strömt ein Fluß, der sich in den Hasen ergießt. Die Häuser bestehen aus Holz, dem man theils seine natürliche Farbe gelassen, theils einen Kalkbewurf gegeben hat, und haben verschieden geformte Dächer, ganz flache, spitze und pyramidenförmige.

Die ersten Besucher des Tags waren Zeichner, die mehrere Skizzen von den amerikanischen Schiffen nahmen. Dann erschien der Statthalter von Uraga und bat um eine Unterredung mit dem Commodore. Die Unterredung wurde ihm gewährt, aber nur mit Untergebenen, denn Perry mußte seinen Entschluß durchzuführen, keinen andern als einen der höchsten Beamten in seine Gegenwart zuzulassen. Der Statthalter gehörte bloß zur dritten Rangklasse. Er wiederholte, es

sei unmöglich, den Brief des Präsidenten in Uraga anzunehmen, und die Amerikaner möchten daher nach Nagasaki gehen. Man gab ihm die frühere Antwort und setzte hinzu, ließe man die Amerikaner nicht zu, so würden sie im nächsten Frühling mit einer größern Macht wiederkommen und Gewalt anwenden. Er beklagte sich nun, daß die amerikanischen Boote die Gesetze verletzten, indem sie die Tiefe der Bai mit dem Senkblei mäßen. „So befehlen uns die amerikanischen Gesetze“, lautete die Antwort, „und nach diesen, nicht nach den japanischen, haben wir uns zu richten.“ Schließlich versprach er nach Jeddo zu berichten, von wo die Entscheidung in vier Tagen eintreffen könne. „Wir warten nicht länger als drei Tage“, entgegneten die Amerikaner.

Die Tage bis zur Entscheidung verfloßen wie der erste. Die Bai blieb mit Dschunken bedeckt, auf dem Ufer zogen Soldaten umher, und in der Nacht tönte die tiefe Glocke. Die amerikanischen Schiffe behaupteten ihre Stellungen, nur



Japanische Flinte und die dazu gehörige Lunte.

fuhr der „Mississippi“ einmal einige Stunden näher an Jeddo heran, um den Japanern einen neuen Beweis zu geben, daß man ihre Verbote nicht beachte. Durch fortgesetzte Tiefenmessungen überzeugte man sich, daß überall in der Bai ein guter Ankergrund von hinreichender Tiefe für große Schiffe vorhanden sei. Die Japaner sahen diese Untersuchungen ungern, und mehrmals eilten ihre Boote drohend herbei, ohne daß es jemals zu einem feindlichen Zusammenstoß kam.

Am 12. Juli sollte die Antwort aus Jeddo ankommen. In der neunten Morgenstunde stießen drei Boote von der Küste ab und näherten sich dem amerikanischen Geschwader. Bis auf das Tauwerk, die Masten und Segel, welche den japanischen Charakter hatten, wichen sie von den bisher gesehenen Booten ab und waren offenbar nach einem europäischen Muster gebaut. In dem größten saß der Statthalter von Uraga, Kayama Yezaiman, mit seinen beiden Dolmetschern. Die Unterredung an Bord dauerte ziemlich lange. Ihr Ergebnis bestand darin, daß Perry das Versprechen erhielt, ein Beamter vom höchsten Range solle auf der Küste am zweiten Tage mit ihm eine Zusammenkunft haben. Zu Unterhandlungen

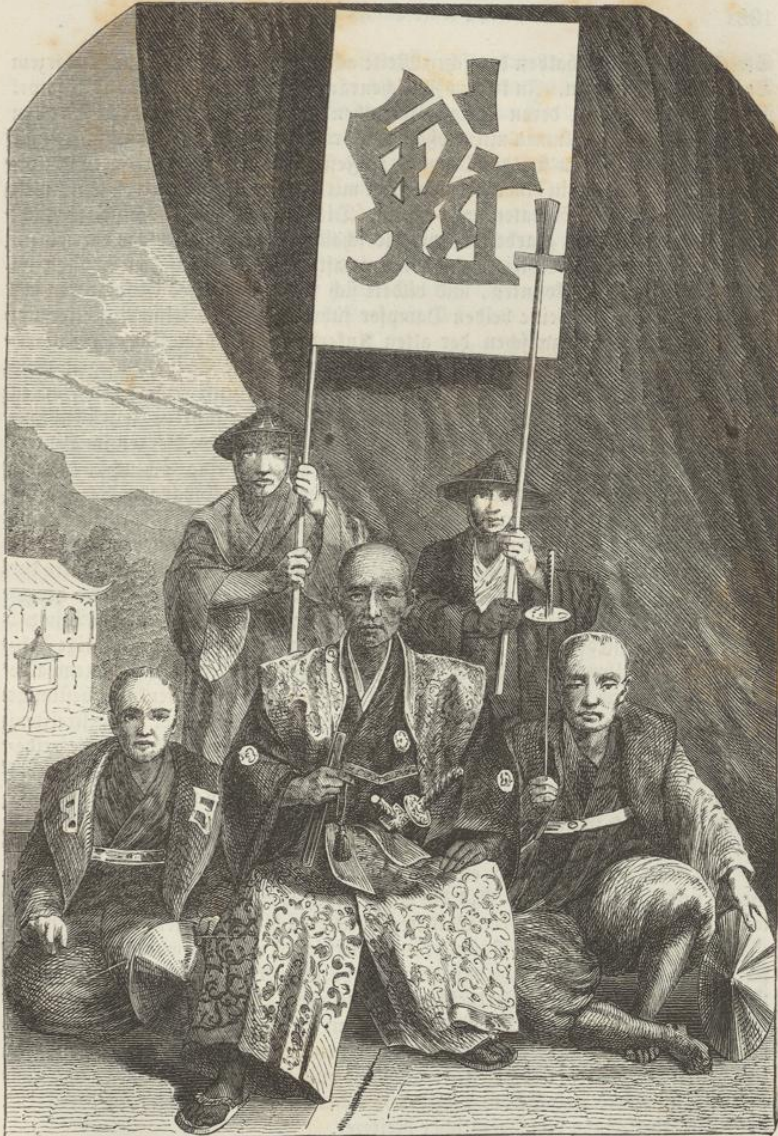
werde dieser Würdenträger nicht beauftragt sein, sondern bloß den Brief des Präsidenden an den Kaiser in Empfang nehmen.

Nach der Unterredung wurden Erfrischungen aufgetragen, die den Japanern sehr zusagten. Gleich den Würdenträgern von Groß-Liuksiu gaben sie den Branntweinen, in die Zucker geworfen war, den Vorzug und zeigten ihr Behagen durch ein Schmauken mit den Lippen. Der Statthalter trank am meisten, die Dolmetscher vergaßen beim Glase ihre Zurückhaltung so weit, daß sie über ihn spotteten. „Er wird schon ganz roth“, sagten sie lachend, und die Amerikaner hielten es nun an der Zeit, dem Trinken ein Ende zu machen.

Die Japaner zeigten sich als verständige und gut unterrichtete Männer. Als eine Erdkugel vor sie gestellt wurde, suchten sie die Vereinigten Staaten auf und legten die Finger auf Washington und Newyork. Von den europäischen Ländern waren ihnen außer Holland England, Frankreich und Dänemark am besten bekannt. Für die Dampfmaschine des Schiffs äußerten sie eine besondere Theilnahme und fragten, ob die Maschinen, mit denen man in England auf den Straßen und durch die Berge fahre, kleiner seien. Sie hatten mithin von Eisenbahnen und Tunnels gehört. Auch nach dem Kanal, der durch die Landenge von Panama geführt werden solle, erkundigten sie sich.

Der Statthalter blieb bis zum Abend und versprach am nächsten Morgen wiederzukommen. Er ließ jedoch bis zum Nachmittag auf sich warten und entschuldigte sich damit, daß der Beamte aus Jeddo nicht früher eingetroffen sei. Er überbrachte das Beglaubigungsschreiben des Kaisers für den japanischen Bevollmächtigten Toda, Fürsten von Ibsu, und ein von ihm selbst unterschriebenes Zeugniß, daß der Fürst ein Mann von sehr hohem Rang, nicht geringer als der des Lord-Admirals Perry, sei. Als Ort der Zusammenkunft bezeichnete er einen Platz an der Küste, der weniger als eine japanische Meile (Mi, = 0,5566 deutsche Meile) entfernt sei. Man konnte diesen Ort von den Schiffen aus nicht sehen, und Perry hätte eine nähere Stelle gewünscht. Darauf konnten die Japaner nicht eingehen, denn das für die Zusammenkunft bestimmte Gebäude war bereits im Bau begriffen. Möglicher Weise versteckte sich hinter der Wahl des Orts eine Verrätherei, und Perry gab daher seine Einwilligung nicht eher, als bis einer seiner Offiziere mit einem Boot die Küste untersucht und berichtet hatte, daß die Schiffe bis auf Schußweite heranzufahren könnten. Er zeigte dem Statthalter an, daß dies geschehen werde, da sein Rang ihm nicht gestatte, bloß in einem Boot zur Küste zu fahren. Aus demselben Grunde werde er ein zahlreiches Gefolge mitnehmen; je größer dasselbe sei, um so mehr lege er seine Hochachtung vor dem Kaiser, der ihm einen Gesandten schicke, an den Tag. Der Japaner gab zu Allem seine Einwilligung und entschuldigte sich dann, daß man den Amerikanern weder Armsessel anbieten, noch sie mit vielen Arten von gebrannten Wassern bewirthen könne, denn das Land besitze solche Dinge nicht.

Am 14 Juli zerstreute die glänzende Sonne die Nebel, die über der Küste hingen, in kurzer Zeit. Die Vorbereitungen der Japaner für die Zusammenkunft ließen sich nun überblicken. Sie bestanden der Hauptsache nach darin, daß auf einer



Herr von Ito und sein Hofstaat.

Strecke von fast einer halben deutschen Meile acht Fuß hohe Schirme von schwarzem Tuch aufgestellt waren. In kurzen Zwischenräumen wehten Flaggen und Wimpel über diesen Blenden, deren übrige Zierrathen in gestickten kaiserlichen Wappen und scharlachrothen Blumen mit großen herzförmigen Blättern bestanden. Hinter diesen Schirmen hatten sich die Truppen in Festuniform aufgestellt. Der Haupttheil derselben bestand in einer Art von Frack mit kurzen Schößen und ohne Aermel, so daß die Arme der Soldaten nackt waren. Die Japaner hatten die ganze Nacht über an den Schirmen gearbeitet, wie die schallenden Hammerschläge verriethen.

Perry nahm alle Offiziere und Mannschaften mit, die auf den Schiffen irgend entbehrt werden konnten, und bildete sich so ein stattliches Gefolge von fast dreihundert Mann. Seine beiden Dampfer führten ihn und seine Begleiter um das Vorgebirge, das zwischen der alten Ankerstelle und dem Ort der Zusammenkunft lag, bis in die Nähe des Ufers. Sowie diese Spitze umsegelt war, übersah man die Bai, deren Strand zu der Zusammenkunft ausersehen worden war. Sie zog sich in einem Halbkreise hin, und ihre Ufer führten zu grünen Hügeln, die höher und höher emporstiegen, bis sie sich mit den Bergen im Hintergrunde vereinigten. An der Spitze der Bai öffnete sich eine Schlucht, die mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und ihren reichbewaldeten Abhängen die Einförmigkeit der Küstenlinie angenehm unterbrach. Links lag das Dorf Gorihama, eine Gruppe zerstreuter Häuser mit spitzen Dächern, rechts ankerten mehrere Hundert japanische Boote, jedes mit einer rothen Flagge geschmückt. Im Mittelpunkt der Bai bezeichneten Flaggen und Fahnen die Stelle, die zum Landungsplatze hergerichtet worden war. Neun riesige Flaggen, von denen breite scharlachrothe Wimpel bis zum Boden niederhingen, bildeten einen Mittelpunkt, von dem unzählige Fahnen in einem Halbmond nach beiden Seiten ausgingen. Hinter diesem Fahnenwalde erhob sich das neue pyramidenförmige Gebäude, das zur Zusammenkunft bestimmt war. Es überragte alle ältern Gebäude und war über und über mit gestreiftem Tuch beschlagen, aber den Amerikanern machte es doch den Eindruck eines Getreideschobers. Zwei Reihen Schirme, die von ihm ausgingen, ließen einen Vorhof entstehen. Zu der japanischen Schaustellung gehörten endlich mehrere Regimenter Soldaten, die sich in guter Ordnung aufgereiht hatten und eine günstige Meinung von der Streitkraft des Landes erwecken sollten. Jeder Soldat trug zwei Schwerter und war außerdem noch entweder mit Speer und Luntensflinte, oder mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Als die Amerikaner später zu dem Gebäude gelangten, bemerkten sie dort andere Soldaten, vielleicht Abtheilungen der kaiserlichen Garde, deren Gewehre mit Bajonett und Steinschloß versehen waren und die ein paar kleine bronzene Geschütze von alter europäischer Arbeit mit sich führten. Die Offiziere saßen unter den Feldzeichen auf niedrigen Stühlen. Hinter den Schirmen wurden von Dienern ihre Pferde gehalten, Thiere von kleinem Schlag, jedoch kräftig und wohlgebaut, mit kurz abgeschorenen Mähnen. Ihre Schweife waren in Beutel von buntem Stoff gesteckt oder mit buntem Zeug umwunden, und auch das reich mit Gold und Silber verzierte Geschirr war buntfarbig. In der Ferne hielten Abtheilungen von eigentlicher Reiterei.

Raum hatten die Dampfer das Vorgebirge umfahren, als zwei japanische Boote vom Ufer abstießen, in denen die beiden Statthalter von Uraga saßen. Kayama Jezaiman und Nagazima Saboroſke kamen an Bord, um Perry zu dem kaiserlichen Bevollmächtigten zu geleiten. Beide trugen bei dieser Gelegenheit die Hofkleidung: sehr weite Beinkleider von schwerem schwarzem Seidenstoff, die nur bis zum Knöchel reichten, eine eng anliegende seidene Aermelweste, die in den Bund der Beinkleider gesteckt wird, und einen Ueberwurf von einem brokatartigen Gewebe aus Gold, Silber und bunter Seide, der dem Messgewand der katholischen Priester ähnlich war. Kayama nahm sich in diesem Staatskleid leidlich aus, aber wenn die Amerikaner seinen Antzügenossen anblickten, mußten sie unwillkürlich an den Coeurbuben im Kartenspiel denken.

Die Amerikaner fuhren in funfzehn Booten zur Küste. Ihre Ruderer mußten sich gewaltig anstrengen, um es den Japanern gleich zu thun. Die Boote schossen so rasch durch die Wellen, daß das Wasser vor ihnen hoch aufschäumte, und fast im Nu war der Strand erreicht. Hier bildete sich nun der Zug, dem ein möglichst imposantes Ansehn gegeben wurde. Vor dem neuen Gebäude blieben alle Japaner bis auf Kayama zurück, und auch Perry wurde bloß von seinen Offizieren weiter begleitet. Das erste Gemach war ein leinenes Zelt, durch das ein mit Teppichen belegter Gang führte. Dann folgte ein Vorzimmer, dessen Fußboden mit Ausnahme eines rothen Teppichstreifens in der Mitte eine Bekleidung von weißem Tuch hatte. Die innere Seite dieser Vorhalle öffnete sich gegen das Hauptgemach, zu dem einige Stufen hinaufführten. Hier lagen überall rothe Teppiche, und von den Wänden hingen violette Tapeten von Seide und feiner Baumwolle herab, in die an vielen Orten das kaiserliche Wappen weiß eingestickt war.

Statt eines Bevollmächtigten des Kaisers waren deren zwei anwesend: Toda, Fürst von Idsu, und Ido, Fürst von Iwami. Wir erkennen darin das japanische System, jedem Beamten einen Aupasser und Berichterstatter beizugeben. Beide waren Männer in vorgerückten Jahren und wetteiferten in Würde des Benehmens. Der Fürst von Idsu hatte geistvollere Züge als sein Gefährte.

Nachdem Perry und seine Offiziere zu ihren Sitzen geführt worden waren, herrschte einige Minuten lang das tiefste Schweigen. Die beiden Fürsten saßen wie Bildsäulen da und blieben dieser Haltung während der ganzen Zusammenkunft treu. Die einzigen Bewegungen, welche sie machten, bestanden darin, daß sie beim Eintreten und beim Fortgehen der Nordamerikaner sich erhoben und sich schweigend tief verbeugten. Kayama und seine Dolmetscher machten die Ceremonienmeister und knieten am obern Ende des Gemachs neben einer großen rothlackirten Büchse, die auf vergoldeten Füßen stand. Sie war dazu bestimmt, die Dokumente aufzunehmen. Endlich richtete der japanische Dolmetscher an den nordamerikanischen die Frage, ob der Brief an Ort und Stelle sei, da er jetzt übergeben werden könne, und das letztere erfolgte mit gebührender Feierlichkeit.

Das Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser von Japan lautete:



## Großer und guter Freund!

Ich sende Ew. kaiserlichen Majestät diesen öffentlichen Brief durch Commodore M. C. Perry, einen Offizier, der in der Flotte der Vereinigten Staaten den höchsten Rang bekleidet und jetzt Befehlshaber des Geschwaders ist, welches die Bestzungen Ew. kaiserlichen Majestät besucht.

Commodore Perry hat von mir den Befehl erhalten, Ew. kaiserlichen Majestät die Versicherung zu geben, daß ich für Ew. Majestät Person und Regierung die freundschaftlichsten Gesinnungen hege und, indem ich ihn nach Japan sende, keinen andern Zweck kenne, als an Ew. kaiserliche Majestät den Antrag zu stellen, daß die Vereinigten Staaten und Japan im besten Einvernehmen leben und einen gegenseitigen Handelsverkehr anknüpfen mögen.

Den Vereinigten Staaten wird durch ihre Verfassung und ihre Geseze jede Einmischung in die Staats- und Glaubensangelegenheiten anderer Völker untersagt. Ich habe Commodore Perry ausdrücklich angewiesen, sich jeder Handlung zu enthalten, welche die Ruhe Ihrer kaiserlichen Bestzungen stören könnte.

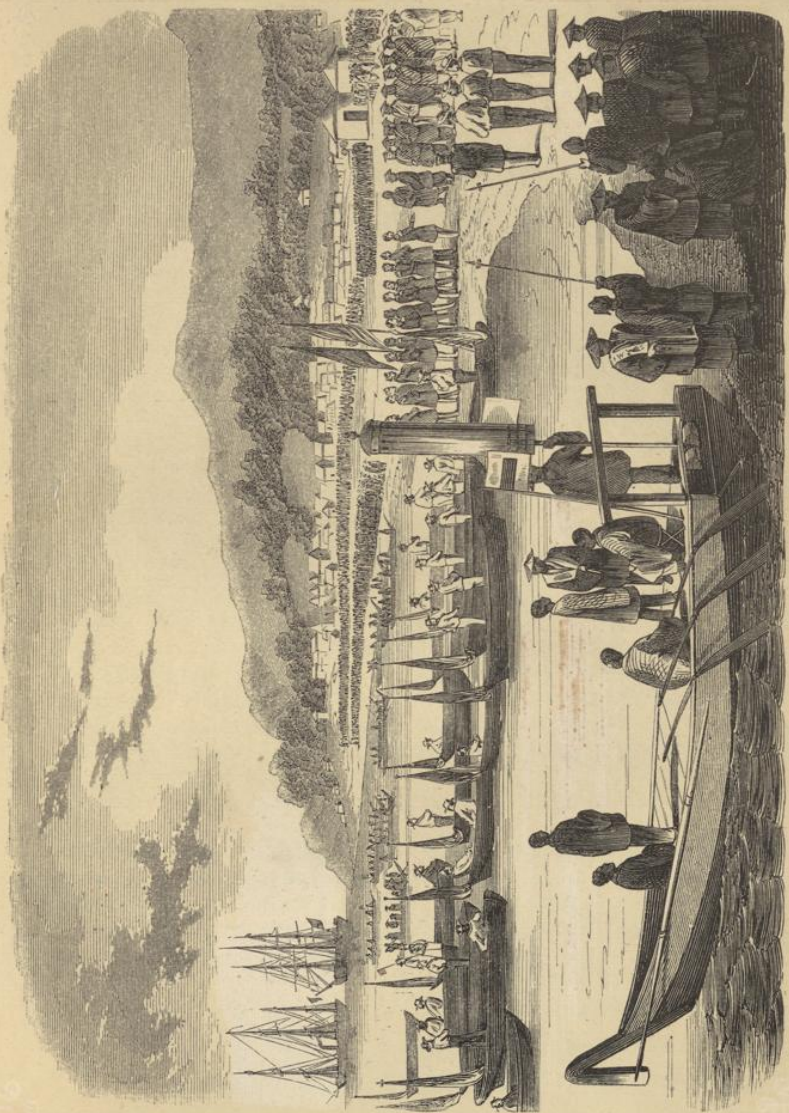
Die Vereinigten Staaten von Amerika reichen von Meer zu Meer, und unser Dregengebiet wie unser Staat Kalifornien liegen den Bestzungen Ew. kaiserlichen Majestät gerade gegenüber. Unsere Dampfschiffe erreichen Japan von Kalifornien aus in achtzehn Tagen.

Unser großer Staat Kalifornien erzeugt jährlich für etwa sechzig Millionen Dollars Gold, anßerdem Silber, Quecksilber, kostbare Steine und viele andere werthvolle Artikel. Auch Japan ist ein reiches und fruchtbares Land und liefert gute Waaren in großer Menge. Die Unterthanen Ew. kaiserlichen Majestät sind in vielen Gewerben erfahren. Ich wünsche, daß unsere beiden Staaten zum Heil Japans und der Vereinigten Staaten mit einander Handel treiben.

Wir wissen, daß die alten Geseze der Regierung Ew. kaiserlichen Majestät bloß den Chinesen und Holländern einen Verkehr gestatten, aber da der Zustand der Welt sich ändert und neue Regierungen entstehen, so ist es weise, die Geseze von Zeit zu Zeit umzumodeln. Es gab eine Zeit, in der jene alten Geseze der Regierung Ew. Majestät als neu ins Leben traten.

In derselben Zeit wurde Amerika, das man zuweilen auch die neue Welt nennt, entdeckt und von Europäern besiedelt. Lange Zeit wurde das Land bloß von wenigen Leuten bewohnt, und die waren arm. Jetzt sind die Einwohner sehr zahlreich geworden, ihr Handel ist sehr ausgedehnt und sie hegen die Meinung, daß, wenn Ew. Majestät sich entschließen könnten, die alten Geseze in so weit zu ändern, daß zwischen den beiden Ländern ein freier Verkehr gestattet würde, der Erfolg für beide ein äußerst wohlthätiger sein müßte.

Sollten Ew. Majestät nicht überzeugt sein, daß es gerathen sein würde, jene alten Geseze ganz abzuschaffen, welche den Handel mit dem Auslande verbieten, so könnten sie für fünf oder zehn Jahre außer Kraft gesezt werden, um einen Versuch zu machen. Erweist sich derselbe nicht so wohlthätig, als zu hoffen ist, so können die alten Geseze wiederhergestellt werden. Die Vereinigten Staaten



Landung des Commodore Perry bei Gornhama.

Zu Dr. Stegers Japan.

Gravir. Berlin von Otto Spamer

Comma  
naten bei  
altes die  
den We  
Legierung  
an seide  
u heller  
und einer  
lege jede  
er unter  
undlung  
er, und  
von Kai  
an von  
Mionen  
andere  
d liefert  
ist sind  
im Feil  
Rajität  
Rufand  
Gelege  
lege der  
de Welt  
nd blas  
mer ist  
einung  
weit zu  
de, die  
de, jene  
erficht  
en Ver  
ist, je  
Stanten

höher ist  
pöhliger  
Ja  
einmal unter  
den Kaiserin  
der Höhe der  
Himmeln  
Kaiserin Sch  
bei einer un  
Garten so  
an. Sie be  
Gemein  
Kaiserin vor  
Kaiserin an  
gute Belim  
als von Am  
Kaiserin un  
Höhen, Leb  
einander ha  
im Kaiserin  
Höhen der  
Schöne zu die  
Die em  
von Kaiserin  
Erst Lebde  
von Kaiserin  
Ja be  
an die Han  
großen Be  
den Kaiserin  
richtigen un  
Höhe  
schon!  
K  
Kaiserin un  
in Kaiserin  
November  
Kaiserin un

befolgen oft die Regel, Verträge mit fremden Staaten auf wenige Jahre abzuschließen und sie nach Ablauf derselben zu erneuern oder aufhören zu lassen.

Ich habe Commodore Perry beauftragt, gegen Ew. kaiserliche Majestät noch eines andern Gegenstandes zu erwähnen. Viele unserer Schiffe fahren jährlich von Kalifornien nach China und eine große Anzahl unserer Bürger betreibt in der Nähe der japanischen Küsten den Walfischfang. Zuweilen ereignet es sich bei stürmischem Wetter, daß eines unserer Schiffe an den Küsten Ew. kaiserlichen Majestät Schiffbruch erleidet. In allen solchen Fällen bitten und erwarten wir, daß unsere unglücklichen Landsleute eine freundliche Behandlung erfahren und ihr Eigenthum so lange Schutz findet, bis wir ein Schiff schicken und sie abholen können. Wir bestehen auf diesem Punkte sehr ernstlich.

Commodore Perry hat ferner von mir den Befehl erhalten, Ew. kaiserlichen Majestät vorzustellen, daß das Kaiserthum Japan, wie wir hören, einen großen Reichthum an Steinkohlen und Lebensmitteln besitzt. Wenn unsere Schiffe das große Weltmeer durchkreuzen, verbrennen sie eine Masse von Kohlen, und diese alle von Amerika mitzunehmen ist unthunlich. Wir wünschen, daß es unsern Dampfern und andern Schiffen gestattet werde, in Japan anzulegen und sich mit Kohlen, Lebensmitteln und Wasser zu versehen. Sie werden Alles bezahlen, entweder baar, oder auf irgend eine andere Weise, welcher die Unterthanen Ew. Majestät den Vorzug geben, und wir ersuchen Ew. kaiserliche Majestät, im südlichen Theile Ihres Reichs einen passenden Hafen anzuweisen, wo unsere Schiffe zu diesem Zwecke Halt machen können. Wir wünschen dies sehr.

Die einzigen Zwecke, wegen deren ich Commodore Perry mit einem mächtigen Geschwader abgeschickt habe, damit er Ew. kaiserlichen Majestät berühmter Stadt Jeddo einen Besuch mache, sind diese: Freundschaft, Handel, Lieferung von Kohlen und Lebensmitteln und Schutz für unsere schiffbrüchigen Landsleute.

Ich habe Commodore Perry die Weisung ertheilt, Ew. kaiserliche Majestät um die Annahme einiger Geschenke zu bitten. Sie sind an und für sich nicht von großem Werth, aber mehrere können als Muster der Artikel dienen, welche in den Vereinigten Staaten angefertigt werden, und alle sollen Zeichen unserer aufrichtigen und ehrfurchtsvollen Freundschaft sein.

Möge der Allmächtige Ew. Majestät in seinen großen und heiligen Schutz nehmen!

Zur Bestätigung des Obigen habe ich das große Siegel der Vereinigten Staaten unten anheften lassen und dieses Schreiben in der Stadt Washington in Amerika, dem Sitze meiner Regierung, am dreizehnten Tage des Monats November, im Jahre ein tausend acht hundert und zweiundfunfzig mit meinem Namen unterzeichnet.

Ihr guter Freund  
Millard Fillmore.

Auf Befehl des Präsidenten:  
Eduard Everett, Staatssecretär.

Außer diesem Briefe wurden das Beglaubigungsschreiben Perry's und zwei eigne Mittheilungen von ihm überreicht. Die letztern waren in der Hauptsache Umschreibungen des im Briefe des Präsidenten Enthalteneu, doch hatte Perry einige weitere Ausführungen und Zusätze gemacht. Perry machte namentlich auf die unmenschliche Behandlung aufmerksam, die der Mannschaft der schiffbrüchigen Fahrzeuge „Morrison“, „Lagoda“ und „Lawrence“ zu Theil geworden sei. „Bei den Amerikanern“, setzte er hinzu, „wie bei allen Christen gilt es für eine heilige Pflicht, Alle ohne Unterschied der Nation, die an ihren Küsten Unglück haben, freundlich aufzunehmen und zu beschützen, und nach dieser Vorschrift haben die Amerikaner gegen alle Japaner gehandelt, welche bei ihnen Hülfe suchten.“ Gegen den Schluß des ersten Schreibens ließ er eine leise Drohung einfließen: „Der Unterzeichnete hofft, daß die japanische Regierung die Nothwendigkeit einsehen wird, einen feindlichen Zusammenstoß zwischen beiden Völkern dadurch zu verhüten, daß sie auf die freundschaftlichen Vorschläge, die ihr in voller Aufrichtigkeit gemacht werden, eine günstige Antwort giebt. Viele der großen Kriegsschiffe, welche Japan besuchen sollen, sind in diesen Meeren noch nicht eingetroffen, werden aber stündlich erwartet, und der Unterzeichnete hat zum Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen bloß vier der Kleinern mitgebracht, indem er, wenn es nöthig sein sollte, im nächsten Frühling mit einer weit bedeutendern Streitmacht nach Jeddo zurückzukehren gedenkt.“ In einem zweiten Briefe erklärt Perry, daß er eine Antwort erst bei seiner Rückkehr nach Jeddo erwarte.

Nachdem diese Urkunden überreicht worden waren, kniete der japanische Dolmetscher vor dem Fürsten von Iwami nieder und empfing von ihm eine Papierrolle, die er dem Commodore, ebenfalls knieend, überreichte. Sie enthielt eine Empfangsbescheinigung, mit der Bemerkung verbunden, daß die Empfangnahme fremder Briefschaften an einem andern Orte als Nagasaki den Gesetzen des Reichs eigentlich widerspreche, daß man aber eine Ausnahme gemacht habe, um den Commodore nicht zu beleidigen. Da Uraga kein Ort zum Verkehr mit Fremden sei, so könne eine Unterhandlung oder auch nur eine Unterredung nicht stattfinden, und die Amerikaner möchten nun immerhin gehen, nachdem sie die Absicht ihres Besuchs erreicht hätten.

Dieser Inhalt wurde den Amerikanern übersezt, worauf wieder eine minutenlange Pause eintrat. Perry nahm dann das Wort und theilte den Japanern mit, daß er in zwei bis drei Tagen nach den Liukiu und Kanton absegeln werde und gern Aufträge übernehmen wolle. Auf dieses Anerbieten wurde keine Antwort ertheilt; als Perry aber fortfuhr, daß er im April oder Mai nach Japan zurückkehren werde, fragte der Dolmetscher: „Mit allen vier Schiffen?“ „Mit allen“, entgegnete Perry, „und wahrscheinlich mit noch mehreren, denn jetzt habe ich bloß einen Theil des Geschwaders bei mir.“ Man stellte noch eine Frage an ihn, die sich auf die Ursache der Revolution in China bezog. Seine Antwort: „Die Regierung war schuld daran!“ wurde dem Fürsten nicht übersezt.

Die Zusammenkunft, die höchstens eine halbe Stunde gedauert hatte, war damit zu Ende. Der Statthalter von Uraga und sein Dolmetscher berührten mit

der Stirn den Boden, erhoben sich von ihren Knien und verließen unter tiefen Verbeugungen das Zimmer. Als Perry aufstand, folgten die beiden Fürsten seinem Beispiel und blieben so lange schweigend stehen, bis er die Schwelle überschritten hatte. Draußen drängten sich die Soldaten dicht heran, entweder um ihre Neugier zu befriedigen, oder um den Fremden zu imponiren. Den fremdartigsten Eindruck unter diesen Kriegern machten die Bogenschützen, und wir geben auf nebenstehender bildlicher Darstellung einen solchen nach einer Abbildung Siebold's. Am Ufer lagen wol siebzig japanische Regierungsboote, und zwei von ihnen bestieg der Statthalter von Uraga mit seinen Unterbeamten, um den Amerikanern bis zu ihren Schiffen das Geleit zu geben.

Das Ergebniß dieser Zusammenkunft war in gewisser Beziehung ein befriedigendes. Perry hatte es durchgesetzt, daß man seinen Brief eben da, wo er ihn überreichen wollte, annahm, und daß der Kaiser zu diesem Zwecke zwei seiner vornehmsten Unterthanen abschickte. „Der kräftige Druck der amerikanischen Hand“, bemerkt Perry, „die freundschaftlich, aber zugleich mit einer solchen Energie dargeboten wurde, daß man einsah, sie könne eben so gut schlagen, als umarmen, hatte die japanische Abgeschlossenheit für das Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit der übrigen Welt empfänglich gemacht.“

Eines erinnert aber noch an den alten japanischen Geist, nämlich die Weisung, daß die Amerikaner gehen möchten, nachdem sie das Schreiben des Präsidenten an seine Adresse befördert hätten. Dieses unhöfliche Fortweisen wollte Perry sich nicht gefallen lassen und den Japanern durch die That zeigen, daß er gehe und komme, wie es ihm, nicht wie es ihnen beliebe. Statt die Bai zu verlassen, beschloß er sie noch weiter hinauf zu segeln, wodurch sich für ihn zugleich der Vortheil ergab, daß er das Fahrwasser kennen lernte. Vielleicht war es sogar nöthig, daß die japanische Regierung seine Entschlossenheit sah, weil sie sonst das Schreiben des Präsidenten nicht in ernstlichere Erwägung gezogen hätte.



Ein japanischer Bogenschütz (nach Siebold).

Die beiden Statthalter von Uraga fuhren nur bis zum Ankerplatze mit. Kiyama war bescheiden und stellte alle Fragen, durch die er seine Wißbegierde zu befriedigen suchte, wie ein gebildeter Mann. Er wollte wissen, wer die Dampfschiffe erfunden habe, wie schnell diese Fahrzeuge zu fahren im Stande seien, und untersuchte jeden Theil der Maschine. Die amerikanißchen Revolver waren ihm neu, und er staunte nicht wenig, als sich aus einer einzigen Pistole sechs Schüsse hinter einander entluden. Um so roher und zudringlicher benahm sich sein Gefährte Nagazima. In jeden Winkel des Schiffs steckte er seinen Kopf und in jeder seiner Bewegungen verrieth sich der Aufpasser vom Handwerk.

Kaum hatten die Beamten das Flaggenschiff verlassen, als das ganze Geschwader sich in Schlachtordnung stellte und die Bai gegen Norden aufwärts fuhr. Man folgte der westlichen Küste in geringer Entfernung und überblickte sie bis zu den Bergen im fernen Hintergrunde. Fruchtbare Felder, ausgedehnte Wiesen, von Pflanzungen umgeben und mit schönen Baumgruppen besetzt, Terrassen und kleine Wälder wechselten mit einander ab. Der höchste Reiz der Landschaft lag in dem saftigen Grün ihrer Pflanzendecke, das man selbst in englischen Parks im Frühling nicht so schön sieht. Diese gartenähnliche Gegend gewann durch ihren Gegensatz zu den nackten unfruchtbaren Bergen hinter ihr. Der Strand war zuerst felsig, wurde aber weiterhin ebener und zeigte hier und da breite Sandstreifen.

Nachdem die Schiffe anderthalb Meilen gemacht hatten, ließen sie in einer Bucht die Anker fallen. Hier ragten am Ufer Felsen auf, deren Fuß das Meer zu seltsamen Formen ausgewaschen hatte, während ihre Gipfel mit Pflanzen bewachsen waren, deren Blätter und Ranken in üppigen Gewinden von den Klippenrändern niederhingen. Der Felsen des nebenstehenden Bildes und des Anfangsbildes unferß Kapitels gehörten zu den wenigen, die eine kahle Oberfläche hatten.

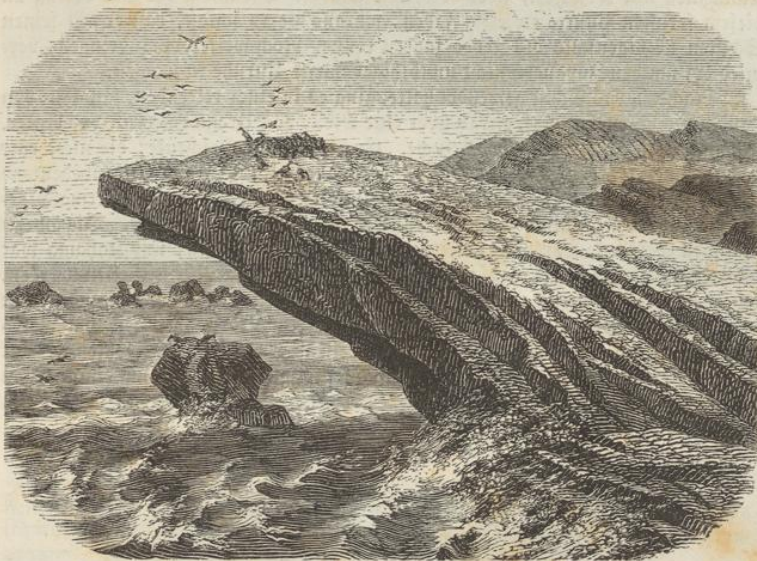
Das innere Land zog in grünen Abhängen gegen die Küste hin. An einer Stelle verrieth weißer Rauch, der aus dem dichten Blätterwerk der Baumgipfel emporwirbelte, daß die reizende Wildniß nicht unbewohnt sei.

Während dieser Fahrt sammelten sich bei einer Strandbatterie Soldaten und japanische Regierungsboote fuhren, die Bewegungen der Amerikaner bewachend, hin und wieder. Plötzlich erschien der Statthalter von Uraga voll Angst und Unruhe auf dem Verdeck Perry's. „Weshalb ankert Ihr an dieser Stelle?“ fragte er hastig. „Weshalb entfernt Ihr Euch nicht, wie Ihr doch versprochen habt? Geht Ihr noch weiter, so entstehen Unruhen, denn das Volk wird bereits durch Eure Nähe aufgeregelt.“ Man antwortete ihm ruhig, daß Perry nur versprochen habe, in einigen Tagen abzusegeln, und die Zwischenzeit benutzen werde, um für die größere Flotte, mit der er nächstens zurückkehre, einen bessern Ankerplatz ausfindig zu machen, als der bei Uraga gewesen sei. Unruhe brauche deshalb nicht zu entstehen, da die Amerikaner nicht landen und eben so wenig Feindseligkeiten begingen würden. Mit diesem Bescheid mußten die Japaner sich entfernen.

Am nächsten Morgen fuhren mehrere Boote ab, um die Sondirungen näher nach Jeddo hin fortzusetzen. Die Landschaft enthielt immer neue Reize. Das tiefe, reiche Grün der Pflanzenwelt, die vielen schmalen Buchten, die sich in die

Küste einsenkten und kleine Bäche aufnahmen, deren geschlängeltes Lauf durch Wiesen und Pflanzungen weithin verfolgt werden konnte, die unzähligen Dörfer, über denen hohe Baumgruppen ein Schirmdach bildeten, stellten ein entzückendes Bild der Schönheit, des Ueberflusses und des Glückes dar.

In eine der Buchten liefen die Amerikaner ein und fuhren einen Fluß, der in sie mündete, eine Strecke weit hinauf. Sogleich sammelten sich die Einwohner in großen Haufen an den Ufern und befriedigten ihre Neugier. Einige halfen Wasser schöpfen, andere trugen Pfirsichen herbei und alle gaben ihre Freude über



Die Männer- und Frauen-Nase. Felsbildungen an der Küste des Fürstentums Tsukara.

die Anwesenheit der Fremden zu erkennen. Auch die Offiziere von mehreren Regierungsgöbooten, die in der Nähe lagen, kamen herbei, um mit den Amerikanern in Frieden und Freundschaft eine Pfeife Tabak zu rauchen. Die letztern konnten die Gastfreundschaft der Japaner nur dadurch erwidern, daß sie ihnen eine genaue Untersuchung ihrer Waffen gestatteten und durch Abfeuern der Revolver ihr Erstaunen erregten. Plötzlich erschienen einige ernste Beamte, und auf der Stelle zerstreute sich die japanische Gesellschaft nach allen Richtungen, wie Kinder, die man bei einer Unart ertappt hat.

Am folgenden Tage wurden die Sondirungen fortgesetzt und der „Mississippi“ lief mit Perry an Bord fast drei Meilen weiter die Bucht hinauf. An den Strand-

Steiger, Japan.

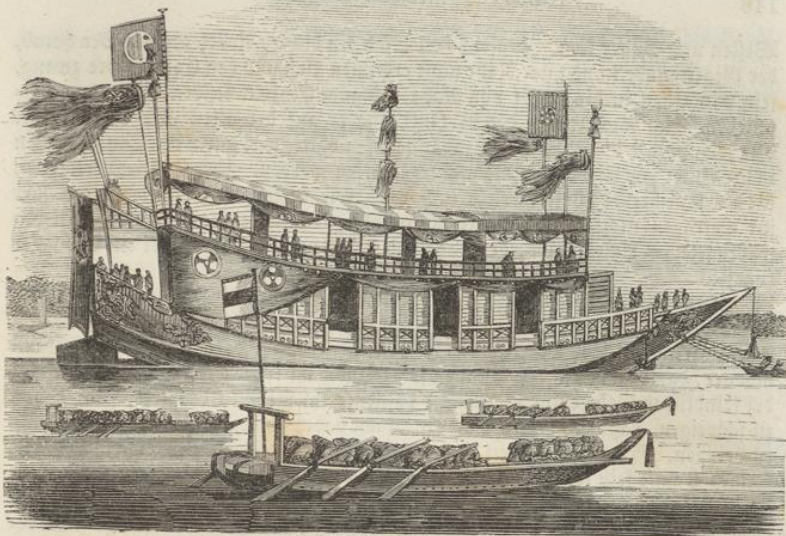


batterien zeigte sich eine lebhaftere Bewegung, aber die Soldaten, die man wahrnahm, standen in unordentlichen Gruppen umher und wollten gewiß bloß die Fremden sehen. Gelegentlich stieß ein Regierungsboot vom Ufer ab, um zu beobachten. Auf dem entferntesten Punkte, der erreicht wurde, ließ sich die Bucht meilenweit gegen Norden überschauen. Rechts lag ein Vorgebirge mit einem weißen Thurm, der die Gestalt eines Leuchtturms hatte. In einer Entfernung von  $2\frac{1}{2}$  Meilen wurde Sinagawa, eine Vorstadt von Jeddo, sichtbar. Jeddo selbst versteckte sich hinter einem Vorgebirge. Auf dem westlichen Ufer der Bucht sah man Kanagawa und Konazaki, zwei volkreiche Städte. Die Tiefe der Bai betrug an diesem fernsten Punkte zwanzig Faden, woraus Perry schloß, daß er mit seinen Schiffen nöthigenfalls bis Jeddo fahren könne. Noch weiter vorzudringen, vermied er, um den Japanern nicht unnöthiger Weise Unruhe zu machen.

Nachdem das Schiff gewendet hatte, ging es in einer reizenden, fast ganz von Land umschlossenen Bucht, etwas über eine Meile von Uraga entfernt, vor Anker. Kayama machte hier noch zwei Besuche. Er überbrachte Geschenke, die nicht eher angenommen wurden, als bis er sich Gegengaben gefallen ließ. So unbedeutend dies aussieht, hatte es doch große Wichtigkeit, da die Japaner abermals gezwungen wurden, Fremde auf dem Fuß der Gleichheit zu behandeln. Die amerikanischen Geschenke waren viel werthvoller als die japanischen, und Kayama war deshalb nicht ohne Besorgniß, wie die höhern Beamten darüber urtheilen würden, daß er sie angenommen habe. Bei seinem zweiten Besuche erzählte er freudig, daß er die schönen Sachen behalten dürfe. Als er Abschied nahm, ließ ihm Perry Sämereien und einige Flaschenkörbe mit Wein überreichen. Das letzte Geschenk war am meisten nach seinem Geschmack, und sein Boot hatte sich kaum einige Ellen vom Schiff entfernt, als er einen Korb öffnete, eine Flasche herausnahm, ihr den Hals abschlug und sie auf das Wohl der Amerikaner leerte.



Japanisches Boot.



Eine kaiserlich japanische Barke.

V.

Perry's zweite Fahrt nach Japan.

Dritter Besuch der Lintiu. — Zugeständnisse des Regenten. — Rückkehr in die Bucht von Jeddo. — Perry siegt über die japanischen Versuche, ihn nach Nagasaki zu schicken. — Feierliche Zusammenkunft mit kaiserlichen Bevollmächtigten. — Begräbniß eines Schiffsführers. — Ueberreichung der Geschenke des Präsidenten. — Die ersten Eisenbahnfahrten in Japan.

**A**m 8. Juli hatte Perry die Bucht von Jeddo erreicht, am 17. desselben Monats verließ er sie wieder. Das Resultat seines kurzen Aufenthalts war ein befriedigendes und er durfte mit Grund hoffen, daß der Kaiser auf den Brief des Präsidenten eine günstige Antwort ertheilen werde. Noch im Augenblick seiner Abfahrt erwies er der Schifffahrt einen Dienst, indem er die Inseln untersuchte, die am Eingange der Bai eine Linie bilden. Alle sind vulkanischen Ursprungs, haben eine runde Form und steigen gegen die Mitte hin zu einem Kegel auf. Die meisten sind mit dem reichen Pflanzenmantel dieser Breiten bedeckt.

Auf offenem Meer wurden die Schiffe von einem Sturm erfaßt, der drei Tage anhielt. Seine Wirkung auf das Meer war so stark, daß die Strömung, die bei den Lintiu vorbeigeht, eine entgegengesetzte Richtung annahm und gegen

Westen und Süden floß. Zugleich senkte sich ein dichter Nebel auf die See herab, der Gegenstände in nächster Nähe nicht erkennen ließ und den Commodore zwang, sein Einlaufen in die Bucht von Napa bis zum Eintritt bessern Wetters zu verschieben. Am Nachmittage des 25. Juli ging er auf der alten Stelle vor Anker. Die „Supply“, die er bei Napa zurückgelassen hatte, war durch den Sturm mitten in der Bucht wie eine Nußschale umhergeworfen worden. Ihre Offiziere erklärten, nie ein schlechteres Wetter erlebt zu haben. Sie berichteten, daß die Einwohner ihr Betragen nicht geändert hätten und so zurückhaltend wie zuvor geblieben wären; jedem Amerikaner, der das Land betreten, habe sich sofort ein Aufpasser zugesellt.

Dem mußte ein Ende gemacht werden. Der neue Regent wurde in einem Schreiben benachrichtigt, daß Perry einen freien, ungehinderten Verkehr mit dem Lande verlange. Der Markt müsse Jedermann geöffnet werden, schrieb der Commodore, damit man auf den Schiffen seine Auswahl treffen könne. Die dem Handel feindlichen Gesetze und Gebräuche paßten nicht mehr in die Zeit, ganz davon zu schweigen, daß der Regent nicht die Macht habe, sie gegen Fremde zur Geltung zu bringen. Er möge bedenken, daß Napa in kurzer Zeit ein Stellbichlein für viele fremde Schiffe sein werde, und sich daher von vorn herein in die veränderten Verhältnisse fügen. In Japan, nach dessen Beispiel er sich richte, habe man die Amerikaner freundlich empfangen, und der Abschluß eines Handelsvertrags stehe bevor. Fahre er fort, den Amerikanern Aufpasser folgen zu lassen, so möge er die daraus entstehenden bösen Folgen sich selbst zuschreiben. Endlich brauche man ein Gebäude für eine Kohlenniederlage, und werde er es entweder selbst bauen oder, wenn der Regent die Sache übernehme, Miethes dafür bezahlen.

Der Gemeindevorstand von Napa, dem dieses Schreiben übergeben wurde, übernahm die Beforgung desselben und brachte die Antwort des Regenten. Schang Hjung Hun willigte in eine Unterredung, die am 28. Juli im Kungwa von Napa stattfinden sollte. Er war pünktlicher als der Commodore, den er mit verlegenen und ängstlichen Mienen empfing. In der That steckte der arme Mann in einer argen Klemme. Schlug er die amerikanischen Forderungen ab, so mußte er sich eines Angriffs überlegener Kräfte versehen, bewilligte er sie, so stand ihm seine Absezung bevor. Sein sehr natürliches Bestreben, die Sache hinzuziehen, bis seine Gäste zur Abfahrt gezwungen seien, wurde durch Perry's Erklärung, daß er eine augenblickliche Entscheidung verlange, vereitelt. Er gab nun eine Antwort, deren ausweichender Charakter vorauszusehen gewesen war. Wie nur die Amerikaner von Aufpassern reden könnten! Es seien ja Beamte gewesen, die sich ihnen als Führer angeboten hätten. Daß ein freier Marktverkehr entstehe, wünsche Niemand lebhafter als der Regent, aber die Einwohner, namentlich die Franen, seien so schüchtern und würden keine Waaren bringen. Außerdem erzeuge die Insel wenig, ja sie sei in dem Grade arm, daß selbst die Anwesenheit Dr. Betelheim's Verlegenheiten hervorgerufen habe. Wie würde es da erst werden, wenn die Amerikaner eine Kohlenniederlage errichteten!

Perry ließ keine dieser Ausflüchte gelten. Seine Offiziere hätten die Insel

berest, entgegnete er, und er wisse daher, daß der Boden fruchtbar, die Bevölkerung fleißig und Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art vorhanden sei. Wolle oder könne man kein Gebäude für Kohlen errichten, so werde er bei seinem nächsten Besuche Bauholz mitbringen und den Bau durch seine Leute ausführen lassen. Die Aufpaffer dulde er unter keinen Bedingungen mehr, sollte auch Blutvergießen daraus entstehen. Erhalte er bis zum nächsten Mittag keine befriedigende Entscheidung, so setze er 200 Mann ans Land und nehme den Palast von Schudy so lange in Besitz, bis der Regent sich füge. Mit dieser Drohung entfernte er sich.

Zwei Stunden vor Ablauf der Frist war die Einwilligung des Regenten in alle Forderungen da. Die Kohlenniederlage werde bereits vorbereitet, schrieb der Regent, und in den nächsten Tagen solle ein Bazar eröffnet werden. Einwendungen wurden übrigens immer noch gemacht. Wer es verhindern könne, daß die Einwohner die Kohlen stählen? „Die Regierung“, antwortete Perry, „die jeden Verlust ersetzt muß.“ Aber die Teifuns, die an dieser Küste in wahrhaft furchtbarer Weise wütheten, würden Kohlen und Niederlage ins Meer werfen. Darauf wolle man es ankommen lassen, erwiederten die Amerikaner.

Als einige Offiziere einen Ausflug nach dem alten Schlosse Timaguško machten, überzeugten sie sich, daß das Späherwesen noch immer das alte sei. Allerdings wurden sie nicht umschwärmt, sobald sie das Land betraten, aber im nächsten Kungwa waren Beamte versammelt, welche sie mit Thee bewirtheten und sich ihnen als Führer angeschlossen. So gingen sie wie früher Aufpaffer an ihre Fersen. Der Bazar wurde von den Eingebornen gut versorgt. Sie brachten Bodenfrüchte in ganzen Haufen und außerdem solche Erzeugnisse ihrer Industrie, für die sie bei den Fremden das meiste Interesse voraussetzten, Haarnadeln, seidene Binden, Fächer, lackirte Sachen, Tabakspfeifen und eine Menge Tabak. Die Preise wurden höher, sobald die Einwohner bemerkten, wie begierig ihre Gäste nach Andenken von den Liukiu waren. Zuletzt mußte für jeden Artikel fast das Doppelte bezahlt werden. Wie man sieht, ist der nationalökonomische Satz, daß das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage die Preise regle, ein natürliches Gesetz des Verkehrs, das sich selbst auf den Liukiu Geltung verschafft.

Die Kohlenniederlage wurde so rasch gebaut, daß sie gerichtet und wasserdicht eingedeckt war, ehe die Amerikaner absegelten. Eines der Schiffe, der „Plymouth“ unter Kapitän Kelly, blieb zurück, theils um die Einwohner bei ihrer neu angenommenen guten Gewohnheit eines freien Verkehrs zu erhalten, theils um Vermessungen der Liukiu und der Baily-Gruppe auszuführen. Durch die letztern wurde ermittelt, wie wenig zuverlässig die frühern Seefarten von diesen Gewässern sind. Man fand lange Klippenreihen, wo diese Karten ein sicheres Fahrwasser angeben. An der Ostküste der Liukiu-Gruppe wurde bloß eine einzige Bucht gefunden, welche als Zufluchtsort benützt werden kann. Alle andern Einbuchtungen der Küste sind unnütz, die meisten wegen der Korallenriffe, welche sie nach allen Richtungen durchsetzen, andere, weil sie dem Wind und Wogenschwall ausgesetzt sind.

Commodore Perry wurde durch die Interessen des nordamerikanischen Han-

dels nach China gerufen. Die Zerwürfnisse mit England, Amerika und Frankreich, die in den verfloffenen Jahren eigentlich nie aufgehört hatten, waren augenblicklich vor den innern Unruhen, die der Aufstand der Mingleute gegen die herrschende Mandschu-Dynastie hervorgerufen hatte, in den Hintergrund getreten. Man befürchtete in den Hafenplätzen, besonders in Kanton, einen allgemeinen Aufstand. Die ganze Umgegend des Perlflusses wimmelte von Dieben und Räubern, denen die politischen Zuckungen einen willkommenen Deckmantel darboten, und die Kraftmittel der Mandarinen waren ganz dazu geeignet, die Flamme zu schüren. Die amerikanischen Kaufleute wünschten unter diesen Umständen Kriegsschiffe in ihrer Nähe zu haben, und Perry mochte sich ihren Bitten um so weniger entziehen, als es in Japan augenblicklich für ihn nichts zu thun gab.

Auf dem Wege nach China begegnete man der lang erwarteten „Vandalia“. Der „Ponhattan“ wurde dagegen verfehlt, da er einen andern Kurs, durch die Straße von Formosa, genommen hatte. Im Perlflusse theilte Perry seine Schiffe. Die „Supply“, die den geringsten Tiefgang hatte, wurde auf den Ankerplatz vor Kanton geschickt, die meisten der andern Schiffe nahmen in Kum-sing-mun, dem Hafen der Opiumschiffe zwischen Makao und Hongkong, Stellung, Perry selbst ging nach Makao. Der letztere Ort gilt für so gesund, daß die in Kanton wohnenden Familien ihn im Sommer als Aufenthalt wählen. Die Amerikaner machten indessen die schlimmsten Erfahrungen. Das Krankenhaus, das sie einrichteten, wurde nie leer, und kaum ein Offizier und Matrose entging einem Fieberanfall. Auch Perry erkrankte in Folge der Anstrengungen, denen er sich hatte unterziehen müssen. Die „Supply“ litt merkwürdiger Weise gar nicht, obgleich Kanton ganz von Land umschlossen, von Reisfeldern umgeben ist und der Fluß damals weit aus seinen Ufern getreten war, so daß der Faktorei-Garten ganz unter Wasser stand. Trotz des Fiebers wurde in Makao angestrengt gearbeitet. Die Matrosen hatten mit den Schiffen und Vorräthen zu thun, die Offiziere zeichneten Karten, und Perry führte einen ausgebreiteten Briefwechsel. In Mußestunden besuchte Jedermann den Markt und kaufte Merkwürdigkeiten. Makao ist damit gut versehen, und seine Waaren hatten für die Amerikaner wegen ihres von dem japanischen abweichenden Geschmacks einen gewissen Werth. Auf dem nebenstehenden Bilde geben wir ein Beispiel von der Mannfaltigkeit, die durch das Zusammenströmen vieler Artikel auf den ostasiatischen Handels- und Hafenplätzen geboten wird.

Um keines seiner Schiffe entbehren zu müssen, miethte und bewaffnete Perry einen Dampfer, dem die Sorge für die Sicherheit der Amerikaner in Kanton anvertraut wurde. Er beschleunigte seine Abfahrt so viel als möglich, damit nicht Andere ihm in Japan zuvorkommen möchten. Er war Augenzeuge, wie die französische Fregatte „Constantine“ plötzlich mit versiegelten Befehlen in See stach, und hörte von einem russischen Geschwader, das, von Nagasaki kommend, in Schanghai vor Anker gegangen sei. Sobald daher der „Lexington“ mit den erwarteten Vorräthen angekommen war, ging Perry wieder unter Segel, ohne sich durch die furchtbaren Schilderungen abschrecken zu lassen, die man ihm von den

Stürmen, Nebeln und Sturzwellen der japanischen Gewässer in der schlechtesten Jahreszeit entwarf.

In derselben Stunde, die zur Abfahrt bestimmt war, traf ein Dampfschiff mit der Ueberlandpost ein. Unter seinen Briefschaften befand sich eine Depesche für Perry, in der das Marineministerium ihm den Befehl erteilte, eines seiner Kriegsschiffe als Schutz für die Amerikaner in China zurückzulassen. Nach reiflicher Erwägung beschloß Perry nicht zu gehorchen, weil jede Verminderung seines Geschwaders den Erfolg in Japan beeinträchtigen könne. Wenigstens diese Fahrt nach Jeddo sollten alle seine Schiffe mitmachen; später ließ sich eines von ihnen eher entbehren.

Der Kurs, dem man folgte, führte zu der Südspitze der Insel Formosa. Diese Spitze wird von einer reisend schnellen Strömung umflossen, die aus Nordosten kommt und vor der Ostküste an Geschwindigkeit abnimmt. Nach den sorgfältigen Beobachtungen der Amerikaner hat sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom. Ein Sturm trat während der ganzen Fahrt nicht ein, und am 20. Januar 1854 erreichte das Geschwader Napa, ohne daß es von dem geringsten Unfall getroffen worden wäre.



Eine Wasserseife und andere Geräthschaften Ostasiens.

Das Benehmen der Bewohner war ein durchaus verändertes. Die Beamten lieferten Alles, was man bei ihnen bestellte, und nahmen ohne Widerstreben Geld dafür; die Bevölkerung war nicht mehr zurückhaltend und zeigte sich zu einem freundlichen Verkehr geneigt. Es kam nicht mehr vor, daß die Männer beim Anblick der Fremden sich entfernten, und selbst die Frauen, die auf dem Markte feil hielten, blieben in ihren Buden und setzten ihre Beschäftigung fort, ohne die Amerikaner scheinbar zu beachten.

Der Regent allein suchte jede Berührung möglichst zu vermeiden und benutzte dazu sein altes Mittel der Winkelzüge. Die ruhige Energie Perry's kam indessen auch bei ihm zum Ziel. Wie Schang Hjung Hun sich auch drehen und wenden mochte, er mußte die Fremden dennoch abermals in seinem Palast zu Schutz aufnehmen. Dort ging Alles eben so zu, wie bei dem ersten Besuche, nur mit dem Unterschiede, daß die Amerikaner beim Abschiede rothe Marken erhielten, für die sie sich in Napa Erfrischungen oder Waaren geben lassen sollten. Das war also eine Ausdehnung der Gastfreundschaft über die Schwelle des Palastes hinaus.

Die Münzen, die er sich erbat, bekam Perry auch diesmal nicht. Man nahm die fünfzig Dollars an, die er in Schudy hinterlegte, gab sie ihm aber nach wenigen Tagen zurück, weil es unmöglich gewesen sei, japanische Münzen aufzutreiben. Die Beamten wiederholten, daß die Ausfuhr von gemünztem Gelde aus Japan verboten sei, und daß man sogar das Gold und Silber, das zu den Haarnadeln gebraucht werde, aus China einführen müsse.

In China hatten die Amerikaner von den Offizieren des russischen Geschwaders gehört, daß der Siogun bald nach der Zusammenkunft bei Uraga gestorben sei. Während des Aufenthalts in Napa wurde diese Nachricht durch ein amtliches Schreiben Duymaer van Twist's, Generalstatthalter's vom niederländischen Indien, bestätigt. Die Holländer in Nagasaki waren von den japanischen Behörden erjucht worden, ihren amerikanischen Freunden vorzustellen, daß dieses Ereigniß nach den Sitten und Gebräuchen des Landes viele und zeitraubende Trauerfeierlichkeiten und nicht minder eine Menge von Vorbereitungen für die Thronbesteigung des Nachfolgers nöthig mache. Während der Trauerzeit dürfe kein wichtiges Geschäft vorgenommen, mithin auch der Brief des Präsidenten nicht beantwortet werden. Ehe dies geschehen, müßten alle Statthalter Japans um ihre Meinung befragt und einer nach dem andern nach Jeddo beschieden werden, wobei wieder viel Zeit vergehe. Perry hielt die Nachricht vom Tode des Kaisers für falsch, für eine japanische List, durch die seine Rückkehr ins Ungewisse hinausgeschoben werden solle. Er antwortete daher, daß die gegenwärtigen Machthaber in Japan die freundschaftlichen Gesinnungen der Nordamerikaner genugsam kennen gelernt haben würden, um der Anknüpfung näherer Verbindungen zwischen Japan und Amerika keine Hindernisse in den Weg zu legen. War die Nachricht eine wahre, so ließ sich von der japanischen Aengstlichkeit, jeden möglichen Vorwand zu Unruhen zu beseitigen, nicht voraussetzen, daß man über Trauerfesten und Vorbereitungen der Thronfolge die Neubefestigung des Throns einen Augenblick lang versäumen werde. Japan hatte gewiß längst wieder einen Kaiser und die Geschäfte gingen ihren gewohnten Gang fort.

Die Fahrt von den Liukiu nach Japan war eine kurze und angenehme. Man untersuchte auf dieser Fahrt die nördlichen Liukiu und zwei Inseln, denen der Franzose Guerin, Befehlshaber der „Sabine“, der für ihren Entdecker gelten kann, den Namen der Kleopatra-Inseln gegeben hat. Sie liegen unter 28° 48' nördl. Br. und 128° 59' östl. L. Beide liegen nahe bei einander und sind klein und unbewohnt. Viele Spuren deuten auf ihren vulkanischen Ursprung hin, namentlich die Krater, die man an der Spitze jedes der beiden Berge, welche die Mitte jeder Insel bilden, wahrnimmt.

Chosima, die Hauptinsel der nördlichen Gruppe, hat einen Umfang von 33 Meilen und gleicht mit seinen Bergen und seinen reichen grünen Thälern Groß-Liukiu. Es soll dicht bevölkert sein und viele Städte, Dörfer und gute Häfen besitzen. Ein Christ hat diese Insel nie betreten. Inwiefern die Macht des Regenten zu Schudy sich über sie erstreckt, ist nicht bekannt. Chosima wird in derselben Lage wie die übrigen Liukiu sein und unter japanischer Oberhoheit stehen. Mit

der südlichen Gruppe der Liukiu, die bei den Japanern *Mijako-Sima* heißt, wurden die Amerikaner durch die Fahrten ihrer Fregatte „Saratoga“ näher bekannt. Die dortigen Einwohner sind im Aeußern, in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung von Groß-Liukiu völlig gleich. Die Verwaltung führen Beamte des Regenten zu Schudy, mit denen in Gemäßheit der japanischen Politik oft gewechselt wird. Die geographische Lage aller Liukiu, die von Formosa bis zum eigentlichen Japan eine Inselkette bilden, scheint ausdrücklich dazu bestimmt zu sein, einen Verkehr zwischen Japan und China zu ermöglichen. Die unerfahrenen japanischen Schiffer können von Insel zu Insel fahren und finden an der Seeküste immer einen Hafen, der ihren gebrechlichen Fahrzeugen eine Zuflucht gewährt. Nach Siebold hat Japan von den Liukiu eine Einnahme im Werth von fast einer Million Thaler.

Am 11. Februar wurde der Eingang der Bai von Jeddo erreicht, wo man in der Nacht einen heftigen Sturm zu bestehen hatte, vor dem indessen eine Insel ziemlich schützte. Die alten bekannten Ufer hatten jetzt einen andern Charakter. Man hatte sie im vollsten Schmuck des Sommers gesehen, und nun trugen sie ihr Winterkleid. Die schönbewaldeten Schluchten hatten ihr Laubwerk verloren, die Dörfer, die sich früher so reizend hinter Gebüsch versteckt hatten, hoben sich mit scharfen Umrissen von dem nackten Boden ab. Die Felder sahen braun und düster aus, die Berge im Hintergrunde waren mit Schnee bedeckt, und der Fuji-Zama bildete eine ungeheure Pyramide, an der Wolken im eiligen Zuge vorbeisagten. Diesen Eindruck empfing das Auge, während der ganze Körper durch die kalte unfreundliche Luft an den Unterschied zwischen dem jetzigen und dem frühern Besuch erinnert wurde.

Die Amerikaner fuhren mit einem stattlichen Geschwader in der Bucht aufwärts. Sie hatten drei Dampfer: „Powhattan“, „Susquehanna“, „Mississippi“, und vier Segelschiffe: „Lexington“, „Vandalia“, „Macedonian“ und „Southampton“. Fürchteten die Japaner diese Streitmacht, der sie nichts entfernt Aehnliches entgegenzusetzen vermochten, so gaben sie sich wenigstens nicht den Anschein. Sie suchten die Schiffe wie früher mit Booten zu umzingeln und beobachteten sie, als sie davon absteigen mußten, aus der Ferne. Perry fuhr bis zu dem äußersten Ankerplatze, den er im vorigen Sommer benutzt hatte, und nahm sogleich seine Sondirungen wieder auf. Gegen beides machten die japanischen Beamten, deren Besuch nicht auf sich warten ließ, die lebhaftesten Vorstellungen. Zuerst schlugen sie Uraga als Ort für die Unterhandlungen vor, und als Perry diesen Hafen als zu unsicher bezeichnete, nannten sie Kamakura, eine noch weiter unten liegende und geradezu gefährliche Riede, offenbar in der Voraussetzung, daß die Amerikaner von zwei Nebeln das kleinere wählen und sich Uraga gefallen lassen würden. Dies war freilich nicht der Fall, und Perry sprach sogar von einer Fahrt nach Jeddo, wo sich am bequemsten unterhandeln lassen werde. Unaufhörlich boten die Beamten Erfrischungen an, aber als Geschenke, für die keine Bezahlung angenommen werden könne. Daß alle ihre Vorstellungen keine Beachtung fanden, alle ihre kleinen Mittel ohne Erfolg blie-



ben, hatte auf ihre Unermüdlichkeit keinen Einfluß. Weil die Amerikaner doch einmal in einem schwachen Augenblicke nachgeben konnten, zeigte sich täglich irgend ein Japaner, bald um sich nach dem Befinden des Commodore zu erkundigen, bald um Zuckerwerk zu überbringen, oder Vorräthe für die Mannschaft anzubieten, bald um zum hundertsten Mal zu fragen, ob die Amerikaner die Küste auch wirklich nicht betreten würden, ja einmal sogar um Knöpfe zurückzustellen, die ein muthwilliger Marinesoldat in ihr Boot geworfen hatte. Ob der Kaiser gestorben sei, ließ sich durch Fragen an die Beamten nicht ermitteln. Einmal erwähnte Kapitän Adams geradezu des Gerüchts, welches sich in China verbreitet, daß eine hohe Person gestorben sei, und wünschte zu wissen, ob die Sache sich so verhalte. „Ja“, antwortete der Beamte, „vor kurzer Zeit ist eine sehr hohe Person gestorben.“ „Welchen Rang bekleidete der Verstorbene?“ fragte Adams weiter. „Er war ein Fürst“, lautete die Antwort.

Die große Sorge der Japaner war die, daß die Zusammenkunft in Uraga stattfinden würde. Auf diesen Punkt kamen sie immer wieder zurück und Uraga war ihr drittes Wort. Um Perry willfährig zu machen, gaben sie in einer minder wichtigen Sache nach und nahmen für die Gemüse, Zuckersachen, Eier und Hühner, die sie in Menge brachten, Gegengeschenke an. Perry blieb aber unbegreiflich. „Ich war überzeugt“, sagt er in seinem Bericht an den Marineminister, „daß meine Nachgiebigkeit bei den Japanern den Glauben erweckt haben würde, sie hätten einen Vortheil über mich davongetragen. Hätten Sie an einem einzigen Beispiel gesehen, daß ich von gefaßten Entschlüssen abzubringen sei, so würden sie bei den schwebenden Unterhandlungen durch Hartnäckigkeit zu siegen versucht haben. Es war daher eine richtige Politik, daß ich unter allen Umständen fest blieb und lieber den Schein eines unverständigen Eigensinns als den einer schwachen Nachgiebigkeit auf mich lud. Ich wußte, daß der Eindruck, den ich dadurch machte, auf den Gang der fernern Unterhandlungen von Einfluß sein würde.“

Am 21. Februar war man noch nicht weiter: Perry erklärte wie immer, die erhaltenen Befehle nöthigten ihn, nach Jeddo zu gehen, und die Japaner antworteten wie immer, ihr Kaiser habe Uraga für die Unterhandlungen bestimmt. An jenem Tage willigte Perry ein, Kapitän Adams nach Uraga zu schicken, damit er dem dort anwesenden Würdenträger seine schriftliche Erklärung, daß er nicht in Uraga unterhandeln werde, überreiche. Adams fuhr mit der „Bandalia“ ab, konnte jedoch erst am nächsten Tage landen, da ein heftiger Sturm eine Annäherung an die Küste gefährlich machte. Die amerikanischen Einwendungen gegen die Wahl von Uraga wurden dadurch gerechtfertigt.

Für die Zusammenkunft war nach Landesart ein besonderes Gebäude errichtet worden, eine große Halle, fünfzig Fuß lang und vierzig Fuß breit. Der Fußboden war mit weichen und feinen Matten belegt, und in einiger Entfernung von den Wänden zogen sich lange Bänke hin, die eine Decke von rothem Stoff hatten und vor denen Tische, mit seidnem Krepp behangen, standen. Die Amerikaner wurden eingeladen, sich auf die linke Seite zu setzen, die in Japan für den Ehrenplatz gilt. Bald darauf schob sich ein Vorhang zur Seite, der eine Thür be-

deckte, und drei japanische Beamte traten ins Zimmer. Der vornehmste von ihnen, der die Unterhandlung führte, war Hajaschi, Fürst von Daigaku. Er nahm mit seinen beiden Begleitern Platz. Die Soldaten die sein Gefolge bildeten, knieten hinter ihm nieder, und dieselbe Stellung nahmen vor ihm die Dolmetscher wie die Beamten an, welche die Amerikaner von der „Bandalia“ abgeholt hatten. Diese Scene ist es, welche unser Bild darstellt.

Durch seine würdige Haltung, sein reichgesticktes seidenes Kleid, seine verständigen, wohlwollenden Züge, seine feinen Manieren wurde der Fürst zu einer



Empfang der Deputation zu Uraga.

gewinnenden und imponirenden Erscheinung. Nach der Begrüßung wurden die Meinungen ausgetauscht, die auf beiden Seiten dieselben geblieben waren. Obgleich Adams hinsichtlich der Gefährlichkeit des Ankerplatzes vor Uraga sich auf seine frischen Erfahrungen vom gestrigen Tage berufen konnte, blieben die Japaner mit unerschütterlicher Ruhe dabei, daß die Bucht sicher sei, wovon er sich selbst überzeugen werde, wenn er sie mit dem Senkblei untersuche. Als der Fürst sich auf einige Zeit entfernt hatte, um Perry's Brief in Betracht zu ziehen, wurden Erfrischungen gereicht: Thee, Kuchen, Kandis, verschiedene Früchte und Saki. Während dieser Pausekehrte das unerschöpfliche Thema Uraga wieder. Gleich-

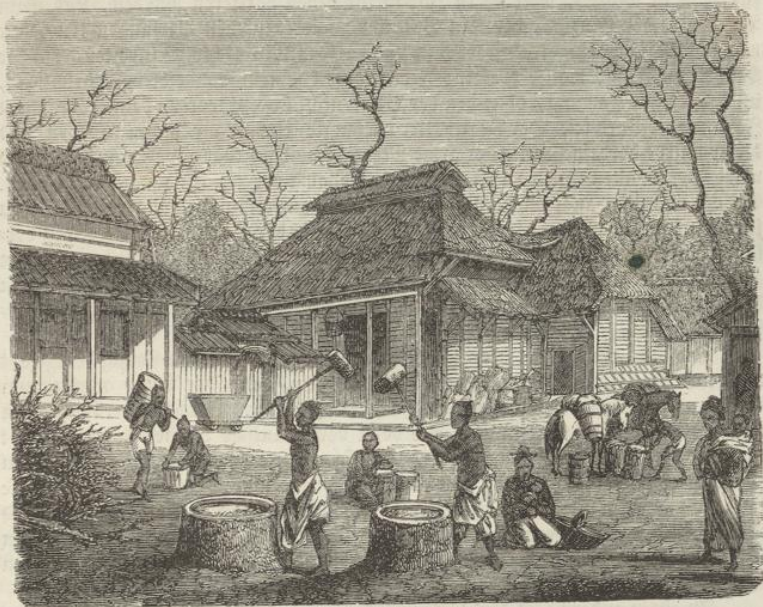
jam zur Belohnung für die Willfährigkeit, die man von ihnen erwartete, wurde den Amerikanern versprochen, daß der Vertrag in einem einzigen Tage zu Stande kommen werde, falls sie nach Uraga kämen. Als der Fürst zurückkehrte, erklärte er, daß die Antwort auf Perry's Brief, da verschiedene der höchsten Beamten zu Rathe gezogen werden müßten, erst in drei bis vier Tagen erfolgen könne. Die Amerikaner verabschiedeten sich nun, und man gab ihnen Alles, was sie nicht gegessen hatten, in Papier eingewickelt mit. Am Einschiffungsplatze entstand ein längerer Aufenthalt, da die hochgehende See das Besteigen der Boote nicht sogleich gestattete. Die Amerikaner glaubten die Umgebung mustern zu können, aber sie irrten sich. Man hatte den ganzen Platz mit acht Fuß hohen baumwollenen Schirmen umgeben, welche alle Aussicht in der Nähe benahmen. Die fernern Hügel waren sichtbar und zeigten sich dicht mit Männern, Frauen und Kindern besetzt. Als man sich endlich einschiffte, wurde ein neuer Vorzug der japanischen Boote, deren schnellere Fortbewegung man bereits kannte, offenbar. In den amerikanischen Booten wurden Alle durch das Wasser, das von den Rudern ausspritzte, ganz und gar durchnäßt, die in den japanischen Booten Sitzenden blieben trocken.

Am folgenden Tage, während dessen die „*Vandalia*“ ihren Ankerplatz vor Uraga nicht verließ, erhielt man einen Besuch von Kayama. Auf dem amerikanischen Geschwader war bereits die Ansicht verbreitet, daß der wackere Statthalter von Uraga wegen seiner Freundlichkeit gegen die Fremden verhaftet worden sei, und man freute sich daher um so mehr, als er selbst erzählte, daß er bloß durch Krankheit und Geschäfte bisher ferngehalten worden sei. Er kam, wie er sagte, um den Amerikanern aus freiem Antriebe Vorstellungen über ihre Hartnäckigkeit zu machen. Man kannte jedoch die japanische Taktik jetzt genau genug, um zu wissen, daß er das alte Thema Uraga im Auftrage seiner Regierung anregte. Er bestätigte diese Annahme mittelbar, indem er eine Antwort auf Perry's Brief für den folgenden Tag (24. Februar) anmeldete. Die Antwort kam und wiederholte lediglich, daß die Verhandlungen in Uraga geführt werden müßten. Hajaschi berief sich gewissermaßen auf das Gefühl des Commodore für Billigkeit und Schicklichkeit. Niemand streite ihm das Recht ab, nach Jeddo zu segeln, wie es dem europäischen und amerikanischen Gebrauch angemessen sei, aber er möge doch bedenken, daß in Uraga bereits ein Gebäude errichtet worden sei, und seine freundliche Gesinnung dadurch beweisen, daß er die Befehle des Kaisers und die Wünsche seiner Diener berücksichtige.

Yenez Schreiben Hajaschi's traf den Commodore nicht mehr auf seinem alten Ankerplatze. Die langen Unterhandlungen hatten Perry ungeduldig gemacht, und da die Japaner ihn nach Uraga hinzwingen wollten, indem sie erklärten, dort allein Holz und Wasser liefern zu können, so wollte er ihnen zeigen, daß er Gleiches mit Gleichem zu vergelten entschlossen sei. Er segelte daher mit seinen Schiffen in der Bucht aufwärts, bis er einen Punkt erreichte, wo man vom Mastkorbe aus Jeddo erblickte. Er war der Hauptstadt so nahe, daß er in der Stille der Nacht das Läuten ihrer Glocken hörte. Diese drohende Bewegung gab den Ausschlag. Mit einem Male ließen die Japaner Uraga fallen und willigten ein, daß die Un-

terhandlungen in Joku-Hama, einem Ort der Küste, vor der Perry ankerte, abgehalten würden. Volle zehn Tage hatte der Streit gedauert, ehe die größere amerikanische Entschlossenheit die japanische besiegte.

Raum hatten die Japaner nachgegeben, so begannen sie sofort auf der Küste ein Gebäude für die Zusammenkunft zu errichten. Ganze Schwärme von Arbeitern waren dabei thätig, und man sah ihnen mit Vergnügen zu, wie sie Balken und Breter herbeischleppten und das Werk so rasch förderten, daß die äußern Umrisse des Baues bald zu erkennen waren. Die Amerikaner brauchten auch einen



Hof eines japanischen Landguts.

Landungsplatz, und mehrere ihrer Offiziere gingen ans Land, um dort zu zeigen, wie man ihn zu errichten habe. Sie gingen dabei etwas weiter, als eigentlich nöthig war, betraten auch den Hof eines nahegelegenen Landgutes und zeichneten ihn in dem Bilde ab, das wir mittheilen.

Sogleich erschien Kayama auf dem Flaggenschiff, um voll Angst zu bitten, daß kein Amerikaner die Küste betreten möge, weil Unruhen entstehen könnten. Perry beruhigte ihn durch das Versprechen, daß ein solcher Besuch nicht wieder vorkommen sollte.

Auf dem amerikanischen Geschwader befand sich ein Japaner, der Matrosen-

Dienste verrichtete und der übrigen Mannschaft, die ihm den Namen Sam Patch, zu deutsch Hans Narr, gegeben hatte, unendlichen Spaß machte. Er gehörte ursprünglich zu einer Dschunke seines Landes, die ein Sturm weit ins Meer verschlagen hatte und deren aus sechzehn Köpfen bestehende Bemannung ein amerikanischer Kauffahrer aufgenommen hatte. Die Japaner waren nach San Francisco gebracht worden, wo sie ein Jahr lang an Bord eines Zollkutters gelebt hatten. Schließlich hatte man sie an den „Susquehanna“ abgegeben und mit diesem Schiffe waren sie nach China gesegelt. Bei der Abfahrt nach Jeddo blieben funfzehn in Makao, weil sie in Japan ihr Leben verlieren würden, und Sam Patch war der Einzige, der sein Vaterland wiederzusehen Verlangen trug. Er war als Matrose eingetragen worden und hatte mithin nichts zu fürchten. In der Bucht von Jeddo wollte er seine Freunde von seinem Schicksal benachrichtigen, und so erfuhr Kayama, ohne den der Brief nicht bestellt werden konnte, daß ein Japaner an Bord sei. Der Statthalter verlangte seinen Landsmann zu sehen, und dieser wurde herbeigeholt. Der arme Mensch kam halb todt vor Furcht herbei und warf sich, an allen Gliedern zitternd, vor Kayama der Länge nach auf den Boden. So oft man ihm auch wiederholte, daß er als amerikanischer Matrose nichts zu fürchten habe, beruhigte er sich nicht eher, als bis der Statthalter das Schiff verlassen hatte. Welchen Einblick in die tyrannische Behandlung der untern Klassen gewährt diese knechtische Furcht eines Matrosen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß eine höhere Macht sein armseliges Fahrzeug ins weite Weltmeer verschlagen hatte!

Die Untersuchungen der Bucht mit dem Senkblei waren fleißig fortgesetzt worden. Am 4. März mußte man sie aussetzen, denn der Wind wurde zum Sturm und peitschte die Wellen der Bucht hoch empor. Solche Unterbrechungen hatten schon öfter stattgefunden, wie denn der japanische Winter sich überhaupt im unliebenswürdigsten Licht zeigte. Häufig regnete es, zuweilen wirbelte ein Schneesturm über die Bucht, und die Kälte wurde um so empfindlicher, als sie immer in Verbindung mit Nässe auftrat. Wie die halb nackten Japaner Wind und Wetter auszuhalten vermochten, würde unbegreiflich gewesen sein, wenn man nicht die harten Arbeiten gesehen hätte, durch die ihr Blut in Umlauf erhalten wurde.

In einen andern Ort der Zusammenkunft hatten die Japaner gewilligt, aber sie wollten nun auch genauer wissen, was von ihnen gefordert werden würde. Um das zu ergründen, wurde der Statthalter von Uruga zum Geschwader geschickt. Alles, was er sagte, lief darauf hinaus, daß die Amerikaner sich auf einen Verkehr mit Nagasaki beschränken müßten. „Wie viel Kohlen werdet Ihr jährlich brauchen?“ war seine erste Frage. Man antwortete ihm, das lasse sich nicht so genau bestimmen, denn in einem Jahre würden weniger, in einem andern mehr Schiffe anlegen. „Aber Ihr braucht vor allen Dingen einen Hafen“, fuhr er fort, „in dem Kohlen bequem eingeladen werden können.“ „Allerdings“, antwortete Kapitän Adams, „und ein Hafen an der Südküste von Nippon wäre uns der liebste.“ Sogleich beeilte sich Kayama zu erklären, daß die meisten und besten

Steinkohlen, von denen die Japaner allerdings selten Gebrauch machten, auf Kjusiu gefunden würden; von Kohlen auf Nippon wisse er nichts, und auf Sikofo gebe es ganz bestimmt keine. Er war nun bei dem Punkte, der ihm am Herzen lag, und rühmte zur weitern Empfehlung von Nagasaki, daß es dort Schweine, Kinder, Schafe, Geflügel, Weizen und Gemüse im größten Ueberflusse gebe.

Von den Schiffen aus konnte man sehen, wie die Japaner das zur Zusammenkunft bestimmte Gebäude, von den Amerikanern gewöhnlich Vertragshaus genannt, fertig bauten und dann ausschmückten. Es bestand aus rohem Fichtenholz, hatte ein spitzes Dach und nahm einen bedeutenden Raum ein. Die äußern Wände waren mit dunklem Tuch bekleidet, auf das man in hellen Farben Wappen gestickt. Zu beiden Seiten des Einganges erhoben sich zwei Masten, von denen lange weiße Flaggen, mit einem rothen Querstreifen in der Mitte, herabhingen. Oben auf der Dachspitze war eine lange Stange aufgezplant, die an ihrem Ende in eine runde Verzierung auslief, an der eine schwere seidene Troddel befestigt war. Der Platz vor dem Gebäude war wie gewöhnlich von Tuchschrmen, welche diesmal eine gelbe Farbe hatten, eingehegt und sah wie der Hof eines Gefängnisses aus.

Am 8. März, dem zur Zusammenkunft bestimmten Tage, vergaß man bei dem Anblick des bunten Lebens auf der Küste den winterlichen Charakter der Landschaft, die an diesem Tage überdies vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt wurde. Am Vertragshause wurden die letzten Arbeiten vorgenommen, und vor ihm machten Soldaten mit glänzend gefirnisten Hüten, blinkenden Speeren und wehenden Bannern unter den Klängen ihrer Musik verschiedene Uebungen. Aus allen den Dörfern und Städten, die am Ufer der Bucht eine bloß von felsigen Vorgebirgen unterbrochene Linie bilden, waren Menschen herbeigeströmt. Sie drängten sich an den Schranken, die einen Platz in der Nähe des Landungsplatzes frei hielten, und wurden von Beamten mit Mühe in Ordnung gehalten.

Nicht lange und von der nahen Stadt Kanagawa stieß eine kaiserliche Barke ab, welche die Bevollmächtigten trug. Die Abbildung am Anfange dieses Abschnittes stellt dieselbe dar. Eine fast unzählbare Menge von japanischen Barken aller Art, jede mit einer großen Troddel an der Spitze und mit einer viereckig gestreiften Flagge am Steuerruder, gab dem Staatsschiff das Geleit oder hatte sich in der Bucht aufgestellt. In einiger Entfernung von der Küste bestiegen die Bevollmächtigten andere Boote, landeten und begaben sich in das neue Gebäude.

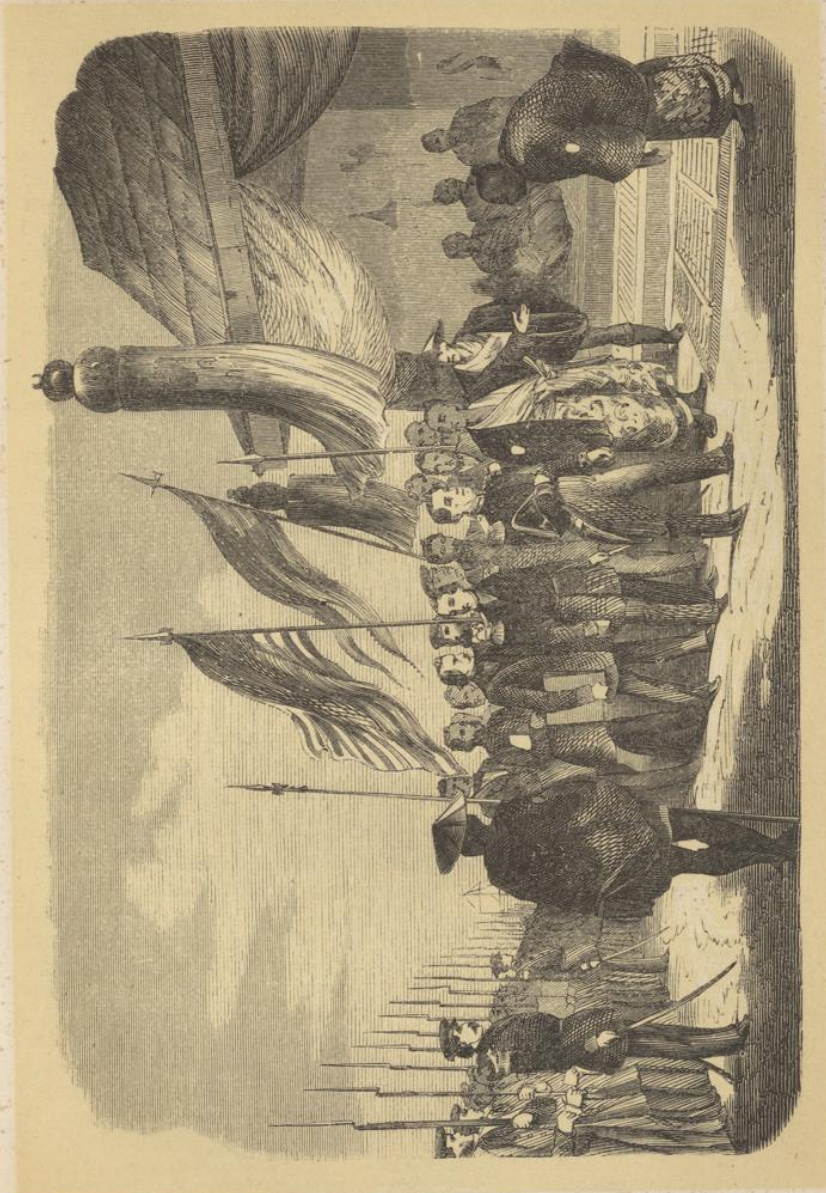
Da Perry die Wichtigkeit eines möglichst stattlichen Auftretens kannte und auf die ceremoniellen Japaner einer günstigen Eindruck machen wollte, so hatte er Alles zu einer großen Schauffellung eingerichtet. Seine Schiffe, deren jetzt neun waren, bildeten vor dem Ufer eine Linie, Offiziere, Matrosen und Marinesoldaten hatten ihre besten Uniformen angelegt, und 27 Boote waren bereit, das aus 500 Personen bestehende Gefolge aufzunehmen. Die Offiziere, Matrosen und Soldaten landeten zuerst und stellten sich am Ufer auf. Nun bestieg Perry, von siebzehn Kanonenschüssen begrüßt, sein Boot und ließ sich zur Küste rudern. Die Scene der Landung stellt das beigefügte Tonbild dar. Als er den Fuß aufs Land

setzte, präsentirten die Soldaten das Gewehr, die Musik spielte einen lebhaften Marsch und die Boote feuerten aus ihren Haubitzen 21 Schüsse. Die Mannschaften blieben am Ufer zurück. Die Offiziere folgten in einer langen Linie.

Das Zimmer, in das Perry zuerst geführt wurde, hatte eine ähnliche Einrichtung wie die Halle in Gorihama erhalten. Dicke Matten von Reisstroh bedeckten den Fußboden, lange und breite Bänke, die mit rothem Tuch bedeckt waren, zogen sich an den Wänden hin, und vor ihnen standen eben so geschmückte Tische. Die Fensterscheiben wurden durch gedültes Papier ersetzt, das ein mattes Licht erzeugte, während zahlreiche kupferne Becken mit glühenden Holzkohlen eine angenehme Wärme verbreiteten. Auf den Tapeten, die an den Wänden hingen, waren Bäume und Thiere verschiedener Art, namentlich Vögel abgebildet. Der Kranich lehrte auf diesen Gemälden am häufigsten wieder, und die Maler schienen ihre Kunst dadurch haben zeigen zu wollen, daß sie den langen Hals dieses Vogels in allen möglichen Verrentungen darstellten. Auf unserm Bilde, das Perry's Eintritt in die Halle darstellt, sieht man auch Kraniche als besonders hervortretenden Tapetenschmuck.

Nachdem man den Amerikanern wie früher in Gorihama den Ehrenplatz zur Linken angewiesen hatte, traten die kaiserlichen Bevollmächtigten ein und setzten sich zur Rechten. Von diesem Augenblicke an blieben alle übrigen anwesenden Japaner auf ihren Knien. Der Unterhändler waren fünf, ihre Schreiber und Dolmetscher nicht mitgerechnet. Hajaschi war ohne Zweifel der vornehmste unter ihnen, denn an ihn richteten die Unterbeamten ihre Worte allein. Er war ein Mann von etwa 55 Jahren mit einem hübschen Gesicht, dessen ernster und fast herrischer Ausdruck durch ein gutmüthiges Auge und ein höfliches Lächeln gemildert wurde. Ido, Fürst von Tsusima, schien 50 Jahre alt zu sein und fiel durch die Lebhaftigkeit seiner Züge wie durch die Wohlbeleibtheit seines langen Körpers auf. Der dritte und jüngste der Fürsten, Mimasaki, war der hübscheste von allen und zugleich der lebhafteste. Wenn die Musik der Amerikaner spielte, gerieth er in die lebhafteste Bewegung und schlug mit Händen und Füßen den Takt. Nach der Behauptung der Dolmetscher war er einem lebhaften Verkehr mit dem Ausland am meisten geneigt. Der vierte Bevollmächtigte Uono war kein Fürst, aber ein Beamter vom höchsten Range, ein Mitglied der obersten Steuerbehörde. Er war hochgewachsen und seine stark ausgeprägten Züge trugen den mongolischen Ausdruck. Welchen Rang der fünfte und letzte Bevollmächtigte, Matsufaki Michitari, einnehme und welche Rolle er bei der Zusammenkunft spiele, wurde den Amerikanern nicht gesagt. Er hielt sich von den übrigen vier fern und neben ihm kauerte ein Schreiber, der ununterbrochen Bemerkungen eintrug. Matsufaki schien mindestens 60 Jahre zu zählen und hatte einen langen, abschreckend magern Körper. Sein häßliches, mürrisches Gesicht war mit einer gelben Haut bekleidet und sah dann besonders abstoßend aus, wenn Matsufaki es verzerrte, um mit seinen kurzächtigen Augen besser zu sehen. Nach dem bekannten System der Japaner ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese Vogelscheuche als Aufpasser anwesend war.

en lehrte  
Männlich  
e.  
nliche Ein  
eisirre be  
aus behet  
schmidt  
ein matts  
goblen ein  
den fängt  
ildet. Der  
der Schien  
jes Bogda  
es Perry's  
mortetate  
  
Hrenlas  
ein und  
anwejen-  
über und  
nige unter  
war ein  
und tot  
in ge-  
und fid  
langen  
üßföfö  
spielte,  
gen den  
fehr mit  
ar kein  
Steuers-  
gen den  
chtigte,  
spiele,  
rn und  
intrag-  
en, ab-  
gelben  
es ver-  
tanten  
sche als



Commodore Perry's Zusammenkunft mit den Kaiserlichen Gesandten in Yokohama.



ten ein  
Unter  
und für  
wollen  
sich mo  
tenen de  
Unter  
Aerme  
den Für  
denen de  
tragen ei  
ein Zei  
De  
Die Jag  
genay,  
strengen  
höhern  
oder kö  
wertom  
Gelen  
einer  
württ  
Comm  
Menge  
schöpre  
Stamm  
in ein  
das gr  
sind ver  
sein sch  
In  
eine Pa  
identen  
Staat  
Charakt  
geben  
und in  
gen un  
andere  
Lyon  
etc

Mit ihrem Ernst und ihrer würdevollen Haltung machten die Bevollmächtigten einen Eindruck, der durch ihre Staatsstracht gesteigert wurde. Alle trugen ein Unterkleid, das mit einer römischen Toga viel Aehnlichkeit hatte, und sehr weite und kurze Beinkleider von gemusterter Seide, an die sich weiter unten weiße baumwollene oder wollene Strümpfe anschlossen, die bis über die Knöchel hinauf gestickt waren. Die Füße steckten in Sandalen, und eines der beiden Bänder, mit denen die Lehtern befestigt waren, trennte die große Zehe von den übrigen. Das Unterkleid ward bedeckt von einem weiten Obergewand mit tief herabhängenden Ärmeln, das aus gestickter Seide bestand und wie ein Priesterrock aussah. Ueber den Hüften war es mittelst eines Gürtels befestigt, der die zwei Schwerter trug, zu denen die japanischen Vornehmen berechtigt sind. Die drei Fürsten, und sie allein, trugen eine weiße Weste, die auf der Brust etwas sichtbar wurde. Diese Weste ist ein Zeichen des höchsten Ranges und kommt blos dem Kaiser und den Fürsten zu.

Der übliche Austausch von Höflichkeiten nahm die ersten Minuten hin. Die Japaner hatten in dieser Beziehung weit mehr zu leisten als ihre Gäste. Nicht genug, daß sie die Amerikaner zu begrüßen hatten, mußten sie auch unter sich den strengen Forderungen ihrer Etikette Genüge leisten. Jeder Beamte, der einem höhern seine Ehrfurcht bezeugte, empfing seinerseits von einem niederen dieselben oder ähnliche Huldigungen. Die Verbeugungen und Körperwindungen, die dabei vorkommen, erfordern eine Geschmeidigkeit der Muskeln und eine Biegsamkeit der Gelenke, die ohne eine lange Uebung von Jugend auf nicht möglich wäre.

Dieses Vorspiel endete damit, daß einer der knieenden Beamten, nachdem einer der Bevollmächtigten ihm leise einige Worte gesagt hatte, sich etwas seitwärts bog und einem Dolmetscher einen Befehl ertheilte. Dieser fragte, wie Commodore Perry sich befinde, und nun folgte auf die stummen Komplimente eine Menge mündlicher Höflichkeiten. Als auch dieser Regel japanischer Etikette in erschöpfender Weise Genüge geleistet worden war, ging man zum eigentlichen Gegenstande der Zusammenkunft über. Ehe dies geschah, begaben sich beide Theile in ein anstoßendes kleineres Gemach, das also das Geschäftszimmer war, während das größere Zimmer, in dem man sich bis jetzt befunden hatte, einen Empfangssaal vorzustellen und zur Erledigung der einleitenden Ceremonien bestimmt zu sein schien.

In diesem kleinern Zimmer überreichten die japanischen Bevollmächtigten eine Papierrolle, welche die Antwort des Kaisers auf das Schreiben des Präsidenden enthielt. In die logische Ordnung gebracht, welche die japanischen Staatsmänner dem Schriftstück wahrscheinlich absichtlich, um den ausweichenden Charakter der kaiserlichen Entscheidung weniger hervortreten zu lassen, nicht gegeben hatten, lautete sein Inhalt:

„Bei dem vorigen Besuche Ew. Excellenz war der damalige Kaiser krank und inzwischen ist er gestorben. Demnach hat der jetzige Kaiser den Thron bestiegen und ist mit seinen vielen Geschäften noch nicht so weit fertig geworden, daß andere Angelegenheiten gründlich hätten erledigt werden können. Bei seiner Thronbesteigung hat der Kaiser den Fürsten und hohen Beamten seines Reichs

Steger. Japan.

versprochen, daß er die Gesetze beobachten wolle, und er darf also keine Veränderung derselben vornehmen. Aus diesem Grunde hat ein russischer Gesandter, der kürzlich in Nagasaki eingetroffen ist, diesen Ort verlassen müssen, ohne daß ihm eine Antwort auf unstatthafte Wünsche zu Theil geworden wäre.

Auf alle die Gegenstände, welche das von Ew. Excellenz überreichte Schreiben enthält, eine befriedigende Antwort zu geben, wird von den Reichsgesetzen auf die bestimmteste Weise untersagt. Freilich würden wir den Geist der Zeit mißverstehen, wenn wir den alten Gesetzen anhänglich zu sein fortfahren wollten, aber eine gebieterische Nothwendigkeit beherrscht uns.

Wir geben zu, daß die Wünsche Ihrer Regierung in Beziehung auf Steinkohlen, Holz, Lebensmittel, Wasser und die Rettung von Schiffen und deren Bemanning in Fällen der Noth dringlicher Natur sind, und wollen sie vollständig erfüllen. Sind wir über den Hafen unterrichtet, den Ew. Excellenz wählen, so werden wir ihn herrichten, wozu wir muthmaßlich fünf Jahre brauchen.

Da wir hinsichtlich der Steinkohlen ohne Anhalt sind, so wünschen wir nähere Angaben zu erhalten und werden dann Alles thun, was mit unsern Gesetzen nicht in Widerspruch steht. Wie viele Kohlen brauchen Sie und was versteinen Sie unter Lebensmitteln? Damit ein Anfang gemacht werde, können Sie bereits im nächsten japanischen Monat zu Nagasaki Kohlen einnehmen. Was Ihre Schiffe brauchen und was ihnen von Erzeugnissen des Reichs geliefert werden kann, sollen sie erhalten. Die Preise der Waaren und die zulässigen Tauschartikel sollen festgesetzt werden."

Perry ging sogleich auf eine kurze Erörterung dieser Entscheidung ein. Er bemerkte, daß es seinem Vaterlande vor allen Dingen auf einen Vertrag ankomme, der etwa dieselben Bedingungen enthalte wie der, welchen die Vereinigten Staaten mit China abgeschlossen hätten. Dazu sei er da, und hoffentlich erreiche er seinen Zweck auf eine friedliche Weise. Sei das nicht der Fall, so würde seine Regierung eine größere Kriegsflotte schicken. Dann überreichte Perry eine Abschrift des Vertrags mit China und zwei von ihm selbst herrührende Schreiben, in denen er seine auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Forderungen auseinandersetzte und einen Freundschaftsvertrag noch einmal empfahl.

Mit Hinweglassung alles Unwesentlichen sagten diese Schreiben:

„Wir wünschen einen Vertrag gleich dem chinesischen. Die Regierung von China hat aus ihrem Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten wesentliche Vortheile geschöpft. Im letzten Jahre haben die Nordamerikaner in den chinesischen Häfen für 3,600,000 Tael<sup>\*)</sup> Thee und für 3,000,000 Tael<sup>s</sup> rohe und verarbeitete Seide gekauft. Fast 30,000 Unterthanen des Kaisers von China haben Amerika besucht, wo man sie freundlich aufgenommen und ihnen gestattet hat, jedes beliebige Geschäft zu treiben. Sie haben Tempel bauen und nach ihrer Art Gottesdienst halten dürfen. Alle haben Geld gesammelt und viele von ihnen sind nach kurzer An-

\*) Der Tael oder Tschel ist die chinesische Silberunze von ganz feinem Silber und hat genau einen Werth von zwei preussischen Thalern.

wesenheit mit Summen von 300 — 1000 Taels nach ihrem Vaterland zurückgekehrt. Aehnliche oder dieselben Vortheile würden für Japan entstehen und man könnte unbedenklich mit dem freien Verkehr einen Versuch machen. Gegenwärtig beschäftigen sich fünfshundert große amerikanische Schiffe in den japanischen Gewässern mit dem Walfischfang. Sie leiden oft Noth, weil man ihnen Holz und Wasser verweigert, und die Vereinigten Staaten können die Fortdauer einer Politik, welche von dem Verfahren der ganzen gebildeten Welt abweicht, nicht länger dulden.

Um dem Kaiser einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, hat der Präsident mich geschickt und mir drei unserer prächtigsten Dampfer, deren Amerika große und kleine zu vielen Tausenden besitzt, zur Verfügung gestellt und mich mit Modellen unserer nützlichsten Erfindungen versehen. Es wäre unbegreiflich, wenn Japan nach so vielen Beweisen von gutem Willen die Gelegenheit nicht ergriffe, mit einem Volke, das mit weiser Voraussicht alle Veranlassungen zu künftigen Mißverständnissen entfernt, einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Immerhin möge man den Vertrag auf eine kürzere Zeit abschließen, damit beide Völker sich überzeugen können, ob ein lebhafterer Verkehr ihnen Nutzen oder Schaden bringe.

Obgleich wir eingesalzenes Fleisch im Ueberfluß haben, wünschen wir doch täglich eine gewisse Menge frisches Fleisch, Gemüse und ähnliche Lebensmittel zu erhalten und werden dafür bezahlen, was man fordert. Wir bedürfen ferner Holz und Wasser und werden sehr dankbar sein, wenn man uns diese Artikel liefert.

Die Gesundheit unserer Offiziere und Matrosen verlangt, daß sie sich an der Küste Bewegung machen. Bis jetzt habe ich aus Achtung vor den japanischen Gesetzen Jedermann, den seine Pflicht dorthin nicht führte, verboten, das Ufer zu betreten, aber ich bin überzeugt, daß sich Einrichtungen treffen lassen, welche meinen Leuten eine gewisse Verbindung mit der Küste gestatten.

Der kaiserlichen Regierung werden Nachzeichnungen der Karten, welche meine Offiziere aufgenommen haben, überreicht werden. Um unsere Aufnahmen ganz sicher zu machen, ist die Errichtung von Meßstangen erforderlich, und ich hoffe, daß meine Offiziere bei diesem Geschäft keine Belästigungen erfahren werden.“

Zwei Tage vor der Zusammenkunft war einer der Schiffsführer gestorben. Um ihm ein anständiges Begräbniß verschaffen zu können, hat Perry um Ueberlassung eines Grundstücks, das zum Kirchhof eingerichtet werden sollte. Dieser Antrag schien die Bevollmächtigten in Verlegenheit zu setzen und sie zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, um allein zu berathen. Während ihrer Abwesenheit wurden den Amerikanern Erfrischungen vorgesetzt, verschiedene Suppen, Fische, Kuchen, Früchte und Saki. Perry nahm die Bewirthung an, bemerkte aber, daß es den amerikanischen Gebräuchen mehr entsprechen würde, wenn die Wirthe sich mit den Gästen zu Tische setzten. Sogleich kehrten der zweite und dritte Bevollmächtigte zurück, um am Mahle Theil zu nehmen. Der eine füllte eine Schale

bis zum Rande mit Saki, trank sie mit einem Zuge aus und kehrte sie um, damit die Amerikaner sähen, daß er keinen Tropfen darin gelassen habe.

Nach dem Essen erhielt Perry Antwort auf seine Bitte. Man sagte ihm, daß ein Tempel in Nagasaki als Begräbnißplatz für Fremde angewiesen sei. Perry möge daher die Leiche nach Uruga schiften, von wo eine japanische Dschunke sie in der angemessenen Jahreszeit abholen werde. Der Commodore antwortete, jedes Volk gewähre fremden Todten eine letzte Ruhestätte; gebe es auf dem festen Lande keinen passenden Platz, so werde er den Verstorbenen auf einer nahen kleinen Insel begraben. Das schien den Japanern aus irgend einem unbekanntem

Grunde das Unangenehmste von Allem zu sein und sie versprachen in der Nähe von Yokohama einen Platz anzuweisen.

Die übrigen Amerikaner waren in der Vorhalle bewirthet worden und hatten sich bei den ungeschickten Versuchen der Japaner, ihre Bildnisse zu zeichnen, köstlich unterhalten. Als Perry sich von den Bevollmächtigten verabschiedete, schlossen sie sich ihm an, und der Zug zu den Schiffen bildete sich wieder so, wie er gekommen war.

In den Frühstunden des nächsten Tags kam ein Beamter an Bord, um dem Leichenzuge das Geleit zu geben und ein neugieriges Zudrängen der Einwohner zu verhüten. Der Schiffskaplan Jones ging mit ans Land, und die japanischen Behörden



Buddhistischer Begräbnißplatz.

empfangen ihn mit einer Achtung, die sehr gegen den angeblichen Haß sprach, mit dem die Japaner das Christenthum betrachten sollen. In dem nahen Dorfe, dessen Gassen man durchschreiten mußte, traten die Einwohner vor die Thüren und blickten mit Theilnahme auf die neue Scene. Alle benahmten sich so anständig, als ob ein Mann ihres Volks bestattet werde. Der Begräbnißplatz, den die nebenstehende Abbildung darstellt, lag in der Nähe eines Kirchhofs. Hier hatte sich ein buddhistischer Priester eingestellt. Dieser Mann — unsere nächste Abbildung stellt ihn dar — setzte sich, als Jones die Gebete der anglikanischen Kirche zu lesen anfing, auf eine Matte vor einen Altar, auf dem Weihrauch brannte und verschiedene Gegenstände, ein Gefäß mit Saki, etwas Reis, ein Gong und Papiersfreifen, lagen.

Als die amerikanische Trauerfeier beendet war, schlug er sein Gong, zählte eifrig die hölzernen und gläsernen Kugeln seines Rosenkranzes und erhielt den Weihrauch im Glöhen.

In den nächsten Tagen fanden noch mehrere Verhandlungen statt, bei denen aber weder Perry noch die kaiserlichen Bevollmächtigten, sondern Adams und japanische Beamte von untergeordnetem Range thätig waren. Die Amerikaner kamen dabei ihren Zwecken etwas näher, wenn die Japaner auch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten machten und mit ihren Zugeständnissen so lange wie möglich zögerten. Dem Commodore und seinen Offizieren wurde gestattet, an die Küste zu gehen, wo sie ihre Spaziergänge bis auf die Entfernung von einer Meile ausdehnen durften. Lebensmittel aller Art wurden täglich geliefert und von den Amerikanern mit Geld nach dem Gewicht bezahlt. Dagegen wurde Perry's Wunsch, daß man ihm die Häfen, welche dem Handel geöffnet werden sollten, näher bezeichnen möge, nicht erfüllt. Die Japaner entschuldigten sich damit, daß die Sache so neu, ihren Gesetzen so widersprechend sei und der reiflichsten Erwägung bedürfe. Als er ihnen sagen ließ, daß er, von den bisherigen Ergebnissen seiner Sendung nicht befriedigt, auf einem Vertrage bestehe und in der nächsten Woche ein Schiff abgehen lassen werde, um Bericht an den Präsidenten zu erstatten, wurden die Japaner ängstlich und fragten: „Die Amerikaner sind doch unsere Freunde noch?“ „Gewiß“, lautete die Antwort, welche sie sichtlich beruhigte.

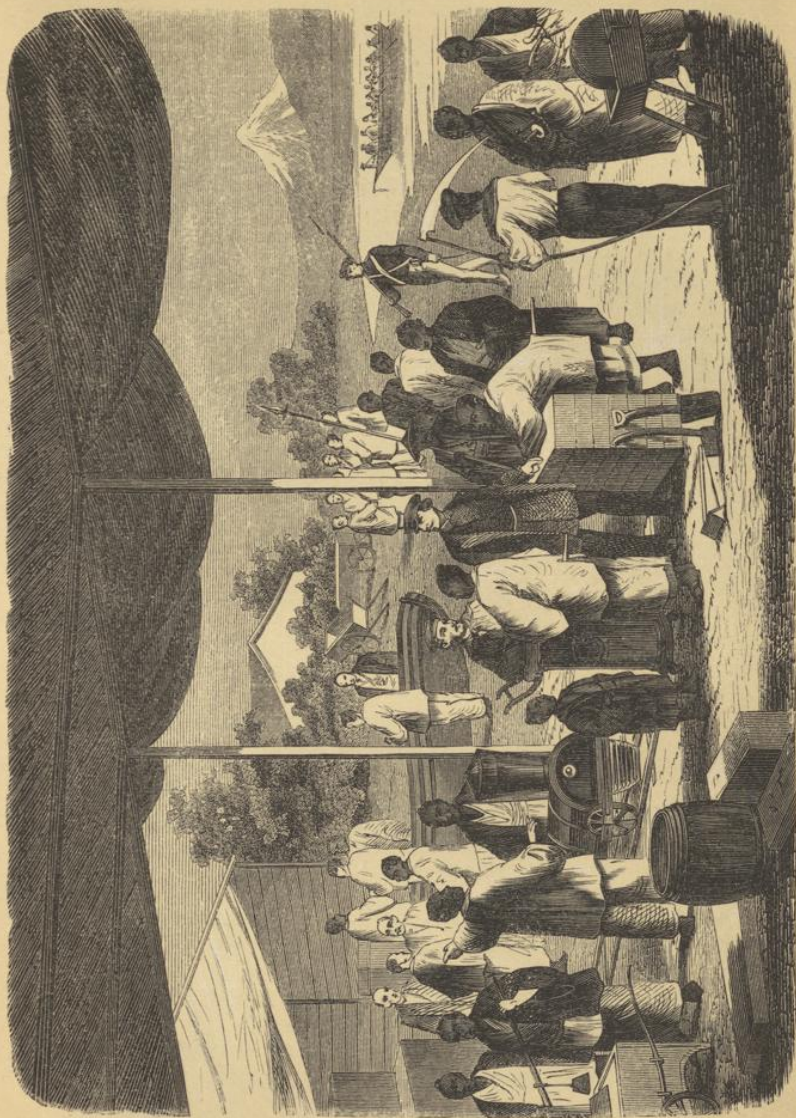


Japanischer Daimyo.

Am 13. März wurden die für den Kaiser, die Bevollmächtigten und andere Beamte bestimmten Geschenke überreicht. Auf diese Ceremonie bezieht sich das beigegebene Tonbild. Es waren ihrer so viele und einige hatten einen solchen Umfang, daß man mehrere der größten Boote brauchte, um sie an die Küste zu schaffen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die amerikanische Regierung die meisten dieser Gegenstände von den Erfindern oder Verfertigern geschenkt erhalten hatte, so daß sie wenig hinzuzufügen brauchte. Für den Kaiser hatte man besonders solche Sachen gewählt, welche die Kulturweise und den Bildungsstandpunkt des Westens bezeichneten. Man gab der japanischen Majestät eine Eisenbahn mit einer Dampfmaschine, einen elektrischen Telegraphen, eine Druckerpresse, ein Rettungsboot, eine Lorgnette, verschiedene Bücher, darunter Audubon's berühmte Werke über die Vierfüßer und die Vögel Amerikas, Abbildungen der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme, geographische Karten aller Unionsstaaten, Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen, ein ganzes Stück Tuch, einen Ballen Baumwolle, einen Ofen, Büchsen, Pistolen und Säbel, endlich geistige Getränke aller Art, namentlich Champagner und nordamerikanischen Whiskey. Die Kaiserin erhielt ein Fernrohr, eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse, einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör, eine rothe Sammetkleidung, ein schillerndes geblühtes Seidenkleid, einen prachtvollen Mantel, Audubon's Werke mit Stahlstichen, ein vollständiges Porzellangefäß, eine Sanduhr, einen Ofen für ihr Empfangszimmer, eine Kiste mit den besten Weinen, ein Pommadentäschchen, Seifen der verschiedensten Art und Farbe. Den Beamten wurden je nach ihrem Range Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Kleidungsstücke, Landkarten, Dosen, Uhren und Weine und Branntweine von allen Gattungen eingehändigt. Die Güte der Getränke stellten die Beschenkten unverzüglich auf die Probe und gaben ihre volle Zufriedenheit zu erkennen.

Diese Geschenke wurden in ein Gebäude gebracht, welches ausdrücklich für sie gebaut worden war. Bei der Zusammensetzung der Maschinen wurde der Raum nie von Japanern leer, welche Hülfe leisteten, so viel sie konnten. Der Telegraph war das Wunder, das sie am meisten anstaunten. Man hatte die Drähte zu einem eine Viertelmeile entfernten Hause geführt und begann sogleich in englischer, holländischer und japanischer Sprache zu telegraphiren. Die Japaner sahen mit einem Erstaunen, das fast dem Schrecken gleichkam, wie blitzschnell die Mittheilungen hin und her gingen und wurden nicht müde, das Arbeiten der Maschine in nächster Nähe zu beobachten.

Nächst dem Telegraphen fand die Eisenbahn die meisten Bewunderer. Die Schienen wurden im Kreise gelegt und die Zwerglokomotive, ein meisterhaft ausgeführtes Modell, brauste mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in der Stunde auf ihnen herum. Der angehängte Personenwagen, ebenfalls ein Muster amerikanischer Arbeit, war so winzig, daß höchstens ein sechsjähriges Kind in ihm Platz hatte. Die japanischen Beamten wollten sich aber den Genuß einer Eisenbahnfahrt nicht versagen und einer nach dem andern kletterte auf das Dach des Wagens.



Uebergabe der mexikanischen Geschenke in Holiuhama.

Steuer. Die Winterreise.

und andere  
 ist sich das  
 man solchen  
 die Rüste zu  
 die Regie  
 a geliebt  
 hatte  
 bildungs  
 hat eine  
 n, eine  
 arunter  
 s, Ab-  
 geogra-  
 erkeffe-  
 schen,  
 oaner  
 Vorg-  
 allem  
 alleid,  
 adiges  
 e Rüste  
 en Art  
 üfölen,  
 tramt-  
 ein die  
 heit zu  
 h für  
 e der  
 De-  
 rüste  
 eng-  
 schen  
 l die  
 n der  
 Die  
 aus-  
 tunde  
 ameri-  
 Platz  
 abahn-  
 agena.



Ein we  
wird  
oder  
Sch  
D  
bigen  
unter  
widmen  
Stiel,  
Witwe  
Nijer  
zugen  
der Lie  
sehen  
im die  
besende  
teten,  
deru ge  
Das le  
Geh  
oder  
der  
Nach  
Viel  
in J  
  
füße  
tracht  
ihn mi  
einen  
Kni  
Sch  
  
Schwe  
Fremd  
unter  
sie sich  
sie ab  
war.  
  
in ve  
gegan  
Auge

Ein wohlgenährter Würdenträger, mit flatternden Gewändern im Kreise umherwirbelnd, bot, wie er sich an die Ränder des Dachs anklammerte, bei jedem Ruck oder Stoß in die Höhe flog und trotz seiner Angst vergnügt lachte, das komischste Schauspiel von der Welt dar.

Die japanische Neugier war jetzt in vollem Zuge und ließ sich nicht mehr bändigen. Jeder Amerikaner, der sich auf dem Lande zeigte, wurde umringt und genau untersucht. Ein Schneider kann der neuesten Mode keine größere Aufmerksamkeit widmen, als den Kleidungsstücken der Amerikaner zu Theil wurde. Die Mützen, Stiefel, Fracks und Säbel der Offiziere, die Jacken und weiten Beinkleider der Matrosen wurden genau gemustert und befühlt. Jeden Augenblick fühlte ein Offizier eine Hand am Krage, die sich von der Beschaffenheit seiner Lizen überzeugten wollte, oder ein Matrose mußte einen Japaner gewähren lassen, der in der Tiefe seiner Taschen wühlte. Wenn die Beamten eines der Schiffe besuchten, sahen sie sich in allen Winkeln um, blickten in die Mündung der Geschütze, prüften die Taue, untersuchten die Gewehre, maßen die Länge der Boote und waren besonders aus dem Maschinenraume, wo sie jede Bewegung der Arbeiter beobachteten, kaum wegzubringen. Mit dem bloßen Sehen begnügten sie sich nicht, sondern zogen Papier, Dinte und Haarpinsel hervor und schrieben und zeichneten. Das letztere thaten sie besonders gern, und man merkte ihnen an, daß sie auf ihre Geschicklichkeit in dieser Kunst stolz seien. Sie zeichneten übrigens abscheulich, aber freilich war auch kein Künstler von Fach unter ihnen. Die Zeichenübungen der Japaner, mit denen man bis jetzt bekannt geworden war, schienen aus dem Nachahmungstrieb hervorzugehen, der ihnen und den Chinesen gemeinsam ist. Vielleicht verschafft dieser Trieb der fremden Bildung einen schnellern Eingang in Japan.

Alle Japaner suchten sich in den Besitz von Theilen amerikanischer Kleidungsstücke zu setzen. Am besten gefielen ihnen die Knöpfe der Fremden und nach diesen trachteten sie am meisten. Erlangte einer von ihnen einen Knopf, so verwahrte er ihn mit einer Wichtigkeit, als ob er den größten Werth hätte. Diese Vorliebe für einen so geringfügigen Gegenstand ist um so auffallender, als man in Japan von Knöpfen kaum einen Gebrauch machen kann, indem die Kleidungsstücke mit Schnüren und Bändern am Körper befestigt werden.

So neugierig die Japaner nach amerikanischen Verhältnissen forschten, so schweigsam waren sie über ihre eignen Zustände. Ihre Gesetze verbieten ihnen, Fremde über ihr Vaterland und seine Einrichtungen, Sitten und Gebräuche zu unterrichten. Sie würden in dieser Beziehung gesprächiger gewesen sein, wenn sie sich nicht vor ihren Aufpassern hätten fürchten müssen. Dieselbe Furcht hielt sie ab, sich mit den Amerikanern noch inniger zu befreunden, als bereits der Fall war. Neigung dazu hatten sie offenbar.

Eines Tags ließ sich ein japanischer Beamter an Bord rudern und meldete in voller Bestürzung, ein amerikanischer Offizier sei durch die Stadt Kanagawa gegangen und wandere schnellen Schritts auf Jeddo zu. Perry zögerte keinen Augenblick, durch Flaggen und Stückschiffe Zeichen zu geben, daß Jedermann zu

den Schiffen zurückzukehren habe, und händigte dem Boten einen schriftlichen Befehl gleichen Inhalts ein. Der Schuldige war der Schiffskaplan Wittlinger. Die Japaner konnten ihn leicht für einen Offizier halten, da der geistliche Herr ein Schwert um seine Lenden gegürtet hatte. Er hatte ihnen Anstoß genug gegeben. In Kanagawa war er in einen Laden getreten, hatte nach japanischem Gelde gefragt, eine Wage ergriffen, das erhaltene Gold, Silber und Kupfer gegen amerikanische Münzen abgewogen und mit der Hand am Säbel einen Tausch extort. Er hatte dabei kein schlechtes Geschäft gemacht, da er für sechs Goldstücke, sechs Silbermünzen und eben so viele Kupfermünzen bloß drei und einen halben Dollar (4 Thaler 23½ Sgr.) gegeben hatte. Dann war er in der Richtung auf Jeddo weiter gegangen und hatte jeden Versuch, ihn aufzuhalten, mit drohenden Geberden und geschwungenem Säbel abgewiesen. Endlich, erzählten die Japaner, kam er an einen tiefen Fluß, wo es eine Fähre gab. Die Fährleute, die auf dem andern Ufer waren, achteten seiner Drohungen nicht, und er war eben im Begriff, bei einer Furt durch den Fluß zu waten, als Perry's Befehl ihn zur Umkehr nöthigte.

Den Japanern macht es alle Ehre, daß sie sein unvershämtes Betragen entschuldigten. „Er hat das Schwert gezogen“, sagten sie, „aber nicht um Jemand zu verletzen, sondern zu seiner Unterhaltung.“





Ein javanisches Wohnhaus.

## VI.

### Abschluß des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Japan.

Fortsetzung der Unterhandlungen. — Ueberreichung der Geschenke des Präsidenten. — Gegengeschenke des Kaisers. — Japanische Ringkämpfe. — Ein großes Fest an Bord des Flaggen schiffs. — Fürst Matsufaki. — Neue Verhandlungen über den Aufenthalt von Fremden und ein amerikanisches Konsulat. — Abschluß des Vertrags. — Sein Inhalt. — Geschenke und Fest der kaiserlichen Bevollmächtigten.

**S**eit einiger Zeit fanden tägliche Unterredungen mit japanischen Unterbeamten statt, welche die Schiffe besuchten, um sich nach den Bedürfnissen der Amerikaner zu erkundigen und ihre Gäste nebenbei auszuhorchen. Von den kaiserlichen Bevollmächtigten hörte man erst wieder am 15. März, an welchem Tage ihre Antwort auf Perry's Anträge eintraf. Seine beiden Forderungen, daß bei Schiffbrüchen Hülfe geleistet und anlegenden Fahrzeugen Holz, Wasser und Lebensmittel geliefert werden sollten, wurden ohne weiteres zugestanden. Was aber die Gröfßnung eines Handels betreffe, wie Nordamerika ihn mit China betreibe, so könne davon keine Rede sein. „Die Ansichten und Sitten unserer Landsleute“, hieß es in dem Schreiben, „sind denen anderer Völker ganz ungleich, und die alten Gesetze mit denen anderer Länder sofort zu vertauschen würde ausnehmend schwierig sein. Ueberdies haben die Chinesen mit westlichen Völkern lange in Verkehr gestanden, während wir in Nagasaki bloß mit Holländern und

Chinesen Handel getrieben haben. Es lag uns nichts daran, außer ihnen auch mit andern Völkern Verbindungen zu haben, und dies hat unser Austausch von Waaren zu einem sehr unbedeutenden gemacht. Segelt nach Nagasaki“, sagte das kaiserliche Schreiben zum Schluß, „und holt Euch Holz, Steinkohlen, Wasser und andere Bedürfnisse. Was eigentliche Waaren betrifft, so ist unser und Euer Geschmack sehr verschieden, und auch hinsichtlich des Preises weichen die Ansichten so von einander ab, daß wir zuerst gegenseitig Versuche und Prüfungen anstellen müssen, worauf nach fünf Jahren die Deffnung eines zweiten Hafens erfolgen kann.“

Dieses Schreiben erweckte geringe Hoffnungen. Perry sollte mit unbestimmten Erwartungen, die vielleicht nach fünf Jahren in Erfüllung gingen, abgespeist und inzwischen auf den gewöhnlichen Verkehr in Nagasaki angewiesen werden. Alle dort anlegenden Schiffe waren ohne Ausnahme mit denselben Dingen versorgt worden, die man auch ihm zu liefern versprach, und was er vor ihnen voraus hatte, war nichts als das Recht, für diese Dinge bezahlen zu dürfen.

Bei einer zweiten Zusammenkunft mit den kaiserlichen Bevollmächtigten, die eine formlosere als die erste war, bezeichnete Perry seinen Standpunkt so genau, daß kein Mißverständniß möglich war. Man wollte die Amerikaner wie immer auf Nagasaki beschränken und sie selbst dort nur unter der Bedingung dulden, daß sie sich von den Holländern und Chinesen fern hielten. „Nagasaki“, antwortete er, „ist gerade der Hafen, von dem wir unter keiner Bedingung etwas wissen wollen. Die dortigen Behörden und Einwohner haben sich seit so langer Zeit an die Unterwürfigkeit der Holländer gewöhnt, daß sie von uns Dinge verlangen würden, die sich kein Amerikaner gefallen lassen kann, und die ernstesten Folgen würden nicht ausbleiben. Von Beschränkungen, wie sie den Holländern und Chinesen auferlegt worden sind, will ich nichts hören und werde jede Anspielung darauf als Beleidigung betrachten.“ Wolle man ihm nicht fünf Häfen einräumen, so rechne er mindestens auf drei: Uruga oder Kagosima auf der Insel Nippon, Matsmai auf der Insel Jesso und Napa auf Groß-Liukiu.

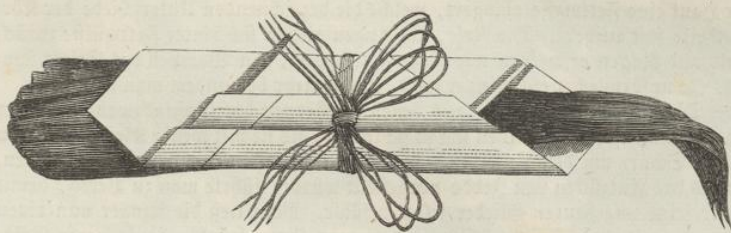
Nach vielen Winkelzügen, bei denen Berufungen auf die Reichsgesetze die Hauptrolle spielten, gestanden die Bevollmächtigten einen andern Hafen als Nagasaki zu, aber nicht Uruga, sondern Simoda. Der Commodore möge ein Schiff dorthin schicken und die Bucht untersuchen lassen. Die Liukiu seien ein entfernter Vasallenstaat, in dem der Kaiser nur eine beschränkte Macht ausübe, so daß über Napa nichts entschieden werden könne. In demselben Verhältniß stehe Jesso zum Reiche. „Gut“, antwortete Perry, „so werde ich nach Matsmai segeln und mit dem Fürsten unmittelbar verhandeln.“ Als die Bevollmächtigten das hörten, versprachen sie in sechs Tagen, am 23. Mai, eine endgültige Entscheidung des Kaisers über Matsmai zu bringen.

Der letzte Punkt, der erörtert wurde, betraf die Behandlung der Schiffbrüchigen. „Sie dürfen nicht frei umhergehen“, sagten die Japaner, „denn wie leicht könnten Seeräuber unter ihnen sein, und wie könnten wir diese von den übrigen unterscheiden?“ — „Es widerspricht der Gerechtigkeit gänzlich“, antwortete

Perry, „Menschen, welche die Vorsehung an die Küsten eines befreundeten Volks führt, als Seeräuber zu betrachten und zu behandeln, bevor man Beweise hat, daß sie es sind. Die Fortsetzung der Behandlung, der man Schiffbrüchige bis jetzt unterworfen hat, werden die Vereinigten Staaten, insofern Amerikaner ins Spiel kommen, nicht ferner dulden.“

Perry sah dem 23. März erwartungsvoll entgegen. Die kaiserliche Entscheidung kam und lautete so günstig, als man nur erwarten konnte. Nicht Matsmai, wol aber Hakodadi, ein Hafenplatz in der Nähe jener Stadt, sollte den Amerikanern geöffnet werden, und zwar nicht erst nach fünf Jahren, sondern bereits am 17. September 1855. Perry ließ sich den Tausch gefallen, vorausgesetzt, daß der Hafen bei näherer Untersuchung der vortheilhaften Beschreibung, die man von ihm entwerfe, entspreche.

Dieses neue Zugeständniß war die glücklichste Vorbedeutung für einen Ausgang der Unterhandlungen, wie die Amerikaner ihn wünschten, und Perry blickte jetzt mit Zuversicht in die Zukunft. Ein ferneres gutes Zeichen war das Benehmen



Getrockneter Fisch.

der Japaner, das immer freundlicher wurde. Sie hatten ihren Dank für die Geschenke des Präsidenten abgestattet und luden Perry am 24. März ein, die Gegenstände ihres Kaisers in Empfang zu nehmen.

Die Geschenke waren im großen Saale des sogenannten Vertragshauses in geschmackvoller Ordnung aufgestellt. Sie bestanden in reichen Brokaten und Seiden, den berühmten lackirten Waaren des Landes, Porzellantassen, Fächern, Ueberzügen für Pfeifen und gewöhnlichen Kleidungsstücken. Die letztern hatten an sich keinen Werth, waren aber in kulturgeschichtlicher Beziehung die anziehendsten aller Geschenke. Das Porzellan übertraf das chinesische sowol in der Masse, die außerordentlich leicht und durchsichtig war, als auch in der Arbeit und in der Verzierung mit Blumen und Figuren, die reich vergoldet oder mit den buntesten Farben gemalt waren.

Vier Gegenstände, Holzkohlen, Reis, getrocknete Fische und Hunde, bilden Bestandtheile jedes kaiserlichen Gesenkts. Die drei ersten Gegenstände sind die unentbehrlichsten Bedürfnisse des japanischen Lebens und werden eine symbolische Bedeutung haben. In welcher Form der getrocknete Fisch überreicht wird, zeigt unser Bild.

Reis erhielten die Amerikaner in zweihundert großen Säcken, von denen jeder 150 Pfund (123½ deutsche Zollpfund) wog. Aus welchem Grunde unter die Geschenke Hunde aufgenommen wurden, ist nicht bekannt, wenn es nicht deshalb geschah, weil die Art, die der Kaiser verschenkt, die seltenste und theuerste ist. Dieselben gehören zu der Gattung der Wachtelhunde.

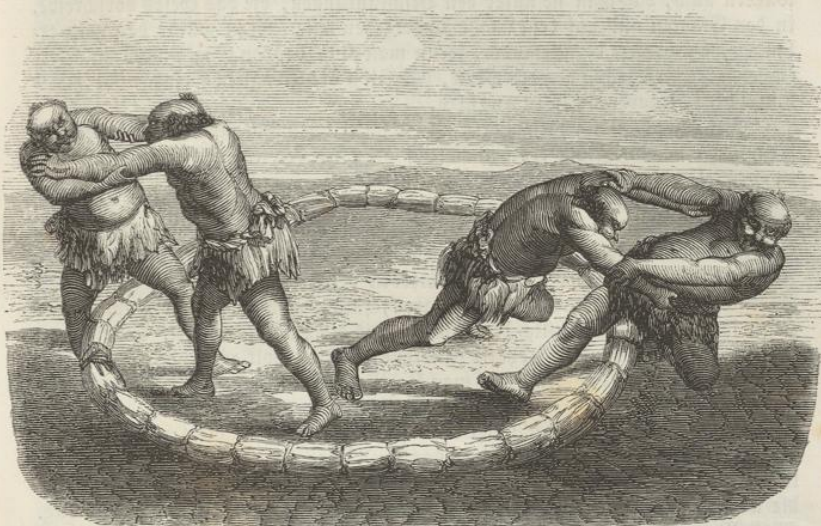
Die Amerikaner betrachteten die kaiserlichen Geschenke noch, als ihre Aufmerksamkeit auf einen Haufen riesiger Menschen gelenkt wurde, die schwer wie Elephanten auf dem Ufer dahergetrabt kamen. Es waren Ringer, fünfundzwanzig an Zahl, die zum Gefolge der kaiserlichen Bevollmächtigten gehörten. Man hatte sie herbeigerufen, damit sie den Fremden ein Fest nach japanischer Art bereiteten. In den Ländern des Westens richtet man die Nahrungsweise und die Uebungen der Athleten so ein, daß die Muskeln zur höchsten Entwicklung gelangen, der Körper aber von allen unnöthigen Fetttheilen befreit wird. In Japan handelt man nach andern Grundsätzen. Allerdings ist auch dort die höchste Ausbildung der Muskeln die Hauptsache, aber man mästet die Ringer förmlich, bis sich unter der Haut eine Fettmasse ablagert, welche die bezeichnenden Unterschiede der Körpertheile fast aufhebt. Die Nase, die Augen ziehen sich hinter Fettwülste zurück, Hals und Nacken erscheinen wie bloße Fettlappen, den Wampfen des Stiers ähnlich. Je unförmlicher ein Ringer wird, um so mehr bewundert man ihn.

Die häßlichen Klumpen, aus denen die Körper der fünfundzwanzig Ringer sich zusammensetzten, wurden um so sichtbar, als sie mit wenig Kleidern, einem bloßen Schurz um den Unterleib, bedeckt waren. Den berühmtesten von allen, der als das Entzücken von Jeddo vorgestellt wurde, führte man zu Perry, damit dieser seine ungeheuren Glieder selbst befühle. Man ließ die Ringer nun einen ersten Beweis ihrer Stärke geben, indem man ihnen befahl, die schweren Reissäcke von 123½ Zollpfund aufzuheben und fortzutragen. Mit Ausnahme von zweien lud jeder zwei Säcke, den ersten ohne Beihülfe, auf seine rechte Schulter. Einer nahm einen Sack unter den Arm und schlug mit dieser Last mehrere Purzelbäume, die ihn nicht die geringste Anstrengung zu kosten schienen.

Nach diesem Vorspiel legten die Ringer die weiten japanischen Oberkleider an und zogen sich hinter Schirme zurück. Nun folgte die Hauptvorstellung. Ein Ringerveraar nach dem andern trat wieder hervor, warf das Obergewand ab und begab sich in einen Ring vor der offenen Halle, in der die Zuschauer sich versammelt hatten. Ihre Vorbereitungen zum Ringen sahen so aus, als ob zwei Stiere mit einander kämpfen wollten. Sie maßten sich mit wüthenden Blicken, stampften den Boden mit den Füßen und rissen mit den Händen Rasen und Erde los. Plötzlich stürzten sie auf einander los, umfaßten sich und suchten sich gegenseitig zu Boden zu werfen. War einer besiegt worden, so erschien ein neues Paar auf dem Kampfplatze. Zwei Ringer kämpften auf eine andere Weise, welche geradezu abscheulich war. Der erste stellte sich inmitten des Ringes mit gesenktem Kopfe wie ein Mauerspfeiler hin. Der zweite stürzte unter lautem Gebrüll, den Kopf voran, gegen ihn ein. Die Schädel stießen krachend auf einander, aber der Mann im Ringe stand fest wie ein Felsen, und so oft der andere seine Stöße auch wieder-

holte, bis beiden das Blut von der Stirn rann, war der erste doch nicht vom Plaze zu verdrängen.

Als alle fünfundzwanzig Ringer ihre Kraft gezeigt hatten, gaben die Amerikaner ein Festspiel ihrer Art. Der Telegraph begann seine Arbeiten von neuem, die Zwerglokomotive wurde geheizt und wirbelte bald einen an das Dach des Personenwagens angeklammerten Japaner im Kreise umher. Dann traten die Soldaten an und machten unter den kriegerischen Klängen der Musik Märsche und Schwenkungen. Die Japaner sahen diesen Schauspielen mit mehr Vergnügen



Japanische Ringkämpfer.

zu, als die Amerikaner bei den halb thierischen Ringübungen empfunden hatten. \*) Den Charakter der Ringspiele zeigt unser Bild.

An den beiden nächsten Tagen fanden neue Verhandlungen statt. Man erkannte deutlich, daß die Japaner prüfen wollten, bei welchen Punkten Perry fest bleiben werde, und bei welchen man von ihm Nachgiebigkeit zu erwarten habe. Die Anwesenheit eines amerikanischen Konsuls, bemerkte ihr Abgesandter, sei

\*) Die amerikanische Reisebeschreibung von Franz Hawks macht auf den Unterschied zwischen den rohen Belustigungen der Japaner und den geistigern Genüssen des gebildeten Amerika selbstgefällig aufmerksam. Wir würden diesen Unterschied gern gelten lassen, wenn wir in den amerikanischen Zeitungen nicht täglich läsen, mit welchem Wohlgefallen die Empire City, die Crescent City, und wie sie sonst noch alle heißen, die nordamerikanischen Bildungs-Metropolen, den weit rohern Boxerkämpfen zusehen.



nicht nöthig, denn jede Stadt habe ihren Statthalter, der alle Geschäfte in Beziehung auf die Versorgung fremder Schiffe mit Kohlen und andern Bedürfnissen besorgen werde. Perry erklärte dem Beauftragten vor allen Dingen, was ein Konsul sei und auf welche Gegenstände sein Amt sich erstreckte. In allen geöffneten Häfen einen solchen Beamten anzustellen fordere das Interesse des Verkehrs nicht, ein einziger in Simoda werde genügen. Nach diesen Erörterungen tauchte die Frage des ungehinderten Verkehrs auf dem Lande wieder auf. Perry forderte nicht bloß, daß seine Landsleute kaufen dürften, wo und von wem sie wollten, sondern auch, daß man sie unter den Beschränkungen, die das Gesetz vorschreibe, in den Städten und auf dem Lande umhergehen lasse. Man würde das gern erlauben, antwortete der Gesandte, wenn man nicht bei den Engländern und Portugiesen die Erfahrung gemacht hätte, daß selbst die strengsten Gesetze nicht immer hinreichen, Unordnungen zu verhüten.

Für den 27. März hatte Perry an die kaiserlichen Bevollmächtigten und ihre Beamten eine Einladung ergehen lassen, an Bord des Flaggenschiffs zu Mittag zu essen. Es waren siebenzig Gäste, die er erwartete. Für die fünf Bevollmächtigten, denen ihr Rang nicht gestattete, mit Leuten geringern Standes an einem Tische zu sitzen, wurde die Kajüte des Commodores, wo auch er mit seinen vier Kapitänen und seinem Secretär Platz nehmen wollte, eingerichtet, für die übrigen Japaner und Amerikaner war das Hinterdeck bestimmt. Sobald die Gäste, von Stückschüssen begrüßt, angekommen waren, führte man sie im Schiff umher und zeigte ihnen Alles, namentlich die Geschütze und die Dampfmaschine. Sie nahmen an allen Gegenständen das lebhafteste Interesse, das ihr Volk auszeichnet. Um ihre Neugier ganz zu befriedigen, ließ man die Maschine in Gang setzen und ein Boot mit Haubitzen feuern.

Bei Tisch behielt Hajaschi, der vornehmste der Bevollmächtigten, seine ruhige Würde bei, aß wenig und nippte bloß von den Weinarten. Die andern Vornehmen legten sich um so weniger Zwang an. Sie aßen gut und tranken noch besser. Ohne die übrigen Weine zu vernachlässigen, gaben sie dem Champagner den Vorzug. Fürst Matsufaki war die Seele der Gesellschaft und sprach nebenbei den Getränken so wacker zu, daß er bald in Seligkeit schwamm. Beim Maraschino thaten seine Gefährten es ihm gleich und leerten unzählige Gläser. Gegen Ende des Mahls war Hajaschi der einzige nüchterne Japaner.

Auf dem Hinterdeck ging es mehr als lebhaft zu. Die Gäste ließen es sich nicht nehmen, alle Gesundheiten und Hochs selbst auszubringen und ihre Aufrichtigkeit dadurch zu beweisen, daß sie nicht einen Tropfen im Glase ließen. Ihre Leistungen bei den zahlreichen Schüsseln setzten selbst den stärksten amerikanischen Esser in Erstaunen. Sie wurden in kurzer Zeit so laut, daß ihre Stimmen die Musik übertönten. Was sie aßen und tranken, schien ihnen so ziemlich gleichgültig zu sein. Sie tranken Champagner, Madeira und Punsch mit gleichem Vergnügen, nahmen zur Suppe Eingemachtes und häuften auf ihren Tellern Früchte und Fricassee, Gekochtes und Gebratenes, Süßes und Saures neben einander auf.

Als man von der Tafel aufstand, griff jeder Japaner in die linke Tasche

seines weiten Ueberwurfs. Dort befinden sich immer verschiedene Arten Papier, weiches, das die Stelle unserer Schnupstücher vertritt, weißes, auf dem man schreibt, und noch eine dritte Art, die zum Einpacken dient. Diese letztere zogen sie hervor und wickelten zum Mitnehmen alle Speisen ein, die nicht verzehrt worden waren. Es gab deren so viele einzupacken, daß die weiten Taschen nicht hinreichten, sie aufzunehmen, und auch die herabhängenden Ärmel zu Vorrathskammern benützt werden mußten.

In einem sehr heitern Zustande versammelten sich die Gäste, als das Mahl vorüber war, auf dem Verdeck. Matsufaki, der dem Champagner und den übrigen Getränken am stärksten zugesprochen hatte, war der aufgeregteste von allen. Der ernste Hajaschi hatte bisher seine Würde bewahrt, aber auch seine Stunde schlug jetzt. Die Lustigmacher der amerikanischen Mannschaft hatten ihre Gesichter geschwärzt und gaben Tänze und Gefänge der Neger zum Besten. Vor diesem grotesken Schauspiel verschwand der Ernst des ersten Bevollmächtigten wie Schnee an der Sonne, und er lachte so laut wie alle Uebrigen. Der Abschied war herzlich, sogar zärtlich. Matsufaki schlang die Arme um Perry's Nacken, umarmte ihn so heftig, daß die neuen Spauletten des Commodore zerknittert wurden, und wiederholte unaufhörlich: „Nippon und Amerika, ein Herz und eine Seele!“ Einige mehr nüchterne Gefährten führten den Schwankenden ins Boot, und die Gesellschaft entfernte sich unter den donnernden Grüßen der Geschütze.

Als Perry am nächsten Morgen aus Ufer fuhr, um die Verhandlungen fortzusetzen, ließ sich deutlich erkennen, daß die Japaner an den Folgen des Gastmahls auf dem Schiff litten. Ihr Benehmen war übrigens so freundlich wie immer, und man verständigte sich mehr und mehr. Sie überreichten dem Commodore einen auf dem Landwege eingetroffenen Brief des Offiziers, den er mit der Untersuchung des Hafens von Simoda beauftragt hatte. Es ging daraus hervor, daß jener Hafen allen Anforderungen entspreche, und Perry zauderte unter diesen Umständen nicht, seine Zustimmung zur Wahl desselben auszusprechen. Die Japaner gaben die Zusicherung, daß amerikanische Schiffe schon jetzt in Simoda Holz, Wasser und was der Ort sonst darbiete, erhalten sollten. Was fremde Besucher an andern Gegenständen brauchten, solle nach Ablauf einer gewissen Zeit herbeigeschafft werden.

Die Unterredung wendete sich nun zu dem Punkte, welche Rechte den Amerikanern in Simoda eingeräumt werden sollten. Dabei zeigte es sich wieder, daß die Japaner einen dauernden Aufenthalt von Amerikanern mit ihren Familien in Japan nicht zugestehen würden. Selbst gegen den Aufenthalt eines Konsuls wurden die stärksten Einwände gemacht, aber Perry blieb fest dabei, daß ein solcher Beamter im Interesse der Japaner wie der Amerikaner nicht zu entbehren sei. Von Beschränkungen der Amerikaner innerhalb der Hafenstädte war nicht ferner die Rede, dagegen wurde eine äußerste Grenze festgesetzt, über welche sie ihre Spaziergänge landeinwärts nicht fortsetzen dürften.

Der 31. März 1854 war der ewig denkwürdige Tag, an dem der Handels- und Freundschaftsvertrag, nachdem noch einige Zusammenkünfte zur Erledigung

untergeordneter Punkte stattgefunden hatten, unterzeichnet wurde. Der letztere ist von Kanagawa datirt und in japanischer, chinesischer und holländischer Sprache abgefaßt. Die japanische Zeitbestimmung lautet: „Keiei, im siebenten Jahre, im dritten Monat und am dritten Tage.“

Mit Hinweglassung der hergebrachten Formeln, die den Eingang und den Schluß bilden, ist er folgenden Inhalts:

„Zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und dem Kaiserthum Japan andererseits und zwischen der beiderseitigen Bevölkerung soll ohne Ausnahme irgend eines Ortes und irgend einer Person ein vollständiger, immerwährender und allgemeiner Friede wie eine aufrichtige und herzliche Freundschaft herrschen.

Die Häfen Simoda im Fürstenthum Idsu und Hakodadi im Fürstenthum Matsmai sollen den amerikanischen Schiffen geöffnet werden. Sie werden dort mit Holz, Wasser, Lebensmitteln und allem sonst Erforderlichen, so weit die Japaner dasselbe besitzen, versehen werden. Hakodadi soll sofort bei der Unterzeichnung des Vertrags, Simoda an demselben Tage des nächsten Jahres geöffnet werden. Die Japaner werden die Preise bezeichnen, für die sie Lebensmittel und Anderes liefern können.

So oft amerikanische Schiffe vom Sturm an einen Punkt der japanischen Küste getrieben werden oder dort einen Schiffbruch erleiden, werden die Japaner ihnen beistehen, ihre Mannschaften nach Hakodadi oder Simoda führen und sie dort ihren Landälteuten übergeben. Alle geretteten Artikel sollen den Schiffbrüchigen verbleiben und die Kosten, die durch die Rettung des Schiffes oder der Mannschaft erwachsen, nicht berechnet werden.

Die Schiffbrüchigen und andere Bürger der Vereinigten Staaten sollen so frei wie in andern Ländern sein und keiner Haft, wol aber gerechten Gesetzen unterworfen werden.

Schiffbrüchige und andere Bürger der Vereinigten Staaten, welche Simoda oder Hakodadi vorübergehend bewohnen, sollen den Beschränkungen, die in Nagasaki für die Holländer und Chinesen gelten, nicht unterworfen sein. Sie dürfen in Simoda, von der kleinen Insel im Hafen gerechnet, sieben japanische Ri (etwa  $3\frac{1}{2}$  deutsche Meilen) weit ins Innere gehen, und sollen ebenso in Hakodadi innerhalb einer Grenze, welche bei dem Besuche des amerikanischen Geschwaders festgesetzt werden wird, freie Bewegung haben.

Den Schiffen der Vereinigten Staaten, welche die geöffneten Häfen besuchen, steht es frei, gegen Gold- und Silbermünzen und gegen Waaren japanische Artikel einzutauschen. Die einstweiligen Regeln für diesen Verkehr wird die japanische Regierung festsetzen.

Holz, Wasser, Kohlen und andere erforderliche Artikel werden bloß durch die Vermittelung japanischer Beamten und auf keine andere Weise verabsolgt werden.

Sollte die japanische Regierung künftig irgend einem andern Volke Rechte oder Vortheile einräumen, welche den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern nach diesem Vertrage nicht zustehen, so werden dieselben Rechte und Vortheile den

Vereinigten Staaten und ihren Bürgern sofort, ohne vorangegangene Berathungen, eingeräumt werden.

Amerikanische Schiffe sollen, wenn sie nicht in Noth sind und nicht vom Sturm verschlagen werden, in keinem andern Hafen als in Simoda und Hatodadi anlegen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wird, falls sie es für nöthig hält, in Simoda zu jeder beliebigen Zeit, nachdem achtzehn Monate nach Unterzeichnung dieses Vertrags verflossen sind, einen Konsul anstellen.

Innerhalb einer Frist von achtzehn Monaten oder, wenn thunlich, noch früher soll dieser Vertrag vom Kaiser von Japan und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten bestätigt werden."

Sobald der Vertrag unterzeichnet und in zwei Abschriften ausgewechselt worden war, überreichte Perry dem Fürsten Hajaschi eine amerikanische Flagge, indem er ihm dabei sagte, dies sei der höchste Beweis von nationaler Freundschaft, den er ihm zu geben im Stande sei. Den übrigen japanischen Bevollmächtigten wurden andere Geschenke zu Theil. Die letztern erwiderten diese Aufmerksamkeit mit einer Einladung zu einem Gastmahl. Bisher hatten die Amerikaner bloß Erfrischungen erhalten, jetzt lernten sie die Küche eines japanischen Mittagessens kennen.

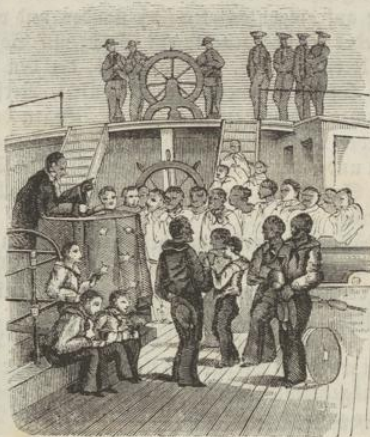
Die Tafeln, breite Divans von derselben Höhe und von derselben Art wie die, auf denen man zu sitzen pflegt, waren im großen Empfangsaal aufgeschlagen. Sie waren mit rothem Krepp bedeckt und nach dem Range der Japaner und ihrer Gäste geordnet. Ein etwas höherer Tisch war für den Commodore und die kaiserlichen Bevollmächtigten bestimmt. Diener trugen die einzelnen Gänge rasch nach einander auf. Die Hauptgerichte waren dicke, breiartige Suppen, unter deren Bestandtheilen frische Fische die erste Rolle spielten. Man brachte sie in kleinen irdenen Schalen, die auf einem lackirten Fuß standen und vor jeden Gast hingestellt wurden. Zu jeder Suppe gehörte ein Gefäß mit Soja oder einer andern Brühe, deren es in Ueberfluß gab. Auch an Saki, der den Amerikanern an diesem Tage ähnlich wie Whiskey schmeckte, fehlte es nicht. Verschiedene Süßigkeiten und eine Menge Kuchen begleiteten jeden Gang. Gegen den Schluß des Gastmahls wurden vor jeden Amerikaner Schüsseln mit gebratenen Fischen, gekochten Fischen und Krabben und einer Mehlspeise hingestellt. Die Dolmetscher erklärten ihnen, daß sie diese Sachen erst auf den Schiffen essen sollten, wohin man sie ihnen nachschicken werde.

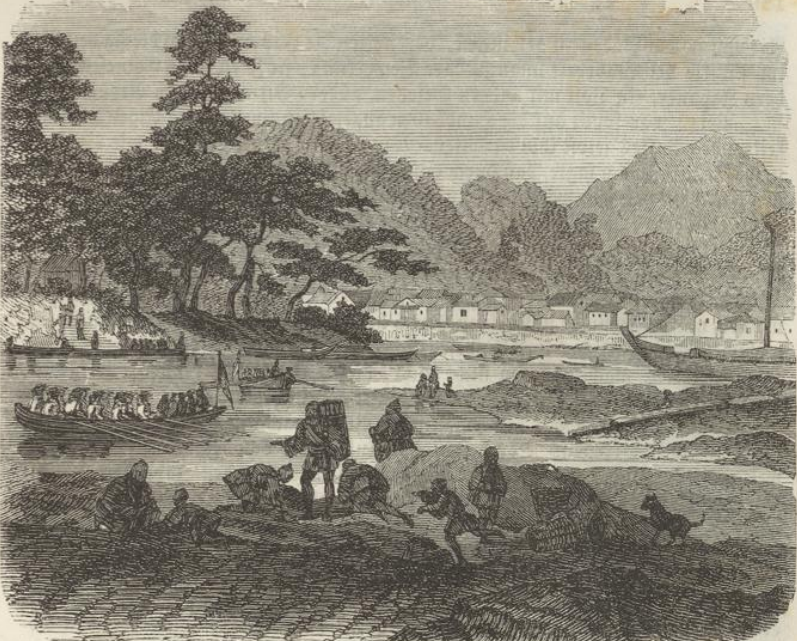
So wenig die-höfliche Zuorkommenheit der Wirthe zu wünschen übrig ließ, so wenig wurden die Amerikaner dagegen von der Güte und Menge der Speisen befriedigt. Sie hatten den Japanern auf ihrem Flaggenschiff mindestens zwanzigmal mehr vorgesetzt und standen halb gesättigt vom Mahle auf. Hinsichtlich der Güte der Speisen machten sie die Bemerkung, daß man auf den Lukiu weit besser zu kochen verstehe. Saki wurde in Menge aus kleinen Tassen getrunken, ohne daß die Japaner mit allen ausgebrachten Gesundheitsschäden ihre Angst über Perry's Entschluß, einen Besuch in Jeddo zu machen, ertränken konnten. Ihre Vorstellungen, welche

Steger, Japan.

Unruhe er hervorrufen werde, wenn er in der Bai noch weiter hinaufsegle, hatten indessen weiter keinen Erfolg, als daß der Commodore ihnen das Versprechen gab, mit ihnen in weitere Unterhandlungen über den Gegenstand eintreten zu wollen.

An diesem Tage konnte Perry mit einem Gefühl stolzer Befriedigung auf sein Schiff zurückkehren. Er hatte seinen großen Zweck erreicht und den ersten auf einigermassen freisinnigen Grundsätzen beruhenden Handelsvertrag mit Japan abgeschlossen. So hatte er eine Aufgabe gelöst, an der alle europäischen Völker, die sich nach der Christenverfolgung des 17. Jahrhunderts an sie gewagt hatten, gescheitert waren. Die Resultate, zu denen er gekommen war, umfaßten Alles, was überhaupt gewonnen werden konnte. Die grausame Behandlung von Schiffbrüchigen, die Beschränkung des fremden Verkehrs auf einen einzigen Hafen, die Unwürdigkeiten, denen die zugelassenen Kaufleute des Auslandes länger als zwei Jahrhunderte ausgesetzt waren, die Behandlung auswärtiger Gesandten als Hülfbedürftiger, denen man aus Menschenliebe Lebensmittel schenkte — das Alles hatte er mit einem einzigen Schlage beseitigt. Blieb der von ihm errungene Vertrag noch weit hinter dem Inhalte zurück, den ein Handelsübereinkommen zwischen christlichen Völkern zu haben pflegt, so war er doch ein Anfang, der in nicht ferner Zeit die weitestgehenden Folgen haben mußte. Die Zugeständnisse der Japaner an das Ausland, eine so bescheidene, fast unbedeutende Gestalt sie hatten, enthielten ein vollständiges Aufgeben der japanischen Grundsätze beim auswärtigen Verkehr. Hat man einmal ein System geopfert, so behaupten sich die daraus gezogenen Folgerungen, wenn man sie auch nicht alle zugleich aufgibt, nicht lange mehr. Sie sind wie die Werke eines Klages, dessen beherrschender Punkt gefallen ist. Man mag sie um der Ehre willen noch eine kleine Weile vertheidigen, behaupten kann man sie nicht.





Simoda, von der kleinen Bucht aus gesehen.

## VII.

### Simoda.

Perry's persönliche Verdienste um den Vertrag. — Japanischer Frühling. — Die Japanerinnen. — Fahrt bis Jeddo. — Simoda. — Bauart der Stadt. — Ihr Verkehr. — Tempel und Kirchhöfe. — Konflikte mit den Behörden. — Zwei Japaner wollen Perry begleiten. — Freundlicher Verkehr mit den Einwohnern.

**E**iner schweren Verantwortlichkeit war Perry durch den Abschluß des Vertrags enthoben worden. Von Weisungen seiner Regierung, die ihm feste Haltpunkte dargeboten hätten, war keine Rede gewesen. Er sollte sehen, wie weit er kommen könne, und seine Handlungsweise von den Umständen leiten lassen — so ungefähr läßt sich der Kern seiner Verhaltensbefehle auffassen. Außerdem boten ihm frühere Verträge mit Japan keinen Anhalt, denn es gab keine. Seinen Versuch, durch den chinesisch-amerikanischen Vertrag eine gewisse Grundlage

Art von festem Boden zu gewinnen, vereitelten die Japaner durch die flache, aber im Punkte der Wahrheit unantastbare Bemerkung, sie seien keine Chinesen, sondern Japaner, ein Volk mit andern Gesetzen, andern Sitten, andern Bedürfnissen.

Perry war somit auf die Handhaben angewiesen, welche die Eigenthümlichkeiten des Volkes selbst ihm darboten. Wir haben bereits bemerkt, wie richtig er urtheilte, als er sich sagte, daß durch eine ruhige und würdige Entschlossenheit weit mehr zu erreichen sein werde, als durch holländische Unterwürfigkeit. Der Erfolg zeigte ihm vom ersten Augenblicke seiner Landung in Napa bis zur Unterzeichnung des Vertrags von Kanagawa, daß sein System das richtige sei. Trotzdem hatte er bis zum letzten Augenblicke mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich mit der Ungewißheit, wo der Punkt sei, an dem er mit seinen Forderungen Halt machen müsse, wenn er nicht einen Bruch hervorrufen wolle. Die japanische Gewohnheit, Wesentliches und Unwesentliches ziemlich mit derselben Hartnäckigkeit zu verweigern, machte es ihm nicht leicht, diesen Punkt zu erkennen. Seine aus Büchern erworbenen Kenntnisse der Landes sitten und seine Beobachtungen bei den öftern Verhandlungen mit den japanischen Bevollmächtigten und Beamten ließen ihn das Richtige treffen. Der beständige Aufenthalt von Fremden und die Anwesenheit christlicher Frauen waren offenbar Dinge, die den Japanern zuwider waren. Hier gab Perry also nach und überließ es der Zeit, die japanischen Vorurtheile auch in dieser Beziehung zu besiegen. Ebenso achtete er die japanischen Bedenken gegen die Einräumung eines Hafens in der Nähe von Jeddo. Bei dieser Frage opferte Perry allerdings wirkliche Vortheile, die sich an die Erlaubniß eines ständigen Aufenthalts und des Mitbringens von Frauen knüpfen, aber er willigte doch ein, statt Uraga einen entferntern, bei dem außerordentlich lebhaften Verkehr der Hauptstadt nicht so betheiligten Hafen anzunehmen, weil er nicht zu viel auf einmal fordern wollte. Vielleicht trug seine Nachgiebigkeit bei diesen Punkten nicht weniger gute Früchte, als die Festigkeit, die er bei andern Verhandlungen entwickelte. In jeder Beziehung stellt sein Verfahren ein Beispiel auf, wie man in Japan zu Werke gehen muß, und so ist es auch von seinen diplomatischen Nachfolgern aus andern Völkern aufgefaßt worden.

Der Vertrag war an einem Freitag unterzeichnet worden, so daß der Matrosenaberglaube, nach dem dieser Tag ein Unglückstag ist, wie so oft schon, keine Bestätigung fand. Der glückliche Erfolg verlieh dem Schiffsgottesdienst des nächsten Sonntags eine besondere Feierlichkeit. Am 4. April segelte Adams mit dem „Saratoga“ ab, um der nordamerikanischen Regierung den Vertrag und ausführliche Mittheilungen Perry's zu überbringen. Der Commodore selbst blieb bis zum 14. April, mit den japanischen Beamten Höflichkeiten und Geschenke austauschend, ohne sich übrigens dadurch hindern zu lassen, ihren Bitten zum Trost auf einer Unterjuchung der Bai bis zur Hauptstadt zu bestehen.

Es war jetzt Frühling geworden. Das Wetter, das man nie wahrhaft streng hatte nennen können, da das Thermometer immer zwischen  $+2$  und  $+14^{\circ}$  R. geblieben war, zeigte sich jetzt warm und freundlich. Die Felder und Gärten waren nun mit einem frischen, zarten Grün bekleidet, die Bäume hatten ihr volles

Laub wiederbekommen und warfen ihre Schatten auf Thäler und Hänge. Die Kamelien, die an der Bai von Jeddo, wo man sie überall sieht, Bäume von vierzig Fuß Höhe bilden, standen in voller Blüte und wurden mit ihren rothen und weißen Blumen, welche die reinsten Farben und die regelmässigste Bildung hatten, zum höchsten Schmuck der Landschaft. Die Insel Wehster, neben der die Amerikaner ankerten, war jetzt mit ihrem dichten Gebüsch, ihren bewaldeten Höhen und ihren angebauten Thälern ein reizender Fleck. Ebenso hatte das Ufer ein so lachendes Ansehn gewonnen, daß das Auge nicht satt wurde, seine Landschaften bis zu den fernern Bergen im Hintergrunde zu mustern.

Die Japaner hatten nichts dagegen, daß Perry und seine Offiziere kleine Wanderungen machten. Sie ernteten auf diese Weise die ersten Früchte des Vertrags. Aber der Dolmetscher Jenoske begleitete sie mit mehreren Beamten, und sowie man einem Orte zu nahe kam, lief einer der letztern voraus und wies Jedermann fort. Das mißfiel Perry, der nicht blos das Land, sondern auch die Leute sehen wollte, und er beklagte sich. Die Erklärung der Beamten, ihre Landsleute, vor allen die Weiber, entfernten sich aus Schüchternheit, wurde nicht angenommen. Jenoske fühlte sich nicht etwa beleidigt, daß man ihn einer Lüge beschuldigte, und versprach auf der Stelle, daß Niemand mehr fortgewiesen werden solle. Die Einwohner konnten sich von nun an ungehindert herbeidrängen und erschienen, Männer, Weiber und Kinder, schaarenweise.

Der Weg nach Yokuhama führte an der Kapelle vorbei, die wir auf S. 73 abbildeten. Die Einwohner, die man sah, schienen aus Beamten, Kaufleuten und Arbeitern zu bestehen. Den untern Klassen sah man weder Armuth noch Ueberbürdung mit Arbeit an. Bettler zeigten sich auf dem ganzen Wege nicht. Die Arbeiter gingen barfuß und mit bloßem Kopfe und unterschieden sich außerdem von den beiden andern Klassen durch die größere Kürze ihres Rocks. In Gegenwart der Beamten waren sie gegen die Amerikaner sehr zurückhaltend; wenn sie sich jedoch nicht beobachtet glaubten, benahmen sie sich frei und ungezwungen. Sie hatten Strohecken bei sich, um bei einem etwaigen Regen nicht naß zu werden. Diese Decken werden am Halse befestigt und fallen wie ein Dach über die Schultern herab. Das Bild eines Arbeiters auf den Liukiu, der sich in dieser Weise schützt (S. 130), würde auch für Japan passen. Die Vornehmern ersetzen das Strohdach auf doppelte Art, durch einen Ueberwurf von geßtem Papier, der wasserdicht ist, und durch einen Regenschirm, der an heißen Tagen als Sonnenschirm benutzt wird.



Ein japanischer Tagelöhner.  
(Nach Siebold.)



Auf allen Feldern arbeiteten Frauen. Sie waren ebenso gekleidet wie die Männer und unterschieden sich von den letztern blos durch ihre Haartracht. Der Japaner scheert den Kopf, die Japanerin bindet ihr langes Haar in die Höhe und schlingt es oben in einen Knoten oder befestigt es mit Hülfe eines kleinen Riffens. Die Erzählungen früherer Reisenden von der Sittenlosigkeit der japanischen Mädchen hatten die Amerikaner bis jetzt nicht bestätigt gefunden. Während ihrer ganzen Anwesenheit in der Bucht von Jeddo nahmen sie in dieser Beziehung nichts Nachtheiliges wahr. Perry's Tagebuch will daraus die günstigsten Schlüsse für die Würde der japanischen Frauen und für ihre Stellung im bürgerlichen Leben ziehen. Wir bedauern diesem Urtheil gegenüber bemerken zu müssen, daß Perry von dem weiblichen Geschlecht, das die Beamten bis auf diesen Spaziergang fern hielten, weit weniger sah als die Holländer, die ein ganz anderes Urtheil fällen.

In der Stadt Yokuhama führte man die Amerikaner in das Haus des ersten Gemeindebeamten, wo Erfrischungen bereit standen. Das Zimmer, in dem sie empfangen wurden, war gewiß das Staatsgemach und doch nach europäischen Begriffen sehr dürftig ausgestattet. Fenster von geblümtem Papier, weiche Matten auf dem Fußboden und rothe Bänke an den Wänden, das war Alles. Die Frau und die Schwester des Gemeindebeamten warteten selbst auf, und zwar knieend, um den Fremden ihre Achtung zu beweisen.

Die jungen Mädchen sind hübscher als die Frauen, und ihre Lebhaftigkeit und Unbefangenheit scheinen darauf hinzudeuten, daß sie im geselligen Leben keine gedrückte Stellung einnehmen. Wie Perry von dem Dolmetscher hörte, gestattet man ihnen den freiesten Umgang, und Theegesellschaften von Mädchen und Frauen sind in Japan eben so häufig wie in den Vereinigten Staaten.

Ob die Japanerinnen wirklich so „fett und plump“ sind, wie Perry sie schildert, oder ob es blos ihr schlafrockähnliches Kleid war, das sie so erscheinen ließ, wagen wir nicht zu entscheiden. Ihre größten Vorzüge sind ihre schwarzen Haare und ihre blitzenden Augen von derselben Farbe. Dagegen ist ihr Mund für unsern Geschmack abscheulich, weil sie sowohl die Zähne als die Lippen färben. Auf die letztern tragen sie einen Stoff auf, der in dünnen Lagen rosig aussieht, aber dick aufgetragen ins Violette übergeht. Diese letztere Farbe halten die japanischen Damen für die schönere und schminken sich ihrer Ansicht entsprechend. Hinter den violetten Lippen blicken bei jedem Lächeln schwarze Zähne hervor, die es nicht von Natur sind, sondern mit großer Mühe dazu gemacht werden. Die Japanerinnen benutzen zu diesem Zwecke eine Farbe, welche sie aus Eisenfeilspänen und Saki zusammensetzen. Diese Mischung ist eine so beißende, daß sie das Zahnfleisch angreift. Zu welchem Ganzen die violetten Lippen, die schwarzen Zähne und das verbrannte Zahnfleisch sich vereinigen, läßt sich leicht denken. Die jungen Mädchen lassen Lippen und Zähne so, wie die Natur sie ihnen gegeben hat. Eine wahrhaft liebende Braut wird aber nicht bis zum Hochzeitstage warten, bis sie sich färbt, vielmehr ihren Uebergang zur höhern Schönheitsstufe am Tage der Verlobung vollziehen.

Die Frau und Schwester des Gemeindebeamten bewegten sich nicht allein in den Formen der strengsten japanischen Etikette. Als die Mutter ihren kleinen Knaben hereinführte, nahmen die Amerikaner zu ihrem Erstaunen wahr, daß selbst dieses zarte Kind schon gut geschult sei. Sein Gesicht war schmutzig, sein ganzes Aeußere nichts weniger als reizend, aber es beugte seinen geschorenen Kopf



Japanische Frauen.

mit einem Anstand zur Erde, der von einem Erwachsenen kaum hätte übertroffen werden können.

Am 10. April führte Perry seinen Entschluß aus, so nahe an Jeddo hinan zu fahren, als der Zustand des Wassers erlaube. Die japanischen Beamten protestirten bis zum letzten Augenblicke, um ihn schließlich nach seinem Gutdünken handeln zu lassen. Von den kriegerischen Vorbereitungen, die sich bei seiner Ankunft längs der ganzen Bucht bemerkt gemacht hatten, war nichts mehr zu sehen.

Nirgends wurde mehr an Festungswerken gearbeitet, nirgends zogen Soldaten am Ufer hin und her, um zu zeigen, über welche Streitkräfte Japan verfüge. Ja ein großes Pfahlwerk in der Nähe von Jeddo war in Brand gesteckt worden, um den Amerikanern einen Beweis von Vertrauen zu geben.

Als man die Landspitze vor Sinagawa, der südlichen Vorstadt von Jeddo, umschiffte hatte, befand man sich lechterem gegenüber. Unglücklicherweise lag auf der Küste ein Nebel, der allen den amerikanischen Augen, die von den Masten und aus dem Takelwerk, vom Verdeck und aus den Luken blickten, die berühmte Stadt, mit der sich die Gedanken Aller seit Monaten beschäftigt hatten, nur wie durch einen Schleier zu sehen gestattete. Die äußern Umrisse ließen sich übrigens erkennen. Die Gebäude bedeckten, dicht an einander gedrängt, einen ungeheuren Raum. Ihre spitzen Dächer und ihre in Stufen ansteigenden Gärten glichen Dem, was man schon von andern Ortschaften der Bai her kannte. Auf den Höhen und vortretenden Landspitzen standen Festungswerke, wenn es nicht buddhistische Tempel waren, die man immer an den höchsten Punkten zu errichten pflegt.

An der ganzen Seeseite der Stadt zogen sich Reihen von Pfählen hin. Hier und da befanden sich in ihnen Oeffnungen, um Booten und kleinen Dschunken Zutritt zu gewähren. Waren die Pfahlwerke dazu bestimmt, das Ufer gegen den Andrang der Wellen zu schützen, stellten sie alle Festungswerke dar, oder hatte man sie neuerdings gegen die Amerikaner errichtet, das waren Fragen, welche Perry nicht zu beantworten vermochte. So viel sah er von allen Befestigungen der Hauptstadt des Reichs, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß einige Dampfboote, die nicht tief im Wasser gingen und mit Geschützen vom schwersten Kaliber bewaffnet seien, hinreichen würden, Jeddo in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, ohne selbst viel zu leiden.

An Bord befanden sich einige japanische Beamte. Diese armen Leute schwebten während der ganzen Fahrt in Todesangst und hörten nicht auf, mit Bitten in Perry zu dringen, daß er umkehren möge. Gehe er im Angesicht von Jeddo vor Anker, sagten sie, so gerathe die Bevölkerung in die größte Aufregung und Niemand vermöge für die Folgen zu stehen. Obgleich sie es nicht offen aussprachen, ließen sie es doch errathen, daß in diesem Falle dem Kaiser selbst Gefahr drohe. Dann werde man sie für die Katastrophe verantwortlich machen, fügten sie hinzu. Die Bevollmächtigten und alle Beamten hatten sich gegen Perry zu freundlich genommen, als daß er sie hätte in Unannehmlichkeiten bringen dürfen. Sein ursprünglicher Plan, vor der Hauptstadt Anker zu werfen und den kaiserlichen Palast mit einigen Ehrenschüssen zu begrüßen, lag ihm überdies nicht sehr am Herzen und er gab den Befehl zur Rückkehr. Den Beamten fiel ein Stein vom Herzen, und als die Glocke bald darauf zu Tische rief, war Niemand heiterer als sie.

Simoda liegt dem amerikanischen Ankerplatze in der Bucht von Jeddo so nahe, daß Perry am 18. April zu seiner Fahrt dorthin nicht mehr als elf Stunden brauchte. Das Anfangsbild dieses Abschnitts stellt die Stadt dar, wie sie sich beim Einlaufen in den Binnenhafen zeigt.

Simoda liegt unter  $34^{\circ} 39' 49''$  nördlicher Breite und  $138^{\circ} 57' 50''$  östlicher Länge. Die Küste der Insel Nippon, auf der es ganz im Süden liegt, gehört zu Kamo, einem der acht Bezirke des Fürstenthums Idsu. Der Hafen hat den Vortheil einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere, und man kann leicht in ihn ein- und auslaufen. Bei der Einfahrt in den Binnenhafen ist Vorsicht nöthig,



Landungsplatz bei Simoda.

indem an einer Stelle des von dem Außenhafen dahin führenden Kanals, die nicht breiter als 600 Ellen ist, ein bei Ebbe nur mit zwölf Fuß Wasser bedeckter Felsen mit einer kegelförmigen Spitze vom Grunde aufragt. Die Amerikaner vermieden diesen Felsen, weil ihre vorausgeschickten Schiffe das Sentblei fleißig gebraucht und die gefährliche Stelle mit einer Tonne bezeichnet hatten.

Die Gegend, in der die Stadt liegt, ist reizend. Sie selbst schmiegt sich so bescheiden an das Ufer, daß sie den Eindruck ländlicher Abgeschlossenheit, den die Gegend macht, nur erhöht. Ihr Name Simoda — „niedriges Feld“ — bezeichnet ihre flache Lage. Hinter ihr erheben sich bewaldete Hügel, von lieblichen Thälern durchzogen, und den Hintergrund schließen hohe Felsenberge. Von manchen Punkten sieht man die mächtigen Formen des Fusi-Jama hoch zum Himmel aufragen. Durch eines der Thäler fließt ein kleiner Strom, der Joodsu Gawa, der sich in die Bucht ergießt und für flache Boote fahrbar ist.

Simoda soll die bedeutendste Stadt des Fürstenthums Idsu sein und gilt für eine alte Stadt, die vor zweihundert Jahren noch der erste Hafen für alle Seeschiffe war, welche Jeddo besuchen wollten. Um die genannte Zeit erhielt Uraga, weil es der Hauptstadt näher liegt, den Vorzug, und Simoda hat dadurch natürlich sehr verloren. Der Handel, den es gegenwärtig vermittelt, beschränkt sich auf das Innere und die nächsten Seestädte. Es besitzt übrigens Rhederei und Werfte, auf denen während der Anwesenheit der Amerikaner fleißig gearbeitet wurde. Der für seine kleinen Dschunken bestimmte Hafen steht mit dem Fluß in Verbindung und gestattet den Fahrzeugen, mit Benutzung der Flut in diesem aufwärts zu fahren. Unser Bild stellt eine andere Stelle der Bucht dar, welche die Amerikaner als Landungsplatz benutzten.

Die Häuser der Stadt stehen dicht zusammen und die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die meisten sind mit hölzernen Thoren verschlossen, deren hohle Pfeiler als Wachtstuben dienen und außen Inschriften mit dem Namen der Straße tragen. Der kleine Strom, der Simoda durchfließt, hat steinere Ufermauern und ist an vier Stellen überbrückt. Die Straßen sind zum Theil mit festgestampftem Kies beschüttet, zum Theil gepflastert. Für die Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt hat man die größte Sorge getragen. Man hat nicht blos Abzugskanäle, sondern auch Schleusen, die man von Zeit zu Zeit öffnet, um allen Schmutz durch ihr Wasser in den Hafen spülen zu lassen.

Die Häuser sind in der Regel nur ein Stockwerk hoch, und ist ein zweites aufgesetzt, so dient es blos zur Aufbewahrung von Waaren oder von Vorräthen für die Familie. Ganz steinerne Gebäude, andere, deren Vorderwand aus Stein besteht, während die übrigen Seiten gewöhnliche Lehmwände zeigen, und Hütten mit Strohdächern stehen neben einander. Das europäische Ideal zu erstreben, nach welchem kein Haus um einen Zoll breit vor- oder zurücktreten darf, haben die Bewohner von Simoda nicht für angemessen gefunden. Bald liegt der Garten, der nie fehlt, vor, bald hinter den Gebäuden. Die Lehmwände bemalt man entweder, oder man wartet, bis sie mit der Zeit schwarz werden, und zieht dann weiße Linien auf ihnen. Auf den Dächern wechseln häufig schwarze mit weißen Ziegeln, und die Ränder springen vorn weit vor, um die Bewohner gegen die Sonne und die Fenster von gelbem Papier gegen den Regen zu schützen. Auf jedem Dache sind Drähte gezogen, damit die Krähen sich nicht darauf setzen. Zu dem Fortschritt in der Baukunst, der durch die Einführung des Schornsteins erzielt wurde, sind die Japaner noch nicht vorgedrungen. Höchstens ist oben in der Wand für den Rauch

ein Loch gelassen; meistens verläßt man sich darauf, daß von selbst Nigen und Spalten entstehen werden, die den Dienst, zu dem jenes Loch bestimmt ist, verrichten.

Die Vorderseiten der Läden und Häuser sind mit beweglichen Schiebern versehen, die man Nachts an den Pfosten befestigt, auf denen die vorspringenden Dächer ruhen. Hinter diesen Schiebern befinden sich die Fenster von geöltem Papier, die man öffnen muß, wenn man etwas auf der Straße sehen will. Zuweilen werden diese Papierfenster durch Bambusgitter ersetzt. Die Thür öffnet sich unter dem vorspringenden Dache, durch das nicht bloß die Besucher, sondern auch die Kunden der Kaufläden geschützt werden. Eine Ausstellung der bessern Waaren ist nicht üblich. Sie befinden sich in Schachteln oder Päckchen, die man oben öffnet, damit sich die Käufer von der Beschaffenheit der Waare überzeugen können. Die gewöhnlichern Waaren werden im Hausgange theils in Kisten, theils auf Brettern, die sich hoch an der Wand hinaufziehen, verwahrt.

In den Kaufmannshäusern liegen die Wohnzimmer, zu denen häufig ein Raum für die häusliche Andacht kommt, nach hinten hinaus. Das Hauptzimmer dient zum Aufenthalt bei Tage und bei Nacht. Man empfängt in ihm Besuche und gewisse Handwerker benutzen es als Werkstatt. Bei Tage bildet es einen einzigen großen Raum, in der Nacht wird es durch vorgeschobene spanische Wände zu verschiedenen Schlafkammerchen umgestaltet. Die dicken, weichen, auf einem zwei Fuß hohen Gerüst liegenden Matten, die in keinem solchen Zimmer fehlen, werden am Tage als Sitze und in der Nacht als Betten benutzt.

Die Gasthäuser besitzen außer dem Vorzuge großer Kleinlichkeit keinen andern. Ihre Zimmer sind höchst ungemüthlich, denn sie entbehren der Tische, Stühle und Divans, wie der Spiegel und Gemälde. Die Namen der Gäste werden wie bei uns auf Tafeln ausgehängt, aber nicht im Innern des Gebäudes, sondern draußen vor der Thür, so daß die ganze Stadt weiß, wer eingekehrt ist. Kommt ein Adliger, so steckt er ein großes Banner auf, das sein eingesticktes Wappen trägt.

Der Platz, der entweder vor oder hinter dem Hause freigelassen ist, erhält regelmäßig die Einrichtung eines Gartens. Die Armen besetzen ihn mit Küchen gemüsen, die Reichen machen einen Ziergarten nach japanischem Geschmack daraus, indem sie schönblühende Sträucher, kleine Wasserbecken mit Goldfischen und Andrees anbringen.

Die Zahl der Häuser von Simoda schätzten die Amerikaner auf tausend, die der Einwohner auf etwa siebentausend. Ein Fünftheil derselben besteht aus Kleinhändlern und Handwerkern, von deren Thätigkeit man übrigens wenig wahrnimmt. Märkte werden nicht gehalten, und das Verkehrsweesen bewegt sich ruhig und geräuschlos. Von Beamten, Soldaten und Dienern des Adels wimmelt es in Simoda. Läßt die große Zahl derselben schließen, daß auf den arbeitenden Klassen schwere Lasten liegen, so wird das Auge doch wenig durch offenbare Dürftigkeit beleidigt, und selten läßt sich ein Bettler sehen.

Die untern Klassen leben hauptsächlich von Fischen und Gemüsen. Die Hühner, Enten und Gänse, die man zieht, sind für die vornehmern Klassen bestimmt; Rinder hält man zum Ziehen, nicht ihres Fleisches wegen. Gegenstände

des Anbaues in der Umgegend sind vorwiegend Reis, Weizen, Gerste und süße Kartoffeln, weniger unsere Kartoffeln, Buchweizen, Mais, Taro, Bohnen, Kresse und Cierpflanzen. Den Reis säet man und verpflanzt die jungen Triebe, nachdem man das Feld mit Wasser überschwemmt und durch Pflügen und Eggen in einen weichen Schlamm verwandelt hat. Zur Reife gelangt der Reis im September, spätestens zu Anfang Oktober. Die tiefen Felder läßt man im Winter brach liegen, in die höhern säet man Mais oder Gerste, die im Mai geschnitten werden, worauf man im Juni wieder junge Reispflanzen steckt.

Von der guten Meinung, welche die Amerikaner in Uraga hinsichtlich der Schamhaftigkeit der Japaner gefaßt hatten, kamen sie in Simoda zurück. In den öffentlichen Bädern erfrischten sich beide Geschlechter neben und durch einander, und zwar völlig im Naturzustande. Die Volksliteratur mit ihren unzüchtigen Bildern mußte die Vorstellung von einem sittlichen Leben der Japaner vollends zerstören. Die Japaner suchten den üblen Eindruck dieser Wahrnehmungen zu verwischen, indem sie behaupteten, diese Sitten herrschten nicht in ihrem ganzen Vaterlande und auch in Simoda seien sie bloß bei gewissen Klassen verbreitet.

Die Frömmigkeit der Einwohner scheint durch ihre lockern Sitten nicht beeinträchtigt zu werden. Es giebt in Simoda neun buddhistische Klöster und Tempel, einen großen Mia oder Sintu (Gotteshaus) und eine Menge kleinerer Heiligthümer. Alle diese Tempel liegen in der Vorstadt hinter Simoda, und auf den Abhängen und Vorsprüngen der Berge, die den Strand einfassen, erheben sich unter Baumgruppen, oft mitten im Gebüsch, Kapellen und Heiligenschreine, zu denen steinerne Treppen hinaufführen. Den Amerikanern wollte es so scheinen, als ob die Vornehmen in Glaubenssachen gleichgültig seien, und als ob gerade die untern Klassen, die durch ihre Sitten so vielen Anstoß geben, den größten Eifer in der Gottesverehrung bewiesen. Wenn dem so ist, so läßt sich schwer begreifen, wie die gewiß nicht unbedeutenden Kosten für die Tempel und ihre Priester bestritten werden, da die kirchlichen Einnahmen in Japan fast ganz auf den freiwilligen Gaben der Frommen beruhen.

Indem die Nordamerikaner einem Leichenzuge folgten, den unser Bild darstellt, gelangten sie zu einem der Kirchhöfe, die mit jedem Tempel oder Kloster verbunden sind. Der letztern giebt es neun, und bis auf eines haben sie alle sonderbare Namen. Das größte heißt Kloster des Gehorsams gegen Buddha, ferner giebt es ein Kloster des großen Friedens, eines der Quelle der Erkenntniß, des Reisfeldes, der Quelle des Glücks, der fortwährenden Freude, der Quelle der Vernunft und des langen Lebens. Die Gebäude bestehen aus Holz, und obgleich man sie erträglich in Ordnung hält, kann man auf ihrer Oberfläche, die weder Bewurf noch Malereien hat, die Wirkungen des Wetters deutlich erkennen. Die Dächer bestehen aus Ziegeln und treten wie bei den Privatgebäuden weit über die Mauer hervor.

Die innere Ausschmückung der buddhistischen Tempel hat wenig zu bedeuten. Der Fußboden erhebt sich fünf Fuß über die Erde und ist mit Matten belegt. An der Thür steht links eine Trommel, rechts eine Glocke, beide zu ganz anderem Zweck,

als wir nach unsern Gewohnheiten vermuthen sollten. Beide Instrumente sind nämlich nicht dazu bestimmt, die Gemeinde zum Gebet zu rufen, sondern die Götter oder Heiligen aufmerksam zu machen, daß Jemand ihre Hilfe anzurufen im Begriff ist. Zu demselben Behuf ist an jedes der für die Priester bestimmten Lesepulte ein Holz in der Gestalt eines Fisches befestigt, auf das fortwährend geschlagen wird.

Die Schreine und Nischen, in denen die Bilder der Ahnen stehen, werden mit der größten Sorgfalt in Stand gehalten und gereinigt. Die Bildhauerei ist



Begräbniß in Simoda.

übrigens nicht besser als die in den chinesischen Tempeln. Hier und da sieht man an den Wänden eine Votivtafel, auf der irgend ein Ereigniß aus dem Leben des Gebers, wegen dessen er zu besonderer Dankbarkeit gegen Buddha verpflichtet ist, bildlich dargestellt wird. Rings sind Büchsen vertheilt, in welche die Frommen ihre milden Gaben niederlegen sollen. Wie die Inschriften besagen, ist das Geld zur „Sättigung hungriger Teufel“ bestimmt, und der Freigebige hat zu hoffen, „daß seine Tugenden sich befestigen werden“. An einigen Tempeln schärft ein Anschlag ein, daß Niemand Speisen und Getränke in den Tempel mitbringen darf.

Die Kirchhöfe neben den Tempeln sind mit Denkmälern und Grabsteinen ganz bedeckt. Sie sind in der Regel aus einem grauen Stein gemeißelt, der in der Nähe



von Simoda gebrochen wird, und haben die einfachen Formen von Tafeln, Grabhügeln und Obelisken. Bildsäulen Buddha's, die höchsten in Lebensgröße, die kleinsten keinen Fuß lang, stehen zwischen ihnen. Buddha ist bald sitzend, bald stehend dargestellt, einmal mit einer Muschel, aus der er heraustritt, ein anderes Mal mit einer Lotusblume oder einem andern Symbol in der Hand. Einen schönen Eindruck machen die Massen von Blumen, die in Schalen oder Krügen vor den Gräbern und den Götzenbildern stehen. Wenn sie verwelken, werden sie immer erneuert.

Die Feuchtigkeit des Klimas ist eine so große, daß die Grabsteine sich bald mit Moos bedecken und die Inschriften unleserlich werden. Einige der frischeren, die sich entziffern ließen, enthielten Angaben über den Rang, die Verdienste und den Todestag der Verstorbenen. Einem derselben wurde die ewige Seligkeit prophezeit, weil er dreitausend theologische Bücher gelesen habe. Ein Grabmal brachte eine in Stein gehauene Scene aus dem Leben Dessen, dem es gewidmet war. Er ertheilt Gehör, und die Menge der Diener und Bittsteller, die in der ehrerbietigsten Stellung um ihn versammelt sind, deutet den Rang an, den er im Leben einnahm.

Neben den frischen Gräbern standen schmale hölzerne Pfosten mit Sittensprüchen in Versen. Haben die Dolmetscher der Amerikaner richtig übersetzt, so kommt die japanische Dichtkunst Dem, was wir Prosa nennen, sehr nahe. Einer dieser Denksprüche lautete:

Was für Dauer hat der ganze Ruhm dieser Welt?  
Er vergeht, wie der Reif an der Sonne zerschmilzt.  
Erhoffst du einst die Freuden des himmlischen Lichts,  
So laß dich an dem Dufte der Lehre Buddha's.

Ein anderer Sittenspruch war folgenden Inhalts:

Willst du, daß selbst die Hölle deine Tugend kennt,  
So leb' dein Leben lang in der Vollkommenheit.

Einen Anklang an einen biblischen Spruch enthält der folgende:

Der Weise schmückt sein Haus mit seinem Ruhme  
Und lang wird sein Gedächtniß nach ihm leben.

In der Regel schließt sich an die Sittensprüche ein Wink für die Lebenden an, daß sie, wenn es nicht vergönnt ist, lebenslänglich in der Vollkommenheit zu leben und ihr Haus mit ihrem Ruhme zu schmücken, die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits darum nicht aufzugeben brauchen. Es giebt ein untrügliches Mittel, zur ewigen Seligkeit zu gelangen — man muß die Priester mit reichen Gaben bedenken.

Eine Regierungsmaßregel stößte den Amerikanern von der Achtung, in der die buddhistischen Tempel bei den vornehmern Klassen stehen, keine hohe Meinung ein. Man wies ihnen das größte dieser Gotteshäuser während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zum beliebigen Gebrauch an. Es liegt an der Südseite der Stadt, dicht neben einem steilen Felsen von mehr als hundert Fuß Höhe, während auf der andern Seite ein dichtbewaldeter Berg ansteigt. Hinter dem Kloster dehnt

sich bis an die Berge im Hintergrunde, die durch Treppen zugänglich gemacht werden, ein Garten aus, der Küchengewächse, Blumenbeete und Gemüse enthält. Die Offiziere des Geschwaders bewohnten in dem Gebäude einen großen Raum, den man durch das Verschieben von spanischen Wänden in einzelne Zimmer abtheilte. Man bewirthete sie mit Reis und Gemüse und theilte ihnen viele Diener zu, so daß sie über nichts zu klagen hatten.

Zu dem großen Sintu-Tempel gelangt man, wenn man die breiteste Straße des Orts durchschritten hat, durch einen Baumgang von Tannen und Wachholderbäumen. Mitten im Wege hat man zwei Wasserbecken ausgegraben, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als zwei Brücken von sorgfältig behauenen Steinen, durch welche die Schönheit der Zugänge erhöht wird, ein Recht zur Existenz zu verleihen. Den eigentlichen Eingang zum Tempelumkreise hüten zwei Bildsäulen bewaffneter Krieger, denen der Bildhauer ein möglichst grimmiges Aussehen verliehen hat. Daneben stehen mehrere Paare steinerner Kandelaber, und rechts vor ihnen erhebt sich ein offenes hölzernes Gerüst mit einer Glocke, durch die den Göttern schon von weitem angezeigt wird, daß sie Besuch zu erwarten haben. Weiterhin öffnet sich eine Vorhalle mit schlechten Gemälden, und man sieht nun vor den Treppen, die zum Hauptgebäude führen.

Der Tempel selbst besteht aus roh gezimmertem Holz und hat ein Strohdach. Einen Anspruch auf Kunstwerth könnte er höchstens durch seine Holzschneidereien und Bildhauerarbeiten am Eingangsthor machen. Die Pfosten des Dachvorsprungs sind zu Köpfen von Tigern und Elephanten ausgeschnitten, und zur Rechten und Linken hat eine Hand, die mehr durch guten Willen als durch Kunstsinne geleitet wurde, Löwen ausgemeißelt. Das Innere besteht aus einem großen Raume und aus einem Heiligthum, das durch ein Bambuszitter abgegrenzt wird und eine Bildsäule Hachiman's, eines zu den Göttern erhobenen Helden, enthält. Der Gott ist von bewaffneten Dienern umgeben, die in ihren Nischen eine Stellung annehmen, als ob sie seine Befehle erwarteten. Eine weitere Ausstattung enthält der Tempel nicht, wenn man nicht diesen Namen einer Büchse, die vor dem Heiligthum auf Opfern wartet, und einer an der Wand hängenden Liste geben will. Letztere zählt die Namen aller Derer auf, welche den Tempel mit Gaben bedacht haben. Verschämte Gönner oder solche, deren Geschenke zu klein sind, um eine Erwähnung auf der Liste zu verdienen, werfen ihre Opfer in die Büchse.

Mit dem großen Tempel sind verschiedene kleine Kapellen in Verbindung gebracht worden. Man hat für dieselben wahrhaft pittoreske Stellen, die Spitzen von bewaldeten Hügeln und vorspringende Klippen gewählt. Gut gebaute Straßen, Brücken von einem einzigen römischen Bogen und Treppen, Alles in Stein sorgfältig ausgeführt, bilden die Zugänge. Die anspruchsvollen Verzierungen dieser Wege, die Thore mit Säulen und die ausgemeißelten Löwen würden die Japaner sich erspart haben, wenn europäischer Geschmack sie geleitet hätte. Mehrere der Kapellen liegen so tief in dichtem Gebüsch, daß man sie nicht eher sieht, als bis man unmittelbar vor ihnen steht.

Eines der kleinern Gotteshäuser wurde zum Liebling der Amerikaner. Sowol die Schönheit seiner Lage als seine Bauart zeichnete es vor allen übrigen aus. Es war dem Heiligen der Seeleute gewidmet, und unter seinen Verzierungen befand sich eine sehr sinnige: ein Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, ein Symbol des ruhelosen Elements, dem der Schiffer sein Leben anvertraut. Wann die Amerikaner auch kommen mochten, vor diesem Gebäude fanden sie immer Fischer und Matrosen. Die Fischer kamen mit ihren Körben, die den letzten Fang enthielten, und dankten ihrem Schützer für ihr Glück, die Matrosen erfüllten Gelübde, die sie im Sturm oder beim Schiffsbruch gethan hatten. Auf einem von Bäumen beschatteten Vorplatze verrichteten die Fischer, von ihren Körben und Rudern umgeben, diese oder jene Arbeit ihres Gewerbes, damit der Segen ihrer Schutzgottheit von vornherein darauf ruhe.

Von den nächsten Umgebungen der Stadt dehnten die Nordamerikaner ihre Ausflüge weiter ins Innere aus. Sie trafen dabei auf manche schöne Punkte, namentlich etwas oberhalb des Ortes auf eine kleine, von Fichten beschattete Kapelle in der Nähe von Simoda, von welcher der Blick zugleich ein sorgfältig angebautes Thal, die südlichsten Berge der Provinz Idzu, die Hafenstadt und das Meer umfaßt. Thäler und Berge folgen einander weit ins Land hinein in anmuthigem Wechsel. Im Westen hat die Gegend weniger Einwohner und bewahrt ihre natürliche Schönheit. Hier leben viele Kohlenbrenner, von denen die Wälder verwerthet werden, mit welchen die niedrigeren Berge bekleidet sind. In den Obern an der Küste treiben Fischer ihr Gewerbe. Neben zwei dieser Ortschaften bemerkt man in den Uferklippen künstliche Höhlen. Sie gewähren den Fischern bei Unwetter Schutz und dienen außerdem zur Aufbewahrung einer gewissen Art von Seeplanzen, die man in Japan ebenso kaut, wie anderwärts den Tabak.

Zur künstlichen Bewässerung der Felder unten in der Ebene dienen die Flüsse der Thäler. Man leitet das Wasser bis zu den höhern, in Stufen ansteigenden Aekern, die theils mit Reis, theils mit den europäischen Getreidearten bestellt sind. Wo ein Fluß zu unbedeutend ist, um ohne Nachhülfe die Bewässerung zu gestatten, staut man sein Wasser durch Dämme und treibt es mittelst einer einfachen Maschine aufwärts. Die Häuser der Grundeigenthümer und ihrer Pächter liegen am Fuße oder auf den Hängen der Berge, und in ihren Gärten läßt sich die Vorliebe der Japaner für Bäume, die man durch allerlei Mittel in ihrem Wachsthum gehemmt hat, häufig beobachten.

Nach der Lage von Simoda muß man auf ein gesundes Klima schließen. Die Stadt liegt auf dem äußersten Endpunkte einer Halbinsel, und die Seewinde haben freien Zugang, während die rings aufsteigenden Berge etwaige schädliche Einwirkungen des innern Landes abhalten. Allerdings ist der Strand, auf dem sie erbaut worden ist, niedrig, aber er ist trocken, und der Fluß, der ihn durchschneidet, hat einen raschen Lauf. Kalt kann es im Winter nicht sein, da die Seeluft mildernd einwirkt. Die Amerikaner verweilten in Simoda vom 19. April bis zum 13. Mai, und während dieser Zeit stand der Wärmemesser zwischen + 12 und + 18° R. Im Sommer mag die Luftwärme auf 24° steigen. Dann sind die Tage



Steger, Japan.

Gitgang zum Tempel in Simoda.

heiß, doch Abends erhebt sich der Seewind und kühlt die Luft für die ganze Dauer der Nacht. Im Winter soll selten Frost eintreten oder Schnee fallen, wenn auch die kalte Luft aus dem Innern, die von den nahen Bergen nicht ganz fern gehalten werden kann, die Temperatur herabdrückt. Im Frühling und Herbst wechseln warme Seewinde mit kalten Landwinden, und dann werden Erkältungs-Krankheiten ziemlich häufig sein. Daß in irgend einer Jahreszeit eine Tendenz zu Epidemien herrsche, läßt sich durchaus nicht annehmen.

Commodore Perry hatte dem Statthalter von Simoda einen Besuch gemacht und war freundlich aufgenommen worden. Die Offiziere besuchten die Küste nach ihrem Belieben, wozu der Vertrag von Kanagawa ihnen ein Recht gab. Die untern Klassen legten auch hier eine wahre Begierde an den Tag, mit den Fremden in Berührung zu kommen, ihre Uniform, Degen, Knöpfe zu betasten und sich von ihnen die englischen Namen von tausend Dingen sagen zu lassen. Bald zeigte sich indessen, daß die Behörden nicht geneigt seien, einen freien Verkehr der Einwohner mit den Nordamerikanern zu gestatten. So wie Offiziere die Küste betraten, erschienen Soldaten oder bewaffnete Polizeidiener und zerstreuten das Volk. Die Kaufläden schlossen sich dann sofort, und die Straßen wurden menschenleer, ja die Beamten maekten sich sogar eine Beaufichtigung der Amerikaner an und hingen sich auf Tritt und Schritt an ihre Fersen. Draußen im freien Lande war es nicht besser; kein Amerikaner konnte frische Luft schöpfen, ohne daß ein Schwarm von Aufpassern ihn begleitete.

Eine solche Verletzung des Vertrags von Kanagawa konnte Perry nicht dulden. Er schickte einen seiner Offiziere zum Statthalter und ließ diesem erklären, welche Rechte die Amerikaner durch ihr Abkommen mit dem Kaiser erworben hätten. Auch die Holländer in Nagasaki, antwortete der Statthalter, werden bei jedem Ausgange von zwölf bis vierzehn Soldaten bewacht, und so ist es bei uns Recht und Herkommen. Man bemerkte ihm darauf, daß der neue Vertrag eben ein neues Recht und Herkommen begründe, daß die Amerikaner jetzt ausdrücklich als Freunde anerkannt worden seien, die mit Aufpassern zu umgeben eine ungeredertigte Beleidigung wäre, daß eine solche Behandlung nicht geduldet werden könne, und daß Perry, wenn sie fort dauere, nach Jeddo segeln und eine Erklärung fordern werde. Dieses entschiedene Auftreten schüchterte den Statthalter ein. Zudem er seine Handlungsweise damit entschuldigte, daß er die Bucht von Jeddo vor dem Abschluß des Vertrags verlassen habe und daher nicht wisse, daß in demselben von einem freien Verkehr die Rede sei, erklärte er, daß er in der Hauptstadt Verhaltungsbeefehle einholen und bis zum Eintreffen derselben die Nordamerikaner nicht weiter belästigen werde.

Die Offiziere besuchten die Küste von nun an täglich, und eine Zeit lang schien es, als ob man ihren Bewegungen nichts in den Weg legen wolle. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkten sie, daß zwei Japaner ihnen folgten, aber verstoßen und auf eine solche Weise, daß sie eine Unterredung anknüpfen zu wollen schienen. Die Amerikaner blieben daher stehen, die beiden Fremden näherten sich rasch, und es zeigte sich nun, daß sie Männer vom Stand wären. Jeder trug

zwei Schwerter, und beide benahmen sich in der höflichen, zuvorkommenden Weise der Vornehmen. Sie blickten schon umher, ob Niemand in der Nähe sei, und entfernten sich rasch wieder, nachdem einer von ihnen, indem er sich den Anschein gab, als wolle er eine Uhrkette in der Nähe betrachten, einem Offiziere einen Brief unter die Uniform geschoben hatte.

Am Bord wurde der Brief geöffnet und von den Dolmetschern übersetzt. Sein Inhalt überraschte Perry höchlich, da er in der förmlichen Bitte bestand, daß er die beiden Japaner mit nach Amerika nehmen möge. „Zwei Gelehrte aus Jeddo,“ schrieben sie, „überreichen diesen Brief zur Berücksichtigung der hohen Beamten und derer, welche die Geschäfte leiten. Wir besitzen wenige und geringe Kenntnisse, wie wir selbst klein und unbedeutend sind, so daß wir uns schämen, vor Euch zu treten. Wir sind weder im Gebrauch der Waffen erfahren, noch verstehen wir von den Regeln der Strategie und der Kriegszucht zu sprechen; uns sind die Jahre und Monate bei nichtsagenden Bestrebungen und müßigen Vergnügungen verfloßen. Wir haben jedoch in Büchern gelesen und auch durch Hörsagen erfahren, welche Gelehrsamkeit und welche Sitten in Europa und Amerika herrschen, und seit Jahren schon hegen wir den Wunsch, die fünf Festlande (Welttheile) zu durchwandern, aber die Gesetze unsers Vaterlandes sind in Beziehung des Seeverkehrs streng, denn daß Fremde unsere Küste besuchen und Japaner ins Ausland gehen, ist gleichmäßig verboten. Unser Wunsch, andere Länder zu besuchen, ist daher blos innerhalb unsrer Brust in beständiger Bewegung auf und abgestiegen, und es ist uns zu Muth gewesen, wie Leuten, welche mit Mühe athmen oder in ihrem Gange gehemmt sind. Die Ankunft und der längere Aufenthalt Ihrer Schiffe in unsern Gewässern hat uns Gelegenheit geboten, eine angenehme Bekanntschaft und sorgfältige Beobachtungen zu machen. Wir sind auf diese Weise von der Freundlichkeit Ew. Excellenz überzeugt worden und zugleich ist der alte Wunsch in uns wieder aufgestiegen.“

Der weitere Inhalt des Briefs war die Bitte, daß Perry den Beiden Aufnahme auf seinem Schiff gewähren möge. Sie wollten alle Dienste verrichten, die man von ihnen verlange, und allen Befehlen gehorchen. Wünsche doch auch der Lahme gesunde Beine zu haben, wenn er einen Andern gehen sähe, und den Fußgänger verlange nach einem Pferde, wenn ein Reiter vorüber komme. Bisher seien ihre Wanderungen gegen Ost und West, gegen Nord und Süd beschränkt gewesen, und nun zeige sich ihnen ein Geschwader, das gegen den Sturm segle und die hohen Wellen theile, mit Blickesschnelle Tausende von Meilen zurücklege und an den großen fünf Welttheilen hinstreiche. „Die Verbote unsers Vaterlandes sind noch in Kraft“, schlossen die Briefsteller, „und sollte unsere Absicht bekannt werden, so würde man uns verfolgen und uns hinrichten. Bewahren Sie daher das Geheimniß, bis Sie absegeln und wir uns Ihnen anschließen. Kommen wir später zurück, so werden unsere Landsleute nicht daran denken, geschehene Dinge zu untersuchen.“ In einem beigelegten Zettel erklärten die beiden Japaner, daß sie in Yokuhama mehrmals den Versuch gemacht hätten, in einem Boot an das amerikanische Geschwader zu gelangen, aber es wären der Aufspasser zu viele ge-

wesen und die Amerikaner hätten Niemand an Bord kommen lassen. Auch in Simoda, wohin sie Perry gefolgt wären, hätten sie kein besseres Glück gehabt. Wollte er in der nächsten Nacht nach Kazikazi an eine Uferstelle, wo keine Häuser ständen, ein kleines Boot schicken, so werde er sie am Plage finden.

Perry hatte seine guten Gründe, diese Bitte nicht zu erfüllen. In der folgenden Nacht wurde das Flaggenschiff um zwei Uhr Morgens angerufen, und zwei Japaner stiegen an Bord. Das Boot, in dem sie gekommen waren, trieb fort, da sie es, gewiß absichtlich, nicht befestigt hatten. Es waren die beiden Briefsteller, die jetzt nicht mehr daran zweifelten, daß sie ihre Reiselust befriedigen und die Welt sehen würden. Als man sie fortwies, machten sie die beweglichsten Vorstellungen, und man mußte sie mit halber Gewalt in ein Boot schaffen, das sie zur Küste führte. Perry's Verfahren scheint hart, aber er konnte nicht anders handeln. Er hatte so oft darauf gepocht, daß weder er noch seine Leute jemals die japanischen Gesetze verletzen würden, daß er, noch dazu unmittelbar nach dem Vertrage von Kanagawa, gegen eines der strengsten Verbote dieser Gesetze nicht verstoßen durfte.

Nicht lange, so überzeugte er sich, daß seine Hoffnung, man werde die nächste Fahrt der beiden Wissbegierigen nicht bemerkt haben, eine trügerische gewesen sei. Einige Offiziere, welche etliche Tage später in den Straßen von Simoda umhersehenderten, kamen zufällig zu dem städtischen Gefängniß und erkannten in zwei Gefangenen, die hinter einem Gitterwerk in einer Art von Käfig saßen, die beiden unglücklichen Japaner. Sie schienen ihr Schicksal mit vielem Gleichmuth zu ertragen, und der Anblick von Amerikanern erfreute sie sichtlich. Einer von ihnen schrieb einige Worte nieder und überreichte sie den Offizieren. Die Gesinnung, die sich darin ausspricht, verdient, daß wir die wenigen Zeilen mittheilen. Sie lauteten: „Wenn einem Helden ein Unternehmen mißlingt, so betrachtet man seine Handlungen als die eines Clenden und eines Räubers. Man hat uns öffentlich verhaftet und hieher geführt, wo man uns seit Tagen gefangen hält. Die Aeltesten der Stadt und die Vornehmsten betrachten uns mit Verachtung und behandeln uns schmachvoll. Wir haben uns aber keinen Vorwurf zu machen und sagen uns, daß ein Held in einer solchen Lage zeigen muß, er sei wirklich ein Held. Da die Freiheit, die sechzig Staaten (Japan) zu bereisen, für unsere Wünsche nicht genug war, wollten wir die fünf Festlande kennen lernen. Darnach sehnte sich unser Herz seit langer Zeit. Plötzlich scheiterten unsere Pläne, und jetzt befinden wir uns hier in einem kleinen Gefängnisse, wo das Essen, das Ruhen, das Sitzen, das Schlafen schwierig ist. Wie könnten wir aus diesem Orte einen Ausweg finden? Lachten wir, so hielte man uns für Ehrlose, weinten wir, für Narren. Ach, uns bleibt nichts, als zu schweigen.“

Bei einem zweiten Besuche fanden die Amerikaner den Käfig leer und hörten von den Wächtern, daß die Gefangenen auf einen hohen Befehl hin nach Jeddo abgeführt seien. Was aus den armen Leuten geworden ist, hat Perry nicht erfahren. Man sagte ihm bloß, daß die Todesstrafe, mit der die Gesetze jedes heimliche Verlassen des Reichs bedrohen, an ihnen nicht werde vollzogen werden.

Acht Tage waren seit der Ankunft der Schiffe verflossen, als der Statthalter

von Simoda seine vertragswidrigen Maßregeln wieder aufnahm. Die Freiheit der Amerikaner wurde beschränkt, und bei jeder Gelegenheit drängten sich Soldaten und Aufpasser zwischen sie ein. Selbst wenn der Commodore die Stadt besuchte, gingen zwei japanische Beamten vor ihm her, welche allen Leuten den Befehl gaben, sich in ihre Häuser zurück zu ziehen und die Thüren zu schließen. Den Ladeninhabern war es offenbar verboten worden, etwas an die Fremden zu verkaufen, denn nicht einmal die unbedeutendsten Artikel wurden abgelassen. Man beklagte sich beim Statthalter, und dieser stellte sich erstaunt, wie sowol die Einheimischen als die Fremden seine guten Absichten so mißverstehen könnten. Er schickte Soldaten auf die Straßen, damit die Amerikaner Schutz fänden, und den Einwohnern habe er nicht befohlen, ihre Thüren zu schließen, sondern im Gegentheil, sie weit zu öffnen. Waaren könnten freilich nicht verkauft werden, bis die vorbehaltene Eröffnung eines Marktes für den „Handel“ stattgefunden habe. Jene beiden ersten Entschuldigungen ließen die Amerikaner nicht gelten, da ihre persönliche Erfahrung ihnen beweiße, daß er ganz andere Befehle erlassen habe, und hinsichtlich des Verkaufs in den Läden wurde ihm bemerkt, daß die Erwerbung von Kleinigkeiten nicht unter den Begriff des Handels falle. Der Statthalter gab endlich nach und willigte ein, daß die Amerikaner durch ihren Dolmetscher Einkäufe machen konnten. Es wurde nun nöthig, den Werth zu bestimmen, zu dem der amerikanische Dollar angenommen werden sollte. Hier wurde Perry zum ersten Male von seiner gewöhnlichen Umficht verlassen. Indem er den Werth des chinesischen und des japanischen Käsch ohne weiteres für gleich annahm, schlug er vor, den amerikanischen Dollar zu 1600 Käsch zu rechnen. Die Japaner hatten dagegen nichts einzuwenden, und ihre Händler verkauften von nun an mit der größten Bereitwilligkeit. Das hatte seinen natürlichen Grund — der chinesische Käsch ist dreimal so viel werth als der japanische.

Gewisse Artikel waren auch jetzt nicht zu bekommen, weil die Japaner sie nicht verkaufen konnten. Die Rinder brauchen sie als Lastthiere nothwendig, und nicht ein einziges war käuflich. Geflügel gab es so wenig, daß der Markt bald geräumt war, und die Amerikaner hätten jetzt kein frisches Fleisch mehr gehabt, wenn der „Macedonian“ nicht mit einer Menge der schönsten Schildkröten von den Bonin angekommen wäre.

Auf dem „Powhatan“ fiel ein Matrose so unglücklich, daß er an den Folgen starb. Bei dieser Gelegenheit handelten die Japaner wie ein wirklich befreundetes Volk. Nicht genug, daß sie ein Begräbniß auf der Küste gestatteten, räumten sie den Amerikanern einen besondern Platz zum immerwährenden Kirchhof ein. Ehe die Feierlichkeit begann, stellten sich mehrere Beamte an Bord ein und verlangten die Leiche zu sehen. Da sie entschuldigend erklärten, diese Leichenschau sei eine Förmlichkeit, die das Gesetz unbedingt vorschreibe, die aber künftig gewiß wegfallen werde, so ließ Perry den Sarg öffnen.

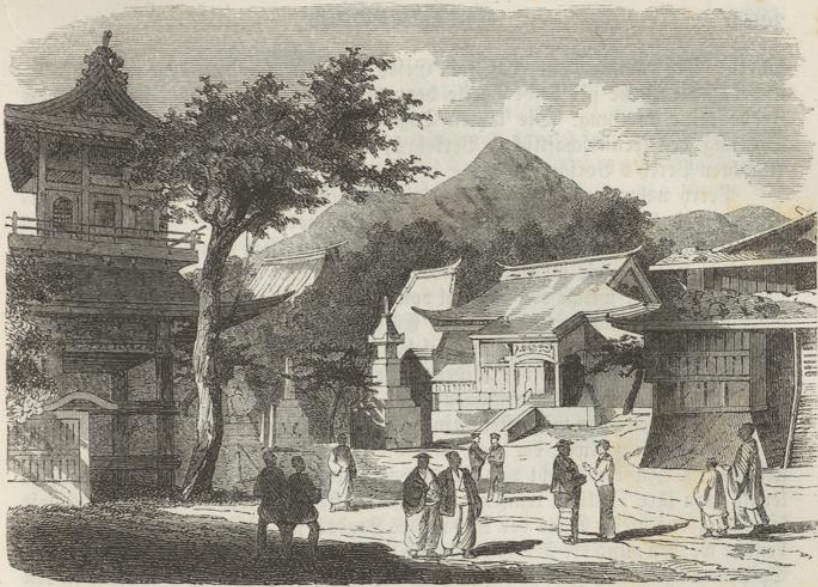
Alles schien jetzt auf dem freundlichsten Fuße zu stehen, und Perry wurde deshalb auf die unangenehmste Weise überrascht, als er von einem Vorgange hörte, den er nicht ohne die stärkste Rüge hingehen lassen konnte. Drei Offiziere



waren an die Küste gegangen, um in der Nähe von Simoda mit ihren Vogelstinten zu jagen. Sie hatten sich verspätet und waren in einen für Fremde bestimmten Raum gegangen, der zu einem buddhistischen Kloster gehörte. Da der Statthalter von Simoda erklärt hatte, daß jedes Kloster und jeder Tempel den Fremden zur Verfügung stehe, so glaubten sie um so mehr in ihrem Recht zu sein, als ihr Dolmetscher gegen ihr Vorhaben keine Einwendung machte. Kaum hatten sie sich aber auf den weichen Matten des Zimmers eingerichtet, als Soldaten, mit dem Dolmetscher und mit mehreren Beamten an der Spitze, eindrangten und sie auf eine rohe Art fortwiesen. Die Haltung der Japaner wurde immer drohender, und die Offiziere wußten sich nicht anders zu schütten, als indem sie zu den Waffen griffen. Das Knacken der Hähne dämpfte den Kriegsmuth der Soldaten, und alle entfernten sich bis auf einen, der als Wache zurückblieb.

Im ersten Unmuth wollte Perry seine Marinesoldaten ausschiffen und die Beamten, von denen die Beleidigung ausgegangen war, verhaften lassen. Bei ruhigerem Blut zog er den Weg energischer Unterhandlungen vor. Der Statthalter von Simoda verschanzte sich hinter einer ganzen Reihe von Einwänden, daß der Vertrag von Kanagawa noch gar nicht gelte, daß jeder Amerikaner, der über Nacht auf dem Lande bleiben wolle, vorher davon Anzeige machen müsse, daß er das Recht habe, jedem Fremden zu dessen Schutz Wachen beizugeben u. s. w.; allein Perry beruhigte sich nicht eher, als bis der Japaner das Benehmen der Soldaten gemißbilligt und sein Bedauern über den Vorgang ausgesprochen hatte, worauf ihm noch angedeutet wurde, daß er für jede neue Beleidigung persönlich verantwortlich gemacht werden solle.





Der Haupttempel in Hakodadi.

## VIII. Hakodadi.

Abfahrt nach Hakodadi. — Awa. — Obofima. — Der Kurofimo. — Hakodadi. — Verhandlungen mit den Behörden. — Lage der Stadt. — Handelsverkehr. — Einrichtung der Wohnungen. — Zimmergeräthe. — Feuerung. — Gärten. — Kaufläden. — Der „Beschützer des Landes“. — Gebetsräder. — Kapellen. — Schwefelquelle. — Uferhöhle. — Fische und Wild. — Klima. — Gesundheitszustände. — Schachspiel in Japan. — Kenntniß vom Auslande. — Ainos auf Jesso. — Vulkane. — Schiffbrüchige Amerikaner. — Aussichten für Einführung des Christenthums.

W eber zwanzig Tage des Aufenthalts in Simoda waren so ziemlich unter Streitigkeiten mit den Behörden vergangen. Das Einzige, was sie ohne Widerrede gestatteten, war die Vermessung des Hafens und seiner Zugänge. Bei allen übrigen Berührungspunkten mußten die Amerikanern dieselben Zugeständnisse, die ihnen von den kaiserlichen Bevollmächtigten gemacht worden waren, den Unterbehörden in Simoda förmlich abringen. Ohne höhere Weisung handelten die Letztern gewiß nicht. Sie vermieden so ängstlich jeden Schatten von Selbständigkeit, daß sie nicht einmal dem bisherigen Dolmetscher erlaubten, nach Hakodadi mitzu-

fahren. Sie räumten ein, daß kein Gesetz, kein Herkommen dem widerspreche, und daß die Sache für beide Theile bequem und nützlich sei, aber sie hatten von Jeddo keine Weisung. Die letzten Tage verfloßen indessen ohne eine weitere Störung des freundschaftlichen Verkehrs, und die Beamten leisteten sogar den Absichten Perry's Vorschub.

Perry nahm nach Hakodadi nur zwei Schiffe mit. Drei waren ihm vorangegangen, das Vorrathsschiff Supply blieb in Simoda zurück.

Perry nahm von Simoda aus seinen Weg im Osten von Nippon, indem er der Küste so nahe wie möglich folgte. Sobald er den Außenhafen verließ, trat die Inselgruppe, welche vor der Bai von Jeddo liegt, voll in Sicht. Das merkwürdigste dieser Eilande ist Ohosima. Es besitzt nämlich einen Vulkan, der noch in Thätigkeit ist. Von der See aus gesehen, scheint der Krater einen bedeutenden Umfang zu haben oder aus verschiedenen Oeffnungen zu bestehen, denn der Rauch erhebt sich in kurzen Zwischenräumen an mehreren Stellen, die alle an dem Rande eines Bergrückens von mindestens einer Meile Ausdehnung liegen.

Die Provinz Awa, der man zunächst folgte, ließ sich weit ins Land hinein überblicken. In der Bucht von Jeddo hatte man ihre Westküste befahren, jetzt lernte man ihre Ostküste kennen. Jedermann staunte, wie ausgedehnt und wie sorgfältig auf dieser Seite der Anbau des Landes sei. Jedes Fleckchen Erde war benutzt worden, und die Felder zogen sich vom Fuße der Berge bis zu den höchsten Spitzen empor. Die Zahl der Dörfer und Städte, die an den Hängen und in den Thälern lagen, ließ sich nicht zählen.

Gleich bei der Insel Ohosima \*) traten die Schiffe in den Kurosiwo ein. Wir haben diese Strömung und ihre merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom des atlantischen Oceans bereits in der Einleitung besprochen (S. 8) und haben dem dort Gesagten bloß hinzuzufügen, daß die Amerikaner in dieser Strömung ein Seegewächs treiben sahen, das ihren Seemannsaugen mit dem Fucus (Sargassum bacciferum) des Golfstroms identisch zu sein schien. Sie sammelten verschiedene dieser Pflanzen, aber ein böser Zufall fügte es so, daß alle verloren gingen. Eine botanische Untersuchung und Vergleichung mit der Vegetation des Golfstroms hat daher nicht vorgenommen werden können.

Mehrmals begegnete man ganzen Flotten von Fischerbooten. Wo man sie traf, da hatte das Wasser in der Regel die trübe Farbe, die der Schiffer auf das Vorhandensein von Niederungen deutet, und war mit Fucus dichter als an andern Stellen bedeckt. Mit dem Senkblei fand man indessen Tiefen von dreißig und vierzig, ja von siebzig und achtzig Faden. Die ganze südliche und östliche Küste von Nippon zeigte sich nicht so hoch als das westliche Ufer der Bucht von Jeddo. Ihre Erhebung über das Meer bleibt indessen immer noch so bedeutend, daß die Küste bei hellem Wetter in einer Entfernung von zehn Meilen sichtbar wird.

\*) Ohosima eine Insel zu nennen, ist eigentlich ein Pleonasmus, da Sima schon Insel bedeutet. Wir wollen hier hinzufügen, daß Saki, der Name für den japanischen Brammwein, auch die Bezeichnung für Vorgebirge ist.

Am Vorgebirge Kurofaki hatte man eine Aussicht auf Schneeberge, die sich im Innern hoch zu den Wolken erhoben. Wahrscheinlich war es der Einfluß dieser Berge, der die Luft in dieser Gegend kühl und erfrischend machte. Das Wasser hatte + 10, die Luft + 12°. Die Oberfläche des Meers war vollständig glatt und hatte auf der Oberfläche ein Ansehen wie Del, das Perry den Auscheidungen von Meerschweinen und von Walfischen, die sich zahlreich und in verschiedenen Arten zeigten, zuschrieb.

Im ersten Zwieliht des 16. Mai sah man das nordöstliche Ende von Rippon, das bei den Japanern Siriga Saki heißt. Als man diese Spitze umschiffte hatte, trat die Sangar-Strasse, welche diese Insel von Jesso trennt, voll in Sicht. Man steuerte nun gerade auf Hakodadi los, traf jedoch in der Mitte der Meerenge auf eine Strömung oder Fluth, die so stark war, daß man den Hafen vor Nacht nicht zu erreichen vermochte. Perry hielt es für gerathen, ins hohe Meer zurückzufeuern. Der nächste Morgen brachte einen dichten Nebel, der es wieder nicht räthlich machte, die Schiffe einer Küste zuzuführen, welche Niemand kannte. Die Mittagssonne zerstreute die Dünste endlich, und jetzt wurde die Fahrt zum Hafen vollendet. Das Erste, was man dort sah, waren die Masten der drei Schiffe, welche Perry vorausgeschickt hatte.

Die Bai von Hakodadi liegt auf der Insel Jesso, am nördlichen Ufer der Sangar-Strasse, und bildet einen der schönsten und sichersten Häfen der Welt. Damit verbindet sie den Vorzug, für Schiffe bei jedem Winde leicht zugänglich zu sein. Sie besteht, wie die Bai von Simoda, aus einem Außen- und einem Binnen-Hafen. In dem erstern zieht sich eine Untiefe, am Mittelpunkte des Ufertheils der Stadt beginnend, zwölfhundert Fuß weit fort. Der Binnenhafen vermag mindestens hundert Segel zu fassen und bietet überall den sichersten Ankergrund und eine hinreichende Tiefe dar. Er ist der südöstliche Arm der Bai und endet an einem Vorgebirge, das durch eine niedrige und sandige Landzunge mit dem festen Lande in Verbindung gesetzt wird.

Wenige Stunden vergingen, und ein Boot mit mehreren japanischen Beamten legte beim Flaggeneschiff an. Das Fahrzeug war schwerer und plumper als die Boote, die man anderswo gesehen hatte, und acht Diener in einer dunkelblauen und weißen Livere, in die ein Wappen eingestickt war, ruderten es. Man überreichte den Beamten, sobald sie das Verdeck betraten, eine Abschrift des Vertrags von Kanagawa und ein Schreiben, das Perry von den kaiserlichen Bevollmächtigten erhalten hatte. Die Japaner schienen von den Vorgängen in der Bucht von Jeddo nichts zu wissen und klagten, daß die Bevölkerung durch die Ankunft fremder Schiffe in große Aufregung und Furcht versetzt worden sei.

Nächsten Tags fand in der Stadt eine Zusammenkunft des Commodore's mit dem Statthalter Jendo Makaimon statt. Das Empfangszimmer war eine große Halle, aus der eine Hinterthür auf einen Hof führte. Da sie offen stand, so konnte man verschiedene Eingänge und Treppen eines Hintergebäudes sehen. Die Karniese der Thüren waren in Holz geschnitten, die Fenster hatten die Form der europäischen, aber unser Glas wurde durch geöltes Papier ersetzt. Der Statthalter

war ein Mann in mittleren Jahren, und sein Gesicht hatte einen wohlwollenden Ausdruck. Auch er hatte erst durch die Amerikaner erfahren, daß ein Vertrag abgeschlossen sei, und hob nachdrücklich hervor, welche Verlegenheiten für ihn entstehen würden, wenn er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Jeddo die Forderungen der Fremden erfülle, Waaren zu kaufen und die Küste betreten zu dürfen. Als Perry auf seinem vertragsmäßigen Recht bestand, versprach der Statthalter am nächsten Morgen schriftliche Antwort geben zu wollen.

Der Brief kam und brachte, in eine Menge von Ausflüchten und Entschuldigungen eingehüllt, die Gewährung der wesentlichsten Punkte, auf die es den Amerikanern ankam. Von einer wirklichen Uebersetzung stehen wir ab, um nur den Kern, möglichst in der japanischen Ausdruckswesse, zu geben. „Sie haben dieses Land“, so begann der Statthalter, „ohne Zweifel für ausgedehnt und wohl bevölkert gehalten, und haben gewiß nicht die entfernteste Absicht, zu rauben oder sich gewaltsam und ohne Erlaubniß einzudrängen. Dieser Platz ist aber nicht größer als eine Wille oder als ein Fleck und die Umgegend so unfruchtbar, daß sie fast nichts hervorbringt.

Es überrascht uns sehr, daß wir von dem Vertrage keine Nachricht erhalten haben, und daß das von Ihnen überbrachte Schreiben keine Aufklärung über diese Angelegenheit enthält. Selbständig zu handeln, ehe man uns vom Thron eine Belehrung erteilt hat, ist für uns eine sehr ernste Sache, die Versicherung können wir Ihnen geben, denn der unabänderliche Gebrauch in allen unsern Fürstenthümern ist der, auf Befehle zu warten. Mag eine Angelegenheit klein oder groß sein, ist sie eine Staatssache, so muß sie dem Fürsten vorgetragen werden, der nach Jeddo einen klaren Bericht einschickt und nach den erhaltenen Befehlen handelt.

Was wir an Lebensmitteln hier haben, Eier, Hühner, frische Fische, Enten und andere Gegenstände, sollen Sie erhalten und Sie mögen immerhin die Dörfer, Märkte und Flecken besuchen, obgleich sie verächtlich und ärmlich, gemein und roh, nicht der mindesten Beachtung werth sind. Was Sie verlangen (Holz und Wasser) soll geliefert werden.“

Die drei Tempel, um deren Einräumung die Amerikaner gebeten hatten, waren ihnen anfänglich verweigert worden, weil man beschränkte, daß sie die gottesdienstlichen Gebräuche stören würden. Als der Statthalter hörte, daß es ihnen nicht um die ganzen Tempel zu thun sei, sondern blos um den Theil, der in Japan Fremden eingeräumt zu werden pflegt, gab er in diesem Punkte nach. Wie das Neufere der Tempel in Hakobadi beschaffen ist, ersieht man aus der Abbildung am Anfange dieses Abschnittes. Die Amerikaner fanden nun kein Hinderniß weiter, in den Straßen umherzugehen, mit den Einwohnern zu verkehren und Einkäufe zu machen. Auf diese Weise lernten sie die japanischen Sitten in Hakobadi weit besser als in Simoda kennen.

Die Stadt hat in ihrer Lage eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Gibraltar. Wie dieses erhebt sie sich an einer Meerenge, auf einer Halbinsel, die mittelst einer schmalen und sandigen Landzunge, bei Gibraltar der neutrale Grund ge-

nannt, mit dem Festlande zusammenhängt, und lehnt sich an einen hohen Felsen, der hier wie dort in drei Bergspitzen ausläuft. Doch bestehen auch Verschiedenheiten, namentlich hinsichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens. Der Felsen von Gibraltar ist des Pflanzenwuchses ziemlich entkleidet, der Felsen von Hakodadi ist bloß oben nackt, während sein mittlerer Theil viel Unterholz und einige Fichtengruppen trägt, sein Fuß aber mit weit schattenden Cypressen, hohen Hornen und Fruchtbäumen, unter denen man Pflaumen und Pfirsichen erkennt, reich bewaldet ist. Dieser reiche Pflanzengürtel umgiebt Hakodadi wie ein Nest und trennt es gleichsam schützend von den nackten Felsen.

Der Ort enthält etwa tausend Häuser und hat drei mit dem Strande gleichlaufende Straßen, die von andern in rechten Winkeln durchkreuzt werden. Sie sind dreißig bis vierzig Fuß breit und werden mit großer Sorgfalt rein gehalten. In kurzen Zwischenräumen laufen quer über die Straßen hölzerne Gitter, deren Thore bei Tage offen bleiben und in der Nacht geschlossen werden. Jede der auf diese Art entstehenden Abtheilungen von Häusern bildet eine Gemeinde, deren Vorsteher (japanisch Ottona) für die Erhaltung der Ordnung verantwortlich ist. Alle Ottonas haben gegenseitig für sich einzustehen. Jeder verfügt über einen Polizeidiener, der in einem Wachtthause strenge Aufsicht hält und jede Unordnung wie jedes Feuer zur Anzeige zu bringen hat.

Hakodadi ist nicht bloß eine reinliche, sondern auch eine stille Stadt. Die Ruhe, die in den Straßen herrscht, wird für einen Fremden, der an den Lärm amerikanischer und europäischer Städte gewöhnt ist, fast peinlich. Da hört man keines der bekannten Geräusche, die nach unsern Begriffen mit der geschäftigen Thätigkeit einer Handels- und Hafenstadt unzertrennlich verbunden sind. Da rasselt kein beladener Wagen über das Pflaster, kein Ausrufer lenkt durch Geschrei die Aufmerksamkeit auf seine Waaren, keine Menschenmengen drängen sich eilig und geräuschvoll durch einander. Was man zuweilen hört, ist der gellende Aufschrei, durch den ein Treiber sein Lastthier anspornt, oder der herrische Ruf eines Dieners, der die untern Classen an die Art erinnert, wie sie seinen herannahenden Herrn zu begrüßen haben, oder in selteneren Fällen der Klang eines Hammers, der aus der fernen Schmiede herübertönt. Daß Hakodadi trotz dieser unheimlichen Stille eine handelsthätige und gewerblustige Stadt ist, nimmt man an verschiedenen Zeichen wahr. Nicht selten begegnet man langen Zügen von Lastthieren, die langsamen Schritts durch die Straßen schreiten, im Hafen liegen Hunderte von Dschunken vor Anker, Boote schießen in Menge, mit Waaren beladen, über die Bucht, und in den Straßen sieht man häufig vornehme Japaner, durch ihre zwei Schwerter als solche bezeichnet, die an der Spitze eines Troffes von Dienern dahinschreiten, oder auf reich geschirrten Pferden ihren Weg verfolgen.

Die Häuser von Hakodadi haben in der Regel bloß ein Stockwerk mit einem Dachgeschoß. Das letztere wird zuweilen als geräumiges Wohnzimmer benutzt, dient aber in der Regel zur Unterbringung der Diensthöten oder als Vorrathskammer. Das Dach erhebt sich selten höher als fünf und zwanzig Fuß über die Erde. Seine Ränder treten vorn, hinten und zu beiden Seiten ziemlich weit her-

vor, so daß nicht bloß der rings um das Haus laufende, und zwei Fuß erhöhte Gang, sondern auch der Raum vor und hinter den Eingangsz- und Ausgangsthüren gegen den Regen geschützt wird. Die Wände bestehen fast ohne Ausnahme aus fichtenen Bretern, die man der Länge nach so gut neben einander zu befestigen weiß, daß die Fugen dicht schließen. Die vor den Papierfenstern befindlichen Bretter laufen in Falzen und können in die Höhe geschoben werden. In den Kaufläden nimmt man gewöhnlich die ganze Vorderseite der Wand weg, so daß man von der Straße aus den Laden frei überblicken kann; die Handwerker lassen hinter den emporgeschobenen Fensterbretern Bambuszitter nieder, um ungestört arbeiten zu können.



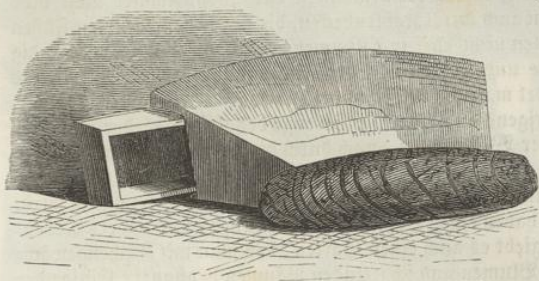
Geräthschaften in einem japanischen Zimmer.

Die Häuser von Sakodai haben im Innern geölte oder gefirniste Wände, aber gegen außen bieten sie bloß die rohen Breter dar. Da das Klima feucht und kalt ist, so werden die Breter schwarz und faulen an, wodurch die Stadt ein ärmliches und finsternes Ansehen erhält. Bei den Tempeln und den bessern Häusern besteht das Dach aus Ziegeln, bei den übrigen aus Holzschindeln. Daß diese ganze Bauart im höchsten Grade feuergefährlich ist, liegt auf der Hand. Die Einwohner wissen es und treffen alle erdenkbaren Vorkehrungen. Auf jedem Dache steht ein Gefäß, das stets mit Wasser gefüllt ist, in jeder Straße befindet sich eine Cisterne, und jeder Bezirk hat seine Feuerspritze und seinen Feuermächter, der durch Schläge gegen ein Bret weckt, wenn er in der Nacht irgendwo eine Flamme hervorbrechen sieht. Daß dennoch große Feuer vorkommen, sahen die Amerikaner an den ausgedehnten Brandstätten, bei denen ihr Weg sie vorbeiführte.

Die innere Ausstattung ist eben so einfach, um nicht dürftig zu sagen, wie in Simoda. Den gewöhnlich vorkommenden Hausrath haben wir auf unserm Bilde vereinigt. Da die Japaner kauern, nicht sitzen, so fehlen in der Regel Stühle, obgleich man sie kennt und bei feierlichen Zusammenkünften immer benutzt. Sie sind gleich unsern Feldstühlen zum Zusammenschlagen eingerichtet, haben mit Leder überzogene Sitze und fallen durch ihre plumpe Arbeit auf. Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß nur die unteren Klassen mit über einandergeschlagenen Ferjen kauern. Die Bornehmeren halten dies für gemein und ruhen auf den Knien aus.

Eben so wenig als Stühle sind Tische im allgemeinen Gebrauch. In ihrem Hause essen die Japaner an der Erde kauend, jeder für sich, von Schüsseln, die auf lackirten Fußgestellen stehen. Daß bei feierlichen Gelegenheiten die mit rothem Krepp bedeckten Bänke als Tische dienen, haben wir bei den Zusammenkünften der kaiserlichen Bevollmächtigten mit den Nordamerikanern gesehen. Die Suppe wird unmittelbar aus der Schüssel getrunken, nachdem die in ihr schwimmenden Stücke Fisch mit einem zugeschnitzten Hölzchen herausgeholt worden sind. Einige lackirte Schalen und Schüsseln, die unvermeidlichen spitzen Hölzchen, einige Porzellantassen und gelegentlich ein irdener Löffel bilden das ganze Tischgeschirr.

Der etwas erhöhte Fußboden der sich durch das ganze Haus zieht, ist mit weißen Matten bedeckt, die man mit Stroh füttert. Sie sind sehr hübsch gewebt und haben einen Rand von Tuch. Die Gewohnheit — die Amerikaner meinten, das Gesetz — und mehr noch der Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind, schreibt für diese Matten eine Länge von sechs und eine Breite von drei Fuß vor. Die



Japanisches Kiosen.

Japaner sitzen bei Tage fast beständig auf ihnen, mögen sie nun ihre Waaren verkaufen, oder rauchen, oder mit ihren Freunden sprechen. In der Nacht schlafen sie auf einer dieser Matten und nehmen eine zweite zur Decke. Unter den Kopf wird eine harte Schachtel geschoben, in welcher ein Schubfach für

kleine Werthgegenstände befindlich ist. Unser Bild zeigt, wie ein solches Kopfkissen ausfieht.

Einfach, wie ein japanisches Haus ist, entbehrt es doch des Schmuckes nicht ganz. In den bessern Zimmern sieht man Holzschnitzereien von der künstlichsten Arbeit, die in der Zeichnung allerdings viel zu wünschen übrig lassen. Auf dem geölten Papier, das unsere Fensterscheiben ersetzt, sind häufig Gemälde von Vögeln und Landschaften angebracht, so daß Lichtbilder entstehen. Die Wände sind bei den Vornehmen getäfelt und mit gemalten Papiertapeten behangen, die man aufrollen und daher leicht aus einem Zimmer in das andere tragen kann. Die immer wiederkehrenden Lieblingsfiguren der Fenster, der Tapeten und der Holzschnitzereien sind der Kranich, die Schildkröte, der man durch Beifügung von Flügeln eine symbolische Bedeutung giebt, und der Delfin.

In der Mitte des Wohnzimmers befindet sich ein vertiefter Raum von viereckiger Form, der mit Ziegeln ausgelegt und mit Sand gefüllt ist. Auf dem letztern brennt fortwährend ein Kohlenfeuer, über dem jederzeit an einem Dreifuße



ein Theekessel schwebt. Man hat mithin immer heißes Wasser und kann einem Besuch sogleich Thee vorsehen. Dieses Getränk ist schwach und wird gewöhnlich nicht geküßt, obgleich man in Hakodadi viel Gebrauch von Zucker macht. Die Theekessel sind von Bronze, von Silber, oder auch wohl von gemeinem irdenen Gut. Bei den Armen ersetzt das Kohlenfeuer in der Mitte des Zimmers, an dem man den Thee kocht, den Saki erwärmt und eine Menge kleiner Gerichte bereitet, zugleich unsern Ofen. Die Wärme, die dasselbe verbreitet, ist nur gering, und die geringeren Leute klagen beständig über Kälte, obgleich sie so nahe als möglich am Feuer kauern. Ein solches Zimmer in Hakodadi mit seinem schwach glimmenden Kohlenfeuer, dessen Rauch schwer einen Ausweg findet, mit seinen geschlossenen Thüren und mit seinem Halbdunkel, das durch die geöfneten Fenster bedingt wird, hat etwas unbeschreiblich Ungemüthliches. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß seine Bewohner, so lange die Kälte dauert, sich keinen Augenblick wohl befinden können.

In den vornehmeren Häusern erwärmt man das Wohnzimmer nicht blos durch jenes Feuer, sondern auch durch Kohlenbecken, die auf hohen lackirten Füßen stehen. Da man die Kohlen nicht eher ins Zimmer bringt, als bis sie vollständig glühen, und da im Dache und in den Mauern Löcher zum Abziehen des Rauchs angebracht sind, so befindet man sich in diesen besser erwärmten Zimmern wohler. Die Reicheren klagen übrigens auch über die Strenge des Klima's, der sie weder durch die Einrichtung ihrer Wohnungen, noch durch die Kleider, welche sie eines über das andere anlegen, zu begegnen wissen. In den bessern Gebäuden giebt es auch eine Küche, deren Einrichtung aus dem nebenstehenden Bilde ersichtlich wird.

Die meisten Häuser haben einen Hof, der die Stallungen und andere Nebengebäude enthält. Häufig giebt es auch einen Garten, den man mit Küchengewächsen, schönen Sträuchern, Blumen und schattenden Bäumen bepflanzt. Einige der Vornehmsten besitzen auf den Höhen hinter der Stadt Landhäuser. In der Bauart weichen dieselben von den städtischen Gebäuden nicht ab, allein sie sind geräumiger. Der Luxus ihrer Eigenthümer verräth sich besonders in den Gärten, die mit ihren Rasenplätzen, ihren Fruchtbäumen und Zierpflanzen, ihren grünen Hecken und bunten Blumenbeeten ein anmuthiges Bild darbieten.

Die Waarenhäuser der Stadt unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen Gebäuden. Sie sind weit sorgfältiger gebaut und ihre steinernen, mit einem weißen Bewurf überkleideten Mauern und ihre Ziegeldächer lassen sie in ihrer Umgebung von lauter geschwärzten Holzwänden vortheilhaft hervortreten. Sie haben in der Regel eine Höhe von zwei Stockwerken und enthalten wahrscheinlich Güter, welche der Regierung gehören. Daß dies der Fall sei, schlossen die Amerikaner aus der Sorgfalt, mit welcher sie in Stand gehalten und bewahrt werden.

Die Beschaffenheit der Kaufläden rechtfertigte die Behauptung der Behörden, daß Hakodadi eine arme Stadt sei. Bessere und auf eine gebildete Bevölkerung berechnete Waaren, wie feines Porzellan, Glaswaaren, Pelze, Kupfergeschirre, feines Tuch und Bücher sieht man selten. Die geringeren Sorten von Tuch, seidnen und baumwollenen Geweben, irdenes Geschir, lackirte Schalen, Schüsseln und Fuß-

gestelle, Glaswaaren und wohlfeile Messer, herrschen entschieden vor. Wo man Lebensmittel feil hält, bestehen dieselben aus Reis und unseren Getreidearten, getrockneten Fischen, einer besondern Art Seetang, Salz, Zucker, Saki, Soja, süßen



Eine Küche in Sakodadi.

Kartoffeln, Mehl und einigen weniger nothwendigen Artikeln. In großen Mengen sind diese Sachen in jeder Straße zu haben. Ein öffentlicher Markt wird nicht gehalten, und das Bedürfnis dazu ist auch in einer Stadt, wo man weder Rinder, noch Schweine oder Schafe und nur wenig Geflügel hat, kaum vorhanden. Gemüse und ein Gebäck aus dem Mehl von Bohnen und Reis, das die Dichtigkeit und das

Ansehen von Käse hat, tragen Hausirer in der Stadt umher. Diese beiden Lebensmittel werden von den geringeren Klassen Hakodadi's stark verbraucht.

Zeichen oder Buchstaben, theils chinesischen, theils japanischen Charakters, deren Bedeutung Jedermann kennt, bezeichnen über der Thür den Inhalt des Ladens. Wie bei uns der Raum hinter dem Ladentisch ein geheiligter Platz ist, den kein Käufer betreten darf, so ist es in Japan der erhöhte Fußboden, auf dem der Verkäufer mitten unter seinen Waaren kauert. Die Amerikaner wußten das nicht, und ihr häufiges Eindringen in diesen vorbehaltenen Ladenraum erregte nicht bloß die höchste Unzufriedenheit der Kaufleute, sondern rief sogar Klagen bei den Behörden hervor. Man verlangt in Japan, daß der Käufer vor der Thür unter dem Wetterdache stehen bleibt. Im Anfang waren die Kaufleute schüchtern, aber nicht lange so erhielt die Luß zum Gewinn die Oberhand, und sie öffneten nun eben so behend ihre Schubkästen, legten eben so selbstgefällig ihre Artikel aus, wie der „flotteste Verkäufer“ einer deutschen Stadt. Alle hatten feste Preise, und jeder Versuch eines Amerikaners, von einer Forderung etwas abzuhandeln, wurde mit Unwillen zurückgewiesen.

Wenn man in den Hafen einläuft, ist ein mächtiges Gebäude einer der ersten Gegenstände, welche den Blick auf sich lenken. Es ist ein buddhistischer Tempel, dessen Ziegeldach mindestens sechszig Fuß über dem Boden emporsteigt. Dieses Gotteshaus heißt im Japanischen *Shiogen-zhi*, der Beschützer des Landes. Vor etwa zwanzig Jahren erbaut, wird es gut in Stand gehalten und kann für eine schöne Probe der japanischen Baukunst gelten. Das Dach ruht auf einem sehr künstlichen Hängewerk, das von lackirten Pfeilern gestützt wird. Altar und Tische erhalten vortrefflich ausgeführte Schnitzereien und Bildhauerarbeiten in Holz und Erz. Der Hauptraum des Gebäudes ist vergoldet und strotzt von geschnitzten Verzierungen. Am häufigsten sieht man Drachen, Phönixe, Kraniche, Schildkröten und andere Thiergestalten, die sich auf den buddhistischen Cultus beziehen. Bei diesem Tempel sind sechs Priester angestellt, deren Wohnungen ein Bild der höchsten Sauberkeit und Reinlichkeit darbieten. Dieser Tempel, der schönste von allen, wurde zu einem Bazar für die Amerikaner eingerichtet. Die Geistlichen hatten gegen diese Verweltlichung ihres Heiligthums nichts einzuwenden und sahen sie im Gegentheil gern, da sie davon höhere Einnahmen hatten.

In dem eingefriedigten Raume, der den Tempel umgiebt, steht eine Gruppe Cypressen mit weitschattenden Kronen. Hier erheben sich außerdem mehrere Nebengebäude und ein Wetterdach, das sechs kleine Götterbilder gegen den Regen schützt. Auf jeder Seite des Baumganges, der zum Tempel führt, sind ein paar steinerne Randelaber angebracht, und in der Nähe steht man die Bildsäule einer Göttin mit einem Kinde. Um den Kopf jedes dieser Bilder zieht sich ein Heiligenschein von Kupfer.

Außer dem „Beschützer des Landes“ giebt es noch drei andere buddhistische Tempel. Alle sind im Verfall, aber ihre ursprünglich reiche Ausstattung beweist, daß sie einst in hoher Achtung standen. Man sollte daraus schließen, daß die japanische Stabilität allein bei den Tempeln eine Ausnahme erleide und daß der

Wechsel der Mode gerade bei den heiligen Gegenständen, von denen unser religiöses Gefühl ihn ziemlich ausschließt, sich äußern. Die Gärten und Parks der drei andern Gotteshäuser werden von ihren Priestern in gutem Zustande erhalten, aber die Gebäude läßt das Volk, das für den Augenblick dem „Besitzer des Landes“ seine ganze Aufmerksamkeit widmet, dem Verfall entgegen gehen.

Auf den Kirchhöfen sahen die Amerikaner hohe Pfosten mit Inschriften, die sich über die Wichtigkeit des irdischen Daseins und die Freuden der Seligen verbreiteten. Jeder dieser Pfosten hatte in der Mitte seiner Höhe, wohin man mit der Hand leicht reichen konnte, einen Einschnitt, in dem ein Rad um eine Achse lief. Um jede Speiche desselben waren zwei kleine eiserne Ringe lose befestigt. Dieses Rad in Bewegung zu setzen, gilt für ein oder mehrere Gebete. Wer das Rad sehr in Schwung setzt, erwirbt sich das größte Verdienst und hat außerdem noch den Vortheil, daß die stärker klingenden Ringe die Gottheit auf ihn aufmerksam machen. Wir geben hier das Bild eines solchen Gebetsrades. In Tibet, dem Mittelpunkte des Buddhismus, hat man nach dem interessanten Reiseberichte der Lazaristen Huc und Gabet statt der Gebetsräder Gebetmühlen, die mit Wasser getrieben werden. Noch ein Schritt weiter, und man gelangt zu Gebet-Dampfmühlen. Wie werden dann die Ringe klirren, und welche Unsumme von gottgefälligen Handlungen läßt sich vermöge dieser Neuerung in einer Spanne Zeit verrichten!

Die Sintus haben in Hakodadi drei Tempel, die aber in keinem blühenden Zustande sind. Man gewahrt an ihnen, daß der fremde, von China eingeführte Glaube vor dem einheimischen weit den Vorsprung gewonnen hat. Kirchhöfe fehlen diesen heiligen Gebäuden, und keines ist von einem eingefriedigten Raum umgeben. Die einzige Verzierung, die man in ihrer Nähe wahrnimmt, besteht in den Thoren, welche die zu ihnen führenden Wege überröckeln. Diese Wege werden übrigens nicht bloß von den Frommen, sondern auch vom Verkehre benutzt. Bei jedem dieser Tempel wohnt ein Küster, dem die Pflicht obliegt, das Gebäude in Ordnung zu halten.

An den Hängen und auf den Spitzen der Berge hat die japanische Frömmigkeit eine Menge von Kapellen, Schreinen und Buddha-Bildsäulen aufgerichtet.

Steger, Japan.



Japanisches Gebetsrad.

Die größte dieser Kapellen, von den Amerikanern Tempel von Ben-ting genannt, ist auf dem Anfangsbild des nächsten Kapitels dargestellt. Je höher eine solche Kapelle steht und je schwieriger der Zugang zu ihr ist, um so größer ist das Verdienst des Frommen, der zu ihr hinauf klimmt, um zu beten. Dicht am Wege erheben sich oft, von Bäumen beschattet und dicht mit Moos überwachsen, Bildsäulen Buddha's, vor denen unzählige Opfergaben, Kupfermünzen, Blumen, Papierstückchen u. a. mehr, liegen. Neben den Bildsäulen sind häufig steinerne Pfeiler aufgerichtet, zu denen Wege mit galgenförmigen Thoren führen. Kein frommer Japaner wird an diesen Gegenständen der Verehrung vorüberziehen, ohne seine Knie zu beugen und ein Gebet zu verrichten. Bei ihren Ausflügen stellte der Zeitverlust, den die Frömmigkeit der japanischen Führer zur Folge hatte, die Geduld der Amerikaner oft auf eine harte Probe.

Von Vertheidigungsmitteln läßt sich in Hakodadi und seiner Umgebung wenig wahrnehmen. Bei Uraga sahen die Amerikaner Festen von Stein, hier aber gab es nichts, als östlich von der Stadt zwei Erdschanzen, welche wahrscheinlich die Bestimmung hatten, den Hafen zu vertheidigen. Die Böschungen waren am Rande des vorliegenden Hafens mit einer Reihe von Pfählen versehen. Die Schießscharten bewiesen, daß diese Werke für nicht mehr als zwei Geschütze eingerichtet sind. Wo am Strande die Hauptstraße von Hakodadi mündet, liegt ein Gebäude, dessen feste Bauart darauf schließen läßt, daß es zu Vertheidigungszwecken dienen soll. Es fehlen ihm übrigens jedw. Geschütze, als überhaupt jede Art kriegerischer Ausrüstung, so daß es bloß zur Schau dazustehen scheint.

Der Felsen, an den die Stadt sich anlehnt, wurde von den amerikanischen Offizieren oft erstiegen, weil man von seiner Höhe eine prächtige Aussicht auf den Hafen und das Meer hat. Diese Felsmasse besteht aus einem grauen, hie und da röthlichen Syenit, in dem viele Turmalin-Krystalle vorkommen. An einer Stelle haben vulkanische Gewalten den Felsen aus einander gerissen und eine andere Steinmasse, die den Charakter des Porphyrs hat, in die Lücke emporgehoben. An diesem Punkte entspringt eine Mineralquelle, die mit Schwefelwasserstoffgas geschwängert ist, jedoch so leicht, daß das Wasser der Quelle, sobald man es in einem Gefäße stehen läßt, Geschmack und Geruch verliert. Neben der Quelle steht ein Götterbild, das man ihren heilenden Eigenschaften zum Dank errichtet hat.

In geringer Entfernung von der Schwefelquelle zieht sich eine natürliche Höhle in den Felsen hinein. Ihr Eingang befindet sich an einer schroffen Klippe und kann bloß mittelst eines Bootes erreicht werden. Er ist etwa dreißig Fuß lang, zwölf Fuß breit und hat eine Wassertiefe von fast zwanzig Fuß. Eine Gesellschaft von den Schiffen drang tief in diese Höhle ein, bis die Dunkelheit einen Grad erreichte, der keinen Gegenstand mehr unterscheiden ließ. An diesem Punkte zweigte sich die Höhle, indem sie etwa dieselbe Höhe und Wassertiefe beibehielt, nach rechts und links ab. Innerhalb derselben herrschte die tiefste Ruhe und das Wasser war völlig bewegungslos. Wenn jedoch in der Luft draußen Stürme herrschen, müssen sich die Wogen mit fürchtbarer Gewalt in die Höhle drängen. Der Eingang hat die Form eines Gewölbes und seine Seitenwände sehen wie Säulen aus. Die

Amerikaner hielten das Gestein deshalb für Basalt, aber bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß es Syenit sei.

Die nächste Umgebung der Stadt wird so ziemlich dem Naturzustande überlassen. Man sieht wenige Felder, die mit Zwiebeln, süßen Kartoffeln und Rettigen bestellt sind. Die letztern sind eine Lieblingsspeise und werden regelmäßig, roh und gerieben, bei Tisch aufgetragen. Aus Fischen besteht, wie in Japan überall, die Hauptnahrung der Einwohner. Ein sehr großer Theil der Bevölkerung lebt, mit der Fischerei beschäftigt, fast beständig auf dem Meere. Auch die Amerikaner warfen ihr Netz aus und erhielten eine große Menge der vortrefflichsten Fische: Lachs, Lachsforellen, Barsche, Barben, Weißfische, Heringe und Flandern. Der Lachs erreicht nur die halbe Größe des amerikanischen, hat aber einen weit feineren Geschmack. Die Krabben haben einen bedeutenden Umfang und ein eben so feines Fleisch wie die berühmten Krabben der Chesapeake-Bai.

Die Schützen der Schiffe erlegten auf ihren Jagden nur wenige Thierarten. Das Vogelwild bestand aus wilden Gänsen, Enten, Schnepfen, Wachteln und mitunter aus einem Fasan. Von andern Vögeln schoß man Regenpfeifer und Ribiße. In den Wäldern kommen gelegentlich Bären, wilde Schweine, Füchse und Hirsche vor. Der Fuchs ist nach dem japanischen Glauben vom bösen Geiste besessen und gilt für ein selbstbewußtes Werkzeug des Teufels. Die Jäger stellen ihm deshalb eifrig nach. Sie erwerben sich ja ein Verdienst bei Gott, wenn sie einen Fuchs erlegen.

Da die Rinder bloß zum Pflügen und zum Tragen von Lasten benutzt werden, so war es den Amerikanern fast unmöglich, Rindfleisch zu bekommen. Die Pferde von Hakodadi sind klein, aber kräftig und lebhaft. Man reitet sie und läßt Lasten von ihnen tragen. Die Straßen sind vortrefflich und hie und da auch breit und gepflastert. In der Regel sind sie bloß Saumpfade, werden aber in vortrefflicher Ordnung erhalten. Damit Niemand durch Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses die Augen beleidige, sind längs den Straßen von Strecke zu Strecke Häuschen errichtet. Wer nicht reitet, läßt sich in einer Sänfte tragen. Die japanischen Sänften sind kleine und höchst unbequeme Kasten mit Stangen, die auf den Schultern von Menschen ruhen.

Bei Hakodadi liegen die Berge der Stadt nicht so nahe wie bei Simoda und sind ausgedehnter und höher. Ihre Gipfel und höheren Abhänge waren noch im Juni mit Schnee bedeckt. Diese Berge und die nördliche Lage machen Hakodadi kalt, wozu auch die häufigen und dichten Nebel das Ihrige beitragen. Vom 18. Mai bis zum 3. Juni hielt sich das Thermometer zwischen  $8^{\circ}$  und  $15^{\circ}$  und das Barometer zwischen 29,45" und 30,05".

Die Uebergänge im Wetter treten plötzlich und heftig ein. Das Vorherrschende von Erkältungskrankheiten ist die natürliche Folge. Im Hochsommer und im Herbst wird die Bevölkerung von Fiebern heimgesucht. Miasmen und daraus hervorgehende epidemische Krankheiten scheint es nicht zu geben. Wie Golownin mittheilt, kommt auf der Insel Jesso der Skorbut häufig vor, und wir haben keinen Grund, an der Angabe dieses zuverlässigen Beobachters zu zweifeln. Die

Winter sind lang und Pflanzenkost ist selten. Die Einwohner befinden sich mithin, da sie fast kein frisches Fleisch essen, ziemlich in der Lage der Mannschaft eines Schiffes, die Monate lang auf trockene Lebensmittel angewiesen ist.

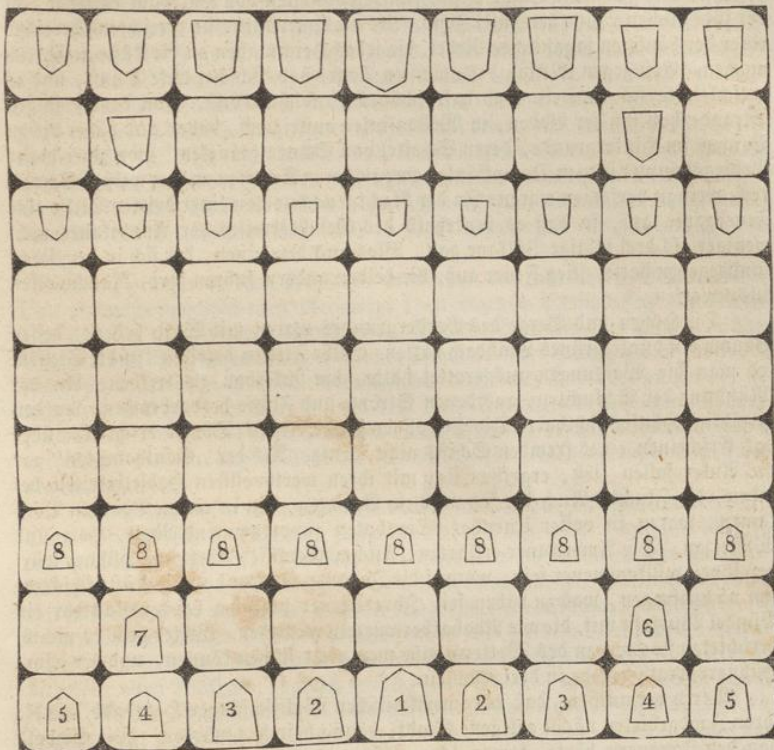
Hakodadi hat zwischen 6000 und 8000 Einwohner, die ein lebhafter und kräftiger Menschenschlag sind. Außer der Fischerei kommt der Handel als Erwerbsquelle stark ins Spiel. Zwischen Hakodadi und den Küstenplätzen von Nippon, Sikok und Kiuisu besteht ein reger Verkehr. Die Ausfuhr der Stadt bestehen in getrocknetem und gesalzenem Fisch, der Art Seetang, die als Nahrung dient, Holzkohlen, Hirschhorn, Bauholz und andern Erzeugnissen von Jesso, die Einfuhr in Reis und Getreide, Zucker, Thee, süßen Kartoffeln, Tabak, Tuch, Seide, Porzellan, lackirten Sachen, Messerwaaren u. a. m. Während des kurzen Aufenthalts der Amerikaner verließen wol hundert Fahrzeuge der Insel Jesso, hauptsächlich mit Erzeugnissen des Meeres beladen, den Hafen. Sie halten sich in der Regel an der Westküste von Japan, weil das Meer dort ruhiger ist, als an der Ostküste, und zahlreichere Häfen Zufluchtsorte bieten. Zu Zeiten sollen an tausend fremde Dschunken im Hafen liegen.

Eines Tages wurden ein paar Amerikaner vom Regen in eine Art Badstube getrieben, wo zwei Japaner Schach spielten. Unsere Abbildung zeigt die Einrichtung eines japanischen Schachbretts und die Stellung der Figuren, welche sie bei dieser Gelegenheit kennen lernten. Der König schlägt wie bei uns nach allen Seiten hin auf dem nächsten Felde und die Entscheidung beruht wie bei unserm Schachspiel darauf, daß er matt gesetzt wird. Die übrigen Figuren haben zum Theil abweichende Bewegungen. Nr. 1 unsers Bildes ist der König, die beiden Nummern 2 sind die Goldenen oder Ersten Staatsräthe (Königinnen), Nr. 3 die beiden Silbernen oder Zweiten Staatsräthe, Nr. 4 die Fliegenden Pferde, Nr. 5 die Brennenden Wagen, Nr. 6 (in der zweiten Reihe) der Fliegende Wagen, Nr. 7 das Horn, Nr. 8 die Soldaten, unsere Bauern. Die Figuren stehen nicht, sondern liegen, und auf der Oberfläche einer jeden ist ihr Name zu lesen.

Wie gut die Japaner von den Holländern über alle Vorgänge und Neuerungen in der Welt unterrichtet worden sind, zeigte sich auch in Hakodadi. Sie sprachen von Eisenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypen, Pairhaus und Dampfschiffen. Bonaparte, Washington und der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, die damalige Stellung der Westmächte zu Rußland und die orientalischen Wirren waren ihnen wohlbekannt. Als die Amerikaner ihr Staunen aussprachen, wie man so fern von Nagasaki so gut unterrichtet sein könne, erzählten ihnen die Japaner, daß die Holländer jährlich aus Europa politische und andere Nachrichten erhielten, die zum Theil ins Japanische überfetzt und durch das ganze Reich verbreitet würden. Perry erinnerte sich dabei, was Glynn im Jahre 1849 bei seinem Besuche in Japan begegnet war. Die ersten Fragen, welche die Japaner an ihn gestellt hatten, waren folgende gewesen: „Sie haben einen Krieg mit Mexiko gehabt? Sie haben dasselbe geschlagen? Sie haben ihnen einen Theil ihres Gebiets abgenommen? Sie haben darin große Mengen Gold gefunden?“ Als Glynn die Auslieferung der gescheiterten Matrosen durchgesetzt hatte, erzählten ihm diese,

daß sie durch ihre Wachen von jedem Gefecht mit den Amerikanern und von jedem Siege der Amerikaner unterrichtet worden seien.

Von den Ainos, den zahlreichsten Bewohnern der Insel Jesso, sah man in der Nachbarschaft von Hakodadi wenige. Sie waren im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß und hatten eine fast schwarze Farbe, aber ein verständiges Gesicht.



Japanisches Schachbret.

Ihr wirres schwarzes Haar fiel zum Theil in unordentlichen Locken über die Stirn herab und verband sich mit dem starken Bart, den nie eine Scheere berührt, zu einer Masse. Ihre ganze Kleidung bestand in einem blauen zerrissenen Hemd, das bis an die Knie reichte, und in einer Art von braunem, aus Gras oder Häuten gefertigten Sack, der mit weiten Ärmeln versehen um die Schultern hing. Diese Tracht und ihr wirres Haar gaben ihnen ein wildes Ansehn. Ihre Haupt-



beschäftigung ist die Fischerei, die sie aber nicht auf eigene Rechnung, sondern für japanische Unternehmer, die wahrscheinlich ihre Herren sind, betreiben.

Als Perry eines seiner Schiffe nach der Vulkan-Bai abgehen ließ, um den dortigen Hafen Endermo zu untersuchen, wurde eine Gegend berührt, deren Bevölkerung, abgesehen von einigen japanischen Beamten, ausschließlich aus Ainos besteht. Die genannte Bucht liegt, funfzehn Meilen von Hakodadi entfernt, an der südöstlichen Spitze der Insel Jesso. Als die Amerikaner sie erreichten, herrschte einer der häufigen japanischen Nebel, die jedes Herannahen an die Küste gefährlich machen. Erst gegen Mittag des nächsten Tages hob sich der dicke Dunst, und es entschleierte sich nun ein wahrhaft schönes Landschaftsbild. Von dem sandigen Strande hob sich der Boden, in Wellenlinien ansteigend, höher und höher bis zu Bergen im Hintergrunde, deren Scheitel von Schnee glänzten. Von zwei dieser Gebirgshäupter stiegen Dampfsäulen empor, deren Schatten auf der weißen Schneedecke weit zu verfolgen waren. In der Nacht leuchtete von einer dritten Stelle eine Feuergarbe auf, so daß es innerhalb des Gesichtskreises der Amerikaner nicht weniger als drei thätige Vulkane gab. Bloß aus dem einen, der sich in der Nacht kundgegeben hatte, stieg Feuer auf, die beiden andern fuhren fort, Rauchwolken auszuwerfen.

Die Höhen und Berge des Vordergrundes waren mit Wald bedeckt, dessen Bäume ein dunkelgrünes Laubdach hatten. Gelbe Flecken bezeichneten die Stellen, wo man die Waldungen ausgerottet hatte, um Ackerbau zu treiben. An der Mündung der Schluchten, aus denen Ströme und Flüsse hervorbrachen, wurden unzählige Häuser sichtbar. Die Bewohner dieser Ainos-Dörfer erschrafen über das Erscheinen eines fremden Schiffs nicht wenig. Als der „Southampton“ gar die Anker fallen ließ, ergriffen sie, mit ihren werthvollsten Habseligkeiten beladen, die Flucht. Auch die japanischen Beamten, die in einem Boot an Bord kamen, waren in voller Unruhe. Sie boten zuvorkommend Reis, Holz und Wasser an. Die Amerikaner erklärten, Fische, Gemüse, Eier und Hühner würden ihnen willkommener sein, worauf die Japaner ein Boot an die Küste schickten, um nachzufragen, was zu haben sei. Ihre Diener brachten bei der Rückkehr ein Bündel Wurzeln mit, die wie Rhabarberwurzeln aussahen. Weiter gebe es nichts, berichteten sie; wegen des Wetters habe man nicht fischen können, und der ganze Hühnervorrath bestehe in drei Küchlein.

Perry vermuthete, daß die amerikanischen Walfischfänger Hakodadi, als die ihren Jagdgebieten nächst gelegene Stadt, häufig besuchen würden. Wie Siebold von den Japanern hörte, kamen schon früher 58 große Seeschiffe bei dem Hafen vorbei, dem sie sich damals bis auf Kanonenschußweite nicht nähern durften. Vieles, was ein Walfischfänger braucht, vermag Hakodadi zu liefern: Fische im Ueberfluß, Bauholz, Geflügel und in der guten Jahreszeit auch Gemüse.

Wegen dieser Wichtigkeit des Orts für den Walfischfang wünschte Perry, die Regeln des neuen Verkehrs für Hakodadi gleich festzustellen. In dieser Beziehung stieß er aber auf Schwierigkeiten, die nicht hinwegzuräumen waren. Der Fürst von Matzmai, auf den man ihn in Kanagawa verwiesen hatte, konnte seine

Hauptstadt nicht verlassen. Sein Stellvertreter hatte „unumschränkte Vollmachten“, aber es zeigte sich sogleich, daß diese unumschränkten Vollmachten ihm nicht einmal gestatteteten, mit Perry auszumachen, ob fremde Besucher ihre Spaziergänge fünf oder sieben japanische Meilen über die Stadt ausdehnen könnten. Darüber mußte in Jeddo entschieden werden.

Nachdem es dem Commodore klar geworden war, daß er in Hakodadi nicht zum Ziel kommen werde, erschienen plötzlich Beamte aus der Hauptstadt. Die Vermuthung, daß sie mit Unterhandlungen beauftragt seien, mußte aufgegeben werden, da sie erklärten, daß ihr Besuch ein halb zufälliger sei. Von der Regierung mit einer Sendung nach Krasfo beauftragt, erzählten sie, hätten sie unterwegs erfahren, daß die Amerikaner in Hakodadi seien. Da habe ihre Furcht, daß es vielleicht zu Mißverständnissen und Streitigkeiten kommen könne, sie angetrieben, nach Hakodadi zu gehen und die Vermittler zu machen. Leider habe ihr Vorgesetzter seine Reise nach Krasfo fortsetzen müssen, und nicht genug, daß sie ohne ihn nichts thun könnten, seien sie sogar gezwungen, ihm schleunigst nachzuzureisen.

Ganz gewiß war diese Geschichte vom ersten bis zum letzten Wort erfunden. Von einem vorgeschriebenen Reisewege kraft eigenen Entschlusses abzuweichen, oder wol gar mit Fremden ohne Auftrag Unterhandlungen anzuknüpfen, ist eine Eigenmächtigkeit, deren kein japanischer Beamter sich schuldig machen wird. Es war den kaiserlichen Beamten befohlen worden, nach Hakodadi zu gehen, aber welchen Zweck hatte ihr Besuch, mit dem keine Unterhandlungen verbunden sein sollten? Perry meint, man habe ihm eine Höflichkeit erweisen und dadurch ihn verhindern wollen, daß er über die Fruchtlosigkeit seines dortigen Aufenthalts ungeduldig werde.

Die Beziehungen zu den Beamten der Stadt gestalteten sich recht freundlich. Man besuchte sich gegenseitig, setzte sich Erfrischungen vor, tauschte Geschenke aus und unterhielt sich. Die Gespräche bestanden in der Regel aus Fragen der Japaner, auf welche die Amerikaner zu antworten hatten. Am aufmerksamsten waren die Japaner auf Alles, was die kriegerische Ausrüstung der Schiffe betraf. Hatten sie die Waffen von den Geschützen an bis zu den Drehpistolen abwärts untersucht, so mußte man ihnen auch den Gebrauch derselben zeigen. Perry that dies ohne allen Rückhalt, obgleich er recht gut bemerkte, daß die Japaner das Erlernte für sich benutzen wollten. Er glaubte ihnen keinen bessern Beweis, wie friedlich sein Vaterland gesinnt sei, geben zu können, als indem er ihnen Lehrmeister in allen den kriegerischen Fortschritten mache, die uns eine so ungeheure Ueberlegenheit über die ostasiatischen Völker geben. So verging manche Stunde damit, daß Bomben gefüllt, Geschütze gerichtet und abgefeuert wurden.

Es lag Perry viel daran, genau zu erfahren, ob vielleicht schiffbrüchige Matrosen auf Jesso lebten. Auf seine Bitte versahen ihn die Beamten mit Nachweisen, wie viele Schiffe in den letzten Jahren gescheitert seien. Von 1847 an hatte man vier mal Schiffbrüchige gesehen. Im Jahre 1847 wurden sieben Amerikaner in einem Boot an die Küste von Sturup getrieben, in demselben Jahre und Monat

kamen dreizehn andere Schiffbrüchige in drei Booten nach Jeramachi, nordwestlich von Matsmai, im März 1849 landeten drei schiffbrüchige Amerikaner auf Krassto, im Mai 1850 sah man in Mabira auf Jesso zweiunddreißig schiffbrüchige Engländer auf einmal. Die Amerikaner, die auf Krassto landeten, verließen die Küste in ihrem eigenen Boot, einen Theil der Amerikaner holte Glynn mit dem „Preble“ ab, alle andern Schiffbrüchigen schickte man nach Nagasaki, wo sie den holländischen Handelsschiffen übergeben wurden. „Gegenwärtig lebt auf unsern Inseln kein Fremder“, erklärten die Behörden.

Bei den häufigen Besuchen der Stadt durch die Nordamerikaner entstanden gelegentliche Zwistigkeiten mit den Kleinhändlern, und die Ausdehnung, die den Spaziergängen in und außerhalb der Stadt gegeben wurde, stieß zuweilen bei den untern Beamten auf Widerspruch. Die höheren Behörden glichen diese Störungen immer aus, und bald wurde die Eintracht nicht mehr getrübt. Ein Wunsch der Amerikaner, der ihnen besonders am Herzen lag, wurde indessen nicht erfüllt. Am letzten wie am ersten Tage ihrer Anwesenheit wurden die Thüren der Wohnhäuser vor ihnen geschlossen, und alle Frauen entfernten sich eiligst, sobald sich ein Amerikaner zeigte. Perry versuchte das durch eine Beschwerde bei den kaiserlichen Beamten aus Jeddo zu ändern, jedoch ohne allen Erfolg. Dieses Vermeidungsbefehl, sondern gehe aus der eigenen Natur der Leute hervor. „Die Sitten des Landes“, belehrte man ihn, „sind den Eurigen unähnlich, und die Leute sind nicht daran gewöhnt, Fremde aus fernem Ländern zu sehen. Obgleich die Behörden alles Mögliche gethan haben, sie zu beruhigen, fürchten sie sich doch vor Euch und verbergen sich. An diesen fernem Grenzen, so weit von Jeddo entgegen, läßt sich nicht leicht Einfluß üben und auf Veränderungen hinwirken. Wie könnten aber die hiesigen Einwohner daran denken, die Fremden mit feindlichen Gefühlen zu betrachten? Selbst wenn sie ihre eigenen Beamten sehen, mit deren Person sie noch nicht bekannt, laufen sie zur Seite, als triebe die Furcht sie an, ihnen zu entweichen. Die hiesigen Männer sind aufrichtig, wacker und gut, die Frauen bescheiden und einem zurückgezogenen Leben ergeben, so daß sie fremde Männer nicht gern sehen. Solche Eigenschaften und Gewohnheiten dürfen Achtung fordern, und wir können uns nicht denken, daß sie Euch mißfallen sollten.“ Auf den Vinkeln hatte Perry es durchgesetzt, daß die Amerikaner auf Spaziergängen nicht auffallend beaufsichtigt wurden. Als er in Hakodadi dasselbe Verlangen stellte, gab man ihm den Bescheid: „Es ist der Gebrauch unsers Landes, Fremde von Beamten begleiten zu lassen, und wir werden nicht sobald davon abgehen.“

In Hakodadi starben wieder zwei Amerikaner. Das Geschwader hatte jetzt vier Menschen durch den Tod verloren, einen in Jokohama, einen zweiten in Simoda und jetzt diese beiden in Hakodadi. Man begrub sie an der Küste, wo die Japaner einen Theil eines alten Kirchhofs abgetreten und mit einer Einzäunung versehen hatten. Die Stelle hat eine wahrhaft pittoreske Lage und gewährt eine schöne Aussicht auf den Hafen, die Sangar-Strasse und die angrenzenden Küsten. Der amerikanische Kaplan las in seiner vollen geistlichen Tracht die Todengebete

der anglikanischen Kirche, ohne daß ihm die Behörden oder die Bevölkerung hinderlich gewesen wären. Diese Duldung übte man in demselben Japan, das vor zwei Jahrhunderten öffentlich verkündet hatte: „So lange die Sonne die Erde erwärmt, mag kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen. Jedermann erfahre, daß selbst der König von Spanien oder der Gott der Christen, wenn sie dieses Verbot verletzten, mit dem Kopfe dafür blühen müßten.“ Die Japaner folgten den christlichen Ceremonien des Begräbnisses mit sichtlich Theilnahme, und der amerikanische Kaplan, der Gebetsmann, wie sie ihn nannten, stieg in ihrer Achtung bedeutend.

Eines Tages trat der Kaplan in einen buddhistischen Tempel, als gerade Gottesdienst gehalten wurde. Der Hauptaltar hatte genau die Form, die in der römischen Kirche hergebracht ist, und in seiner Nische stand ein vergoldetes Bild. Zwei schöne Lampen und zwei große Kerzen brannten, und es gab viele künstliche Blumen mit reicher Vergoldung. Auf zwei Seitenaltären brannten ebenfalls Kerzen. Vor dem Hauptaltar befand sich ein eingeschlossener Raum, in dem fünf Priester, mit langen Gewändern bekleidet, auf den Knien lagen. Der vornehmste derselben schlug an eine kleine, wie eine Unterschale gestaltete Glocke, und zwei andere trommelten mit Paukenschlägeln auf lackirte Gefäße von Holz, die einen dumpfen Ton von sich gaben. Sie hielten Takt und brachten ihre gesungenen Gebete mit ihrer Musik in Einklang. Nachdem sie gesungen hatten, warfen sie sich ganz nieder und berührten den Boden mit ihren Stirnen, worauf sie sich erhoben und vor den Seitenaltären kürzere Ceremonien verrichteten.

Die unter Bäumen stehenden Gößenbilder, von denen schon die Rede war, scheinen die Stelle der katholischen Heiligenbilder zu vertreten. Unsere Darstellung am Schlusse des Abschnitts läßt den Charakter dieser Bilder erkennen. Wir theilen sie mit, um zugleich eine Probe der gewöhnlicheren Bildhauerei der Japaner zu geben. Die Kräfte der besseren Meister spart man für die Bilder auf, die in den Tempeln stehen; bei den Skulpturen, die draußen, von Bäumen gegen Wind und Wetter schlecht geschützt, stehen, verwendet man geringere Bildhauer. Dem amerikanischen Kaplan wollte es scheinen, als ob gewisse Bilder weit mehr verehrt würden, als andere. Auch unter den Heiligenbildern in andern Ländern trifft die Andacht bekanntlich eine Auswahl, deren Beweggründe in den meisten Fällen nicht zu erklären sind.

Wir schließen hier das Urtheil an, das jener Kaplan über die Aussichten des Christenthums in Japan fällt. Er sagt: „Abgesehen von dem Einflusse der Regierung, würde nach meiner Ansicht keine große Schwierigkeit bestehen, das Christenthum einzuführen, aber die Regierung würde sich mit der größten Entschiedenheit einmischen. Ich habe auf der Küste viermal bei Begräbnissen fungirt, einmal in Yokuhama, einmal in Simoda und zweimal in Hakodadi, jedesmal in Gegenwart von Japanern und meistens vor einer großen Menschenmenge. Sie benahmen sich jedesmal gut. Bei allen diesen Gelegenheiten waren japanische Beamte mit den Abzeichen ihrer Würde anwesend. Ich wurde dadurch den Japanern als ein christlicher Geistlicher, oder in ihrer Ausdrucksweise zu reden, als ein

Gebetsmann bekannt. Statt daß sie deshalb vor mir zurückschreckten, wie ich anfänglich annahm, bemerkte ich, daß ich in ihrer Achtung merklich gewann, und zwar sowohl bei den Beamten als bei den gemeinen Leuten. Bei unserer zweiten Anwesenheit in Simoda fanden wir dort einen neuen Statthalter, denn Simoda war jetzt aus einem Provinzialort zu einer kaiserlichen Stadt geworden. Dieser Statthalter war ein liebenswürdiger, wenn auch etwas stolzer Mann mit den feinsten Manieren. Im Bazar wurde ich mitten im Einkauf von einem Beamten zu ihm geführt und ihm als ein Geistlicher vorgestellt. Sein Gesicht erhellte sich, als er meine Stellung erfuhr, und sowohl sein Gruß, als der Ton, in dem er mit mir sprach, wurde außergewöhnlich freundlich. Ich erwähne dieser Thatsache, ohne über ihr Gewicht entscheiden zu wollen. Es äußerte sich keine sichtbare Abneigung gegen mich, weil ich ein Geistlicher war. Von der Regierung kann man dagegen zuversichtlich behaupten, daß sie gegen unsern Glauben den übertriebensten Argwohn hegt, indessen sind die Beamten, wie das Volk überhaupt, so zu Forschungen geneigt und beobachten Alles, was in ihren Bereich kommt, mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie mit der Zeit gewiß dahin kommen werden einzusehen, welcher Unterschied zwischen uns und den Katholiken besteht. Gegen die Letztern herrscht ein tief eingewurzelttes Mißtrauen. Ehe sie den Unterschied zwischen uns und ihnen einsehen, hat keine Form des Christenthums Aussicht darauf, in Japan festen Fuß zu fassen.“



Japanisches Götzenbild.



Tempel von Ben-ting.

## IX. Abschied von Japan.

Simoda. — Zusatzartikel zum Vertrag. — Steinkohlen. — Naya. — Das Gerichtsverfahren der Lintin. — Ein reiselustiger Japaner. — Ansichten der Behörden über die Anwesenheit von Glaubensboten. — Abschluß eines Vertrags. — Das Geschwader trennt sich. — Perry's Rückkehr nach Newyork.

**D**a der „Macedonian“ am 31. Mai nach Simoda und die „Bandalia“ nach Schanghai abgefegelt war, so blieben im Hafen von Hakodadi bloß der „Powhatan“ und der „Mississippi“ zurück. In den letzten Tagen seines Aufenthalts empfing Perry noch ein Geschenk: einen Granitblock für das beabsichtigte Denkmal Washington's. Am 2. Juni 1854 lichteten die beiden Schiffe die Anker, aber

kaum hatten sie bei Sonnenaufgang die Mündung der Bucht erreicht als ein undurchdringlicher Nebel sie zwang, Halt zu machen. So wie die Sonne höher stieg, hellte das Wetter sich auf und die Schiffe kamen vor Anbruch der Dunkelheit glücklich aus der Straße heraus.

Auf der Fahrt gegen Süden bot sich nichts Bemerkenswerthes dar. Am fünften Tage sah man in der Ferne den Dampf des Vulkans von Ohosima aufsteigen und bald die Küste in deutlicheren Umrissen hervortreten. Da senkten sich wieder dicke Dünste auf Land und Meer herab, während die Schiffe eben zwischen den Inseln am Golf von Jeddo waren. Da dieses Wetter einen vollen Tag anhielt, so erreichte Perry Simoda erst am 7. Juni. Versäumt hatte er übrigens nichts, denn die verabredete Zusammenkunft mit den japanischen Bevollmächtigten sollte erst am nächsten Tage stattfinden.

Da Perry die Japaner hinlänglich kannte, um auf neue Schwierigkeiten und Verzögerungen gefaßt zu sein, so meldete er den Behörden sogleich seine Ankunft und erkundigte sich nach den japanischen Bevollmächtigten. Sie waren eingetroffen, aber für den Augenblick nicht in der Stadt. Für den nächsten Tag wurde ihr Besuch zugesagt. Die Zusammenkunft fand in einem Tempel statt und war von den gewöhnlichen Förmlichkeiten begleitet. Der eine der Bevollmächtigten war der Fürst von Surago, der zweite war ein Beamter, den wir als Oberrechnungsrath bezeichnen würden. Sie machten die Mittheilung, daß Simoda zur kaiserlichen Stadt erklärt und zwei Fürsten zu Statthaltern ernannt worden seien. Als kaiserliche Stadt müsse Simoda Mauern mit Thoren erhalten, und man wünsche die Mitwirkung der Amerikaner bei der Begrenzung des Reichbildes. In dieser Bitte lag ein Fallstrick verborgen, der übrigens sogleich zu Tage trat. Die Fremden sollten nämlich bis zu der Stadtmauer frei umhergehen, aber den Umkreis ohne besondere Erlaubniß der Beamten nicht überschreiten dürfen. Perry antwortete darauf mit der entschiedensten Weigerung, auf eine Neuerung einzugehen, die eine Verletzung des Vertrags von Kanagawa sei.

Nun kam die Reihe an die Festsetzung der Grenzen, innerhalb deren den Amerikanern in Hakodadi freie Bewegung gestattet sein solle. Dieser Punkt machte große Schwierigkeiten und veranlaßte noch zwei fruchtlose Zusammenkünfte. Einen besondern Kirchhof gestanden die Japaner auf das erste Wort zu, und ebenso waren sie sehr bereitwillig, einen Hafenmeister und Lootsen zu ernennen. Vom 8. bis zum 17. Juni wurde verhandelt und am letztern Tage erfolgte die Einigung über die folgenden Zusatzartikel:

1. Die Japaner werden das Reichbild von Simoda nach ihrem Belieben begrenzen, ohne daß dadurch an dem Recht der Amerikaner, bis auf sieben  $3\frac{1}{2}$  deutsche Meilen) frei umhergehen zu können, etwas geändert wird.

2. Im Hafen von Simoda sollen für die Boote der Handelsschiffe und der Walfischfänger drei Landungsplätze hergerichtet werden, der eine bei der Stadt selbst, der zweite bei Kalkizaki und der dritte bei der Mittelinsel. Die Bürger der Vereinigten Staaten werden die japanischen Beamten natürlich mit der gebührenden Achtung behandeln.

3. Amerikaner, die sich auf dem Lande befinden, haben zu militärischen Anstalten und zu Privathäusern keinen Zutritt, wol aber zu Kaufläden und Tempeln.

4. Zwei Tempel werden als Ruheorte für Spaziergänger eingeräumt und auch besondere Wirthshäuser für sie errichtet werden.

5. In der Nähe eines Tempels zu Katizaki ist ein amerikanischer Begräbnisplatz eingerichtet worden.

6. Da es sehr schwierig sein würde, nach Hakodadi Steinkohlen zu schaffen, so verspricht Commodore Perry, sich in Washington dafür zu verwenden, daß die japanische Regierung von ihrer Verpflichtung, dort eine Kohlenniederlage zu errichten, befreit wird.

7. Die chinesische Sprache soll bei Verhandlungen nur dann angewendet werden, wenn ein des Holländischen kundiger Dolmetscher fehlt.

8. So oft in einem Laden Artikel ausgewählt werden, sollen sie mit dem Namen des Käufers und der Höhe des verabredeten Preises bezeichnet und in das Regierungsgebäude abgeliefert werden, wo sie an die japanischen Beamten zu bezahlen und von denselben auszuliefern sind.

9. Das Schießen von Vögeln und andern Thieren ist in Japan allgemein verboten und dieses Gesetz muß auch von den Amerikanern beobachtet werden.

10. Fünf Ri (2½ deutsche Meilen) bilden die äußerste Grenze, bis zu der die Amerikaner in Hakodadi gehen dürfen.

Keine Bestimmung war schwieriger zu erlangen gewesen, als die über die Grenzen von Simoda und Hakodadi. Die Japaner vertheidigten sich wie ein tapferes Heer, das geschlagen worden ist, aber noch auf dem Rückzuge dem Feinde den Boden Fuß für Fuß streitig macht. Was namentlich Hakodadi betrifft, so wollten sie die Fremden zuerst auf eine Straße, dann auf die ganze Stadt, später auf ein und zuletzt auf 3½ Ri beschränken. Sie entschuldigten ihre Hartnäckigkeit damit, daß die kaiserliche Gewalt sich weder 7, noch auch nur 5 Ri weit erstrecke, und in der That waren die Amerikaner Augenzeugen, daß die Grenze Simoda's in einer Entfernung von nur ½ deutschen Meile gezogen wurde. Das wahre Motiv war aber wol die Furcht der Japaner, daß der fremde Einfluß übermächtig werden könne, wenn man ihn nicht möglichst beschränke. Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten war noch nicht vergessen worden, und unser deutsches Sprüchwort von den Leuten, die sich die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen den kleinen Finger giebt, stand in Japan offenbar im höchsten Ansehn.

In Simoda wurden die Amerikaner mit Steinkohlen versorgt. Man hatte sie in Packförden von geflochtenem Reisstroh, natürlich mit großer Mühe und unter beträchtlichen Kosten herbeigebracht. Perry hatte wiederholt gehört, daß das Land viel Kohlen besitze und die Einwohner mit dem Gebrauch dieses Brennstoffes bekannt seien, aber hier wurde dies nicht bestätigt, denn die Kohlen waren von der Oberfläche des Lagers abgenommen worden, so daß wenigstens in dieser Gegend kein Bergbau auf Kohlen betrieben zu werden schien. Als man sie auf den Dampfschiffen versuchte, fanden die Maschinisten sie so unbrauchbar, daß keine



regelrechte Feuerung mit ihnen bewirkt werden konnte. Andere Kohlen, die man aus Japan nach Amerika mitbrachte, waren besser, ließen aber auch viel Asche und Schlacken zurück.

In den letzten Tagen kam es noch zu einigen Zwistigkeiten. Die Amerikaner hatten Segelstangen bestellt und sie bezahlt. Als sie abgeholt werden sollten, ergab es sich, daß die Japaner nicht einmal die Bäume gefällt hatten, die dazu aus- gesucht worden waren. Ferner wurden die Preise für alle Waaren so hoch gestellt, daß Perry ernstliche Beschwerde führte. Merkwürdiger Weise kam er nicht ein Mal auf den Gedanken, daß die Theuerung von ihm selbst herrühre und daß er den vertragsmäßigen Werth des Dollars viel zu niedrig, zu einem bloßen Drittheil seines Werths, angesetzt habe. Endlich kam auch die Angelegenheit des armen schiffbrüchigen Japaners, der auf einem der Schiffe als Matrose diente, wieder zur Sprache.

Eines Tages kamen mehrere Beamte an Bord und verlangten die Auslieferung des armen Menschen. Perry wollte ihre Forderung erfüllen, jedoch unter der Bedingung, daß der Japaner für sein Verbrechen, als Schiffbrüchiger in einem fremden Lande Aufnahme gefunden zu haben, nicht bestraft werde. In dieser Beziehung versprachen die Beamten alles Mögliche und wollten sogar jede verlangte Garantie bieten. Da der Schiffbrüchige als amerikanischer Matrose nicht gezwungen werden konnte, nach Japan zurückzukehren, so kam Alles auf seine Einwilligung an. Man führte ihn auf das Verdeck, wo er sich sogleich zitternd zu den Füßen seiner Landsleute warf. Diese schienen ihm eifrig zuzureden, daß er in sein Vaterland und zu seinen Verwandten, die sich sehr nach ihm sehnten, zurückkehren möge, aber Alles, was sie sagten, war in den Wind gesprochen. Wir wollen hinzufügen, daß der japanische Matrose im „Mississippi“ nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Einer seiner Schiffsgenossen, der sich seiner Bekehrung sehr angenommen hatte, nahm ihn mit sich auf eine kleine Besitzung, die er im Innern des Staates Newyork besaß, und dort scheint der Japaner sein Leben beschließen zu wollen. Einer der andern Schiffbrüchigen, die in China zurück- geblieben waren, stieg in Makao an Bord des „Mississippi“ und lebte später als Schützling des Commodore's in den Vereinigten Staaten.

Nach diesen Differenzen stellte sich die beste Eintracht her. Auch hier erhielt die Amerikaner einen Block für das Denkmal Washington's zum Geschenk. Unter den übrigen Andenken, die man ihnen mitgab, befanden sich mehrere der kleinen Hunde, die wir früher beschrieben haben. Die Unterredungen, die immer den freundschaftlichsten Ton annahmen, verbreiteten sich über japanische und nord-amerikanische Sitten, über Handelsinteressen, über die Revolution in China und namentlich über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

Am 28. Juni 1854 erfolgte die Abfahrt von Simoda. Man nahm Abschied von dem Lande, das sich seit Jahrhunderten so streng abgeschlossenen gehalten, und dessen starre Formen man durch eine kluge Paarung von zäher Ausdauer, drohendem Ernst und Humanität wenigstens in seinen äußersten Bollwerken gebrochen hatte. Der „Macedonian“ und das Transportschiff „Supply“ nahmen

die Richtung auf die Insel Formosa, der „Mississippi“, der „Powhatan“ und der „Southampton“ steuerten nach den Lintiu. Die drei letztern hielten sich so nahe als möglich an die östliche Seite von Ohosima, um die astronomische Lage derselben wie die Vorgebirge und Buchten kennen zu lernen. In einer der letztern landete ein Boot und man fand ein kleines Dorf, dessen armfelig gekleidete Bewohner sich am Ufer mit Waffen nach ihrer Art: Stöcken, Steinen und einer alten Flinte, aufstellten. Trotz ihres kriegerischen Gebahrens waren sie ganz freundlich und gaben den Amerikanern für Brod und Schweinefleisch einige Hühner und Gemüse. Wahrscheinlich war dies das erste mal, daß Christen auf Ohosima landeten.

Am 1. Juli war Perry im Hafen von Napa. Es war dies der fünfte und letzte Besuch der Amerikaner auf den Lintiu. Was inzwischen bei der Kohlen-niederlage vorgefallen war, schien die unfreundlichste Gesinnung der Inselbewohner anzudeuten. Amerikaner waren mit Steinen geworfen worden, ein Matrose hatte von einem eingeborenen Fleischer Schläge bekommen, ein anderer war segar unter Umständen, die auf einen Mord schließen ließen, an der Küste tod gefunden worden. Bei näherer Betrachtung erwiesen sich alle diese Vorgänge nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick aussahen. Die Steine hatten spielende Kinder geworfen, der geschlagene Matrose hatte dem Fleischer ein Stück Fleisch weggenommen und im Streit zuerst das Messer gezogen, und was den erschlagenen Matrosen betraf, so hatte er gegen eine Frau eine todeswürdige Schandthat begangen.

So wenig Perry daran denken konnte, für einen solchen Menschen Partei zu nehmen, durfte er einen Mord nicht ungeahndet hingehen lassen. Er verlangte eine strenge Untersuchung, und sie wurde ihm gewährt. Sechs Oberrichter bildeten den Gerichtshof, und der Regent wohnte mit seinem Schatzmeister den Verhandlungen bei. Was sich durch die Zeugenaussagen ergab, war Folgendes:

Am 12. Juni gehen drei amerikanische Matrosen in den Straßen von Napa umher, bemächtigen sich dort alles vorhandenen Salk's und betrinken sich. Zwei von ihnen schlafen ein, der dritte klettert über eine Mauer und stößt auf eine Frau, die er in empörender Weise mißhandelt. Ihr Geschrei lockt Leute herbei, vor denen der Matrose die Flucht ergreift. Man verfolgt ihn, man wirft ihn mit Steinen, und am Strande angekommen, fällt er ins Wasser und ertrinkt.

Ein Eingeborener hatte die Verfolgung angeflist, fünf andere waren besonders thätig gewesen. Ob der Matrose so ganz von selbst ins Wasser gefallen war, stand sehr dahin. Wahrscheinlich hatte man ihn durch Steinwürfe und Schläge bewußtlos gemacht und dann ertränkt. Obgleich dieser Thatbestand nicht erwiesen wurde, führten die japanischen Behörden den Rädelsführer auf Perry's Flaggen-schiff und überlieferten ihn den Amerikanern, damit diese ihn nach Oudbinken bestrafen. Der Commodore wies den Menschen zurück, und die einheimischen Behörden sprachen nun selbst das Urtheil. Gegen den Rädelsführer wurde lebens-längliche, gegen seine Gehülfsen zeitweilige Verbannung auf eine benachbarte Insel erkannt.

Bei dieser Untersuchung wurden die Amerikaner mit dem Gerichtsverfahren in peinlichen Fällen bekannt, das auf der Insel gilt. Seine einzige gute Seite ist

seine Oeffentlichkeit. In diesem Falle war sie übrigens eine eigenthümlich beschränkte, indem bloß der Regent mit seinem ersten Beamten und einige ausdrücklich eingeladene Amerikaner den Verhandlungen beizwohnten. Die Gerichtshalle öffnete sich nach außen, und dort knieten die Angeklagten auf dem Erdboden, mit dem Kopf, der sich gegen den Richter wendete, gerade so hoch über dem erhöhten Fußboden, daß man das Gesicht sehen konnte. Antwortete einer der Verbrecher nicht, oder hielt er hartnäckig mit der Wahrheit zurück, so hand man ihm die Ellenbogen auf dem Rücken zusammen, und zauderte er nun noch einen Augenblick, so schlugen ihn zwei Gerichtsdiener, die rechts und links vor ihm standen, mit dicken Stöcken in die Seiten. Diese Folter verfehlte ihren Zweck nie.



Ein küßender Bonze.

Die Jahreszeit war eine vorgerückte, aber noch klebten an den Thüren die beschriebenen Papierstreifen, welche die Stelle unserer Neujahrswünsche vertreten. Da das japanische Neujahr in den Frühling fällt, so nahmen die meisten dieser Glückwünsche auf das Erwachen der Natur Bezug. Einige hatten einen biblischen Charakter, in andern verrieth sich die ostasiatische Vorliebe für Uebertreibungen. Unsere Leser mögen die folgenden Neujahrswünsche mit den unsrigen vergleichen.

„Helle Wolken begrüßen die aufgehende strahlende Sonne, zehntausend Freuden heißen den Frühling willkommen.

Mögen Alle diese Tage allgemeinen Friedens besingen und sich in Gemeinschaft des Frühlingseintritts erfreuen!

Möge jede Thür Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet sein!

Dein Glück sei so groß als das Meer im Osten, und mögest Du so alt als wie die Berge im Süden werden!

Die Pflanz des Landes der Götter reißt in dreißig Jahrhunderten; möge das Haus am Seestrand mit neunzig Herbstern mehr gesegnet sein!

Die drei Sterne Frieden, ein Amt und ein hohes Alter mögen in Deiner Thür einziehen und Söhne, Reichthümer und Ehren Dein Thor segnen!

Alles Glück kommt vom Himmel.

Wie der Wind und das Licht ihren Umgang durch die Welt halten, so steigt der fröhliche Frühling vom Himmel zu uns nieder!“

Wie man sieht, spricht sich nur in einem dieser Glückwünsche ein frommer Gedanke aus. Alle andern beschäftigen sich mit den Reizen der Natur oder mit

den irdischen Dingen, die dem Menschen als wünschenswerth erscheinen. Sollte man daraus nicht fast schließen müssen, daß die gebildete Bevölkerung die Frömmigkeit den Priestern überläßt? Dieser Stand ist stark vertreten, und die Gestalt des hüßenden Bonzen ist in demselben Ausdruck, den sie in Japan und auf unserm Bilde hat, eine häufige Erscheinung. Die Rosenkränze, die man in den Läden kaufen kann, haben die folgende Form.



Japanische Rosenkränze.

Die Kohlen der Niederlage ließ Perry, da er sie für sich brauchte, an Bord schaffen. Das Gebäude wurde den Behörden mit der Bitte übergeben, es in Ordnung zu halten und alle Kohlen, die von Schiffen gebracht würden, darin aufzunehmen. Sie gaben dieses Versprechen ohne Rückhalt, wie denn überhaupt die Beziehungen der Amerikaner zu den Einwohnern fortwährend die besten waren. Dies zeigte sich namentlich, als der wichtige Zweck zur Rede kam, der Perry noch einmal nach den Lintiu geführt hatte.

Mochten nun Weisungen aus Japan eingetroffen sein, oder mochte der Regent durch das bestimmt werden, was er von den Amerikanern über ihren Erfolg in Kanagawa hörte, genug er machte gegen einen Handelsvertrag nicht die leiseste Einwendung. Gleich bei der ersten Zusammenkunft, die am 8. Juli stattfand, kam Alles zu Stande. Nur den Eingang des Vertragsentwurfs ließ der Regent nicht gelten, weil die Lintiu darin als unabhängig bezeichnet wurden. Diese Stelle, sagte er, würde ihm Verlegenheiten mit „China“ zuziehen, denn gegen dieses Reich habe er Lehnspflichten zu erfüllen. Was die Artikel des Vertrags selbst betreffe, so genehmige er sie und werde sie getreulich zur Ausführung bringen.

Er hielt Wort und verrieth nicht ein einziges Mal eine Hinneigung zu jener zögernden und gewundenen Politik Japans, welche Perry's Geduld auf so manche harte Probe gesetzt hatte. Am 11. Juli wurde der Vertrag unterzeichnet.

Diejenigen seiner Bestimmungen, welche mit denen des Vertrags von Kanagawa gleichlauten, übergehen wir. Eine Entscheidung über den Geldwerth wurde nicht getroffen und nur im Allgemeinen festgesetzt, daß Alles zu angemessenen Preisen verkauft oder geliefert werden solle. Die Behörden übernahmen die aus-

Steger, Japan.

drückliche Verpflichtung, sich auf keine Weise in den Verkehr der Amerikaner mit den Eingebornen einzumischen. Wenn Schiffe an den Liukiu scheitern, wurde verabredet, so wird bei der Rettung der Mannschaften und Güter thätige Hülfe geleistet und alle geborgenen Waaren sollen in Niederlagen geschafft werden, aus denen sie von andern Schiffen derselben Nation nach Erstattung der aufgewendeten Kosten abgeholt werden können. Eine Grenze, bis zu welcher landende Amerikaner gehen könnten, wurde nicht gezogen. Darin war dieser Vertrag von dem japanischen völlig abweichend, daß er den Amerikanern das Recht beilegte, überall frei, ohne begleitende Beamte und ohne Späher, umhergehen zu dürfen. Das an der armen Frau vollzogene Verbrechen rief den folgenden Zusatz hervor: „Wenn Amerikaner sich den Eingang in Häuser erzwingen, oder Frauen beleidigen, oder Leute zwingen, ihnen Waaren zu verkaufen, oder ähnliche ungesetzhliche Handlungen begehen, so sollen sie von den Ortsbehörden, ohne daß man sie mißhandelt, verhaftet und an den Kapitän ihres Schiffs zur Befrafung abgeliefert werden.“ Der übrige Inhalt bezieht sich auf die Lieferung von Holz und Wasser und auf die Anstellung von Lootsen.

Bei den amtlichen Zusammenkünften und Festen sahen die Amerikaner nichts Neues. Ihr patriotisches Gefühl empfand eine Befriedigung, indem auch hier unter den Gaben des Regenten ein Block für Washington's Denkmal war. In dem Perry diese Geschenke erwiederte, vergaß er die unglückliche Frau nicht, die der erschlagene Matrose gemißhandelt hatte. Die größte Freude machte er den Behörden nicht durch seine amerikanischen und europäischen Seltenheiten, sondern durch die Erklärung, daß er den Glaubensboten Betelheim mitnehmen werde. In ihren Freudenbecher fiel indeß ein Tropfen Barmherzigkeit: es war bereits ein anderer Glaubensbote da, der ehrwürdige Moreton, und diesen wollte Perry nicht mitnehmen. Trotz seiner Weigerung ließen sich die Behörden die Mühe nicht verdrießen, den Gegenstand noch einmal anzuregen, und schrieben folgenden Brief an den Commodore:

„Eine vorbereitete Erklärung. Scho = su = sing, Oberaufseher der Geschäfte im Königreich Liukiu, und Ba Rio = si, Schatzmeister zu Schudy, bitten Ew. Excellenz dringend, Ihre freundliche Aufmerksamkeit auf einige Umstände zu richten. Zeigen Sie Mitleid mit unserm kleinen Lande und führen Sie Betelheim und Moreton, die hier lange leben, in ihr Vaterland zurück.

In den Jahren 1846 kamen einige französische (englische) Offiziere hieher, und der Engländer (Deutsch = Ungar) Betelheim brachte sein Weib und seine Kinder mit, um bei uns zu wohnen, und sie verlangten Alle, daß wir ihnen täglich etwas gäben, woraus für uns fortwährend Aerger und Unruhe entstand. So oft ein englisches oder französisches Schiff erschien, stellten wir diese Umstände dringlich vor und baten, daß man diese Leute mitnehmen möge. Die Franzosen kannten unsere Noth, aber sie gingen 1848 in ihr Vaterland und kehrten nicht zurück. Betelheim hat seit Jahren hier gelagert und ist nicht gegangen, ja er hat Moreton hergezogen, damit er zum Mißbehagen des Volks, zum Unbehagen und Unglück des Landes seinen Platz einnehme und hier lebe.

Wir haben erfahren, daß Ew. Excellenz Macht über alle Meere Ostindiens, China's und Japans besitzt, und daß kein Schiff der westlichen Länder aus einem dieser Meere ins andere segeln kann, ohne daß Sie seine Bewegungen kennen und sie leiten. Deswegen schildern wir Ihnen unsere traurige Lage in allen ihren Einzelheiten und bitten Sie, Betelheim und Moreton mitzunehmen. Dies wird uns trösten, uns aus unserer bedrückten Lage erheben und uns in einer Weise verpflichten, die sich nicht ausdrücken läßt. Wir wünschen, daß Ihr Leben im Genuß des höchsten Glücks sich über tausend Herbste verlängern möge!"

Wir haben dieses Schreiben mitgetheilt, weil es einen Beitrag zur Beurtheilung der Frage liefert, welche Aussichten das Christenthum in Japan und im Königreiche der Liuksiu hat.

So wenig Perry den Glaubensboten Moreton mitnehmen konnte, eben so wenig durfte er die Bitte eines Einwohners erfüllen, der nach den Vereinigten Staaten mitsegeln wollte. Der Mann war ein Japaner, der in irgend einer Eigenschaft auf Groß Liuksiu lebte. In einer stillen Nacht schwamm er mit einem Kleiderbündel auf dem Kopfe zum Lexington und trug seinen Wunsch vor. Von dort wurde er auf das Flaggenschiff geschickt, damit Perry über ihn entscheide. Da dem Reiselustigen die Genehmigung seiner Behörde fehlte, so konnte Perry weiter nichts thun, als ihn an die strengen Geseze seiner Heimat gegen das Reisen zu erinnern und ihn an das Land zurückzuschicken.

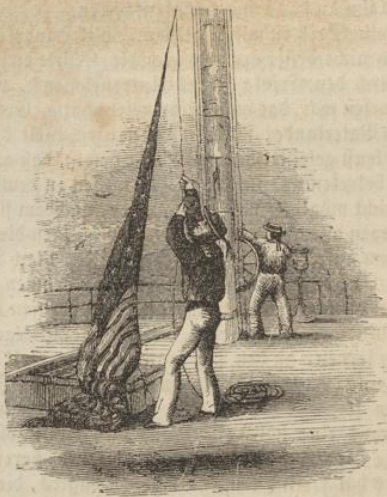
Perry hatte sein Werk rühmlich gethan. Mit Handelsverträgen, die man den Umständen nach nicht besser erwarten konnte, kehrte er in sein Vaterland zurück und bewies durch den Erfolg seines Unternehmens, wie sehr er des Vertrauens würdig gewesen war, das man in ihn gesetzt hatte. Er durfte sich sagen, daß er nicht bloß seinem Vaterlande, sondern der ganzen Welt durch die Erforschung von Japan einen Dienst geleistet habe. Es war gewiß, daß andere Völker den von ihm gezeigten Weg betreten und in seinen Fußstapfen zu demselben Ziel gelangen würden. Es war nicht möglich, daß die Japaner, nachdem sie einem Volke so viel bewilligt hatten, gegen alle andern, und besonders gegen die bisher bevorzugten Holländer, ihr System aufrecht zu erhalten vermochten. Nach Allem, was er in Japan gesehen hatte, mußte er die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß seine Thätigkeit in jenem Lande selbst die segensreichsten Folgen hervorrufen werde. Er hatte dort ein strebames, verständiges Volk gesehen, das bei jeder Gelegenheit seinen Drang, von den Fremden zu lernen, an den Tag legte. Dieses Volk war bisher künstlich abgesperrt worden, und dem hatte Perry ein Ende gemacht. Je mehr die Fremden Eingang finden, um so mehr müssen auch fremde Ideen und fremde Kenntnisse sich verbreiten, woraus eine höhere Bildung von selbst folgt. Dies ist in den wenigen Jahren, die seit Perry's Besuch verflossen sind, bereits in überraschender Weise geschehen. Es hat freilich immer etwas Gewagtes, die Entwicklung eines Volkes von so sehr abweichendem Wesen vorherzusagen zu wollen.

Bei der Abfahrt von Napa trennte sich das Geschwader. Der „Mississippi“, an dessen Bord Perry war, segelte nach Hongkong, der „Bowhattan“ zunächst nach Amoy, der „Macedonian“ mit dem Vorrathsschiff „Supply“ nach der chinesi-

schen Insel Formosa. Die letzte Reise ergab glückliche Resultate, indem die Amerikaner nicht blos einen guten Hafen, sondern auch vortreffliche Steinkohlen fanden, die ohne Mühe und Kosten auf die Schiffe geschafft werden können, weil die Lager dicht an der Küste liegen.

In Hongkong fand Perry Depeschen aus Amerika. Von den vielfachen Gemüthsbewegungen der letzten Jahre so angegriffen, daß auch sein Körper zu leiden anfing, hatte er schon von Japan aus um Urlaub gebeten, damit er sich in seiner Heimat wieder herstellen könne. Diesen Urlaub erhielt er jetzt, und es wurde ihm freigestellt, ob er im „Mississippi“ zurückkehren, oder den Ueberlandweg wählen wolle. Er entschied sich für das letztere, da die Verwickelungen mit den chinesischen Behörden, die sich von den Engländern auf die Amerikaner erstreckt hatten, eine Verminderung des amerikanischen Geschwaders für den Augenblick nicht rathsam machten. Er bestieg den englischen Postdampfer „Hindostan“ und war am 12. Januar 1855 in Newyork. Seine Abwesenheit hatte zwei Jahre und zwei Monate gedauert.

Am 23. April 1855 lief der „Mississippi“ in den Hafen von Newyork ein. Am folgenden Tage ging Perry an Bord und strich seine Flagge, wodurch er den Schlußakt seines ruhmreichen Unternehmens vollzog.





Japanischer Theegarten.

X.

Lord Elgin's Reise nach Jeddo.

Lord Elgin's Ankunft in Japan. — Anblick des Landes. — Bucht von Nagasaki. — Japanische Beamte an Bord. — Nagasaki. — Straßen. — Kaufläden. — Russischer Bazar. — Empfang des Vice-Gouverneurs. — Eine Promenade. Reitschule. Gärten. — Eine Hochzeit. — Abschied von Nagasaki. — Stürmische Nacht. — Bucht von Simoda. — Japanische Beamte. — Das amerikanische Gesandtschaftsgebäude. — Die Stadt. Häuser. Straßen. Kaufläden. — Ein Ausflug ins Land. — Einsiedelei. — Schweinheiligkeit. — Besuch beim Gouverneur. — Fahrt nach Kanagawa. — Ueberredungskunst der japanischen Beamten. — Nach Jeddo.

**P**erry hatte durch seine Expedition gezeigt, daß die Schranken, mit denen sich Japan dem Auslande gegenüber umgeben, nicht unübersteiglich seien, daß es nur einer klugen Verbindung von Ernst und Stolz mit Milde, von Schlaueit mit Offenheit, Gerechtigkeit mit Zähigkeit bedürfe, um jene künstlich geschaffenen Hemmnisse wenigstens theilweise zu beseitigen. Man hatte erkannt, daß letztere nicht im Charakter des japanischen Volks begründet liegen, sondern nur in frühern traurigen geschichtlichen Ereignissen und in der aus derselben ab-



geleiteten starren Politik der Regierung. Die Vereinigten Staaten und Japan hatten sich, mit einem Auge lächelnd, mit dem andern auf die Mündung der Geschütze blickend, über Champagner und Saki die Hände gereicht, Sternennanner und Büffelschweif flatterten vereinigt und beide Parteien berechneten als gute Kaufleute im Stillen die möglichen Prozente.

Da erwachte auch Europa aus seinem Schlummer; die Geschwister am Westende der alten Welt beeilten sich, eins nach dem andern, ihren herzlichsten Antheil an den Tag zu legen, den sie daran nahmen, daß Bruder Japan gewillt sei, sich wieder in die große Familie der handeltreibenden Völker aufnehmen zu lassen! Natürlich wollte man nebenbei dem japanischen Reiter, wenn irgend möglich, einige Federn ausrupfen, bevor er etwa gewitzigt, scheu oder bissig würde.

England, das in Ostindien und China gerade das Schlimmste überwunden und wieder im Stande war, etwas freier Athem zu schöpfen, fürchtete den Concurrenten in Ostasien, der ihm von der andern Seite der Welt her so unversehens nahe gerückt war. Was den Yankee's möglich gewesen war, das wollte John Bull auch versuchen, aber er wollte noch mehr thun als sein transatlantischer Bruder. Die englischen Kaufleute sollten mit den Amerikanern möglichst gleichzeitig am Platze sein, und wenn es irgend ginge, wollte man ihnen größere, wenigstens aber dieselben Vortheile sichern, die Perry seinen Landsleuten errungen. Vor Allem galt es dabei den geschmälernten Nationalruhm wieder herzustellen und den Amerikanern durch eine glorreiche That den Rang abzulaufen. Perry hatte aus zarter Rücksicht für seine japanischen Freunde an Bord sich begnügt, Jeddo aus der Ferne vom Mastkorbe aus durchs Fernrohr zu besehen, — er hatte eine Blöße gegeben. England beschloß nach Jeddo zu gehen und mit „God save the queen“ in die Kaiserstadt einzuziehen, — selbst auf die Gefahr hin, dadurch dem zeitigen Herrscher zum „Sich Aufschneiden“ zu verhelfen, wie man solches von seinem Vorgänger erzählte.

Schon wenige Jahre nach der Expedition des tapfern Commodore Perry sehen wir daher einen der höchsten Edelleute Englands, den Grafen Lord Elgin, als Bevollmächtigten Ihrer Majestät, mit den Schiffen „Furious“, „Retribution“, „Lee“ und der Dampfjacht „Emperor“, welche letzteres für den Kaiser von Japan als Geschenk bestimmt war, auf einer Reise nach dem Osten Asiens begriffen, mit der Losung: „Nach Jeddo!“

Ohne uns bei den üblichen Vorbereitungen zu einem solchen Unternehmen oder bei der Schilderung des gewöhnlichen Reisewegs nach Ostasien aufzuhalten, suchen wir denn sofort den edlen Lord vor Nagasaki wieder auf, wo er im Jahre 1858 glücklich mit seinem Geschwader angelangt war.

Die Schiffe, welche die Engländer trugen; segelten mit frischem Winde auf der glatten blauen See dahin, und bald tauchten am Horizonte die grünen Inseln von Iwojima empor; rüstig weiter steuernd, gelangten die Reisenden bald in die enge Mündung, vor welcher sich, wie ein Wächter, das prächtige waldbewachsene Eiland Popenberg gelagert hat, dessen schroffe Felsen Vieles erzählen könnten von den Verfolgungen der Christen; denn von ihrer Höhe

herab, gleichwie in Rom vom Tarpejischen Felsen, wurden die treuen Anhänger des Kreuzes gestürzt, um in den Wellen da unten den sichern Tod zu finden. Doch hinweg von den Bildern einer trüben Vergangenheit. Viel lieber schweift der Blick über die Hügel und Berge, die in malerischer Gruppierung sich in das Innere des Landes zurückziehen, überragt am fernsten Horizonte von dem schneebekränzten Haupte des Fuji-Zama. In allen Schattirungen vom dunkelsten Grün der Tannen bis zu dem gelbblühenden Gesträuch am Seestrande prangt das herrliche Land, und der ungetrübte tiefblaue Himmel spiegelt sich in der glatten Flut. Eine feierliche Stille, ein tiefer Frieden liegt über der ganzen Landschaft ausgebreitet, und selbst die Kanonen nebst den sie umstehenden Soldaten, welche die Ankommenden von den Tungari-Wällen beobachten, vermögen nicht, die allgemeine Harmonie zu stören.

Die Schiffe befanden sich jetzt dicht am Eingang der Bucht von Nagasaki; es zeigt sich ein japanisches Boot mit Beamten, die in direkter Richtung auf unsere Engländer zusteuern. Mit unnachahmlicher offizieller Geschäftigkeit, mit einer gewissen nachlässigen Sicherheit, schickten sich die Japaner an, auf das Deck des angekommenen Schiffes zu steigen, um sich über den Charakter und die Absichten der Ankommenden auf das genaueste und umständlichste zu unterrichten. Leider befand sich Niemand an Bord, der sie hätte verstehen können, denn sie sprachen Holländisch. Ihr florähnliches Übergewand, die weiten Beinkleider, die Gamaschen und „Fußhandschuhe“ gewährten den Augen der Gentlemen einen ganz ungewöhnlichen Anblick; und es wollte den Söhnen Altenglands, als sie die an jedem Mann angebrachten zwei Schwerter von Ferne an der Rehrseite hinausragen sahen, scheinen, als hätten sie es hier mit einer neuen Spezies von Zweifüßlern zu thun, die mit zwei Schweifen geschmückt sei. Als die wechselseitige Neugier hinlänglich befriedigt war, wurden die japanischen Herren bedeutet, sie möchten die Freundlichkeit haben, auf ihr Boot zurückzukehren. Obschon sie nicht vermocht hatten, aus den Fremden etwas herauszuforschen, verstanden sie doch den deutlichen Wink und zogen sich zurück. Ihr Boot blieb aber in geringer Entfernung in der Eigenschaft eines Wachtschiffes liegen.

Einige der Engländer setzten ans Ufer, um den holländischen Faktoreibeamten einen Besuch abzustatten. Sie fanden bei denselben eine herzliche, gastfreundschaftliche Aufnahme und erfuhren zu ihrer großen Freude, daß die Hindernisse, die von der Regierung den Fremden früher in den Weg gelegt worden waren, beseitigt seien, und daß sie sich in und um Nagasaki hinwenden könnten, wohin sie immer wollten. Lord Elgin schöpfte den Verdacht, daß die japanische Regierung den Fremden uneingeschränkte Freiheit in Nagasaki nur in der Absicht gewähre, um sie desto entschiedener von den übrigen Theilen des Landes auszuschließen, — eine Befürchtung, die nach den Erfahrungen früherer Jahre nur allzuviel Wahrscheinlichkeit hatte, die sich jedoch, Dank dem beiderseitigen guten Einvernehmen, nicht verwirklichte. Die Holländer boten sich sofort zu Begleitern an, als die Gäste wünschten, eine Umschau in Nagasaki zu halten. Die Stadt liegt am Ende der Bucht; da aber bei zunehmender Vergrößerung die

Häuser in der Ebene keinen Platz mehr fanden, so sah man sich genöthigt, selbst an die Berge sich anzubauen; ja manche Gebäude liegen so hoch, daß man in die steilen Straßen, die zu ihnen hinaufführen, steinerne Stufen hat ausbauen müssen. Die Stadt macht einen recht angenehmen Eindruck; überall herrscht der Sinn für Keilichkeit und Sauberkeit vor, und die Bewohner begegnen selbst dem Fremden mit solcher Zuorkommenheit, daß man allenthalben fühlt, man befinde sich in einem hoch kultivirten Lande. Zahlreiche Kaufläden ziehen das Auge des Vorüberwandelnden unwiderstehlich an. Tritt der Kaufstüige in einen derselben, so findet er ein buntes Gemisch von allerhand Waaren. Da sind Porzellangeschirre der verschiedensten Art, mit einer manchsaltigen Auswahl von Malereien darauf, da sind Lackwaaren in Menge, Arbeiten aus Eisen, Stahl, Papier, — kurz ein so farbenreiches, verschiedenartiges Durcheinander von Gegenständen, meist von so zierlicher, ansprechender Arbeit, daß die Versuchung zum Kauf groß genug ist. Hier findet sich ein ausgezeichnetes Fernrohr, dessen beispiellos billiger Preis überraschen muß; es kostet nämlich nicht mehr als acht Thaler; da steht ein allerliebste gearbeitetes Tischchen, mit verschiedenen Holzarten aufs künstlichste und geschmackvollste ausgelegt; dort wieder findet sich eine große Auswahl Taschentücher vor, die aus Papier gefertigt sind, und außerdem hundert andre mehr oder weniger fremdartige oder bekannte Dinge.

Die Japaner sind den Chinesen in vielen Beziehungen weit voraus. So abgesperrt man die Holländer an einem Punkte des Reichs festhielt, so sehr man sie bei ihren offiziellen Aufzügen händelte, Komplimente machen und tanzen ließ, so wußte man doch durch sie Mittheilungen über die europäischen Fortschritte zu erhalten und eignete sich einen guten Theil der auswärtigen Erfindungen an. Man merkt in Japan sogleich den wohlthätigen Einfluß, den der Umgang mit den Europäern durch zwei und ein halbes Jahrhundert auf alle ihre Verhältnisse ausgeübt hat. Manches wurde zwar bereits zu der Zeit, als die Holländer zu ihnen kamen, als einheimisches Fabrikat geliefert; aber, was ist das im Vergleich mit den astronomischen, geometrischen, mechanischen Instrumenten, den Manufakturen aller Art, deren Kenntniß sie den Holländern zu danken haben, und die jetzt selbständig aus ihren eigenen Werkstätten hervorgehen?

Auch die Russen haben einen Bazar und zwar auf dem Festlande. Er nimmt sich aus, wie eine große Karawanenstadt; es befindet sich derselbe auf einem gepflasterten Platz, umgeben von kleinen Holzhäusern und Verandahs, die von Verkaufsartikeln voll sind. Am Eingang sind natürlich die unvermeidlichen Polizeibeamten postirt, die eine ausgedehnte Controle zu führen haben, das Hauptgebäude auf dem Platze aber dient zum Wechseln des ausländischen Geldes gegen japanisches Papiergeld.

Nur allzuschnell war die Zeit über dem ersten Besichtigen von Nagasaki's Merkwürdigkeiten verstrichen; schon war der Abend angebrochen, und die Engländer beeilten sich, auf ihre Schiffe zurückzukehren. Aus dem Meere tauchte die volle Kugel des Mondes empor, rings mit ihrem zauberhaften Lichte die malerische Landschaft beleuchtend; dunkler hoben sich die Berge hinter Nagasaki,

aber Stadt und Vorstadt war noch von Tausenden von Lichtern erleuchtet, bis auch dort das rege Leben der Menschen allmählig verstummte; die Mannschaft der Schiffe suchte die Ruhe, deren sie bedurfte, eintönig plätschernd schlugen die Wellen an die Planken, die Wachen gingen abgemessenen Schrittes auf ihrem Posten auf und nieder, — sonst war Alles still.

Der Morgen entfaltete neues, frisches Leben, im Hafen wie in der Stadt; ein jeder ging wieder seinem Berufe nach. Auf dem „Furious“ aber entwickelte sich eine ganz besondere Regsamkeit, denn es galt, am Vormittage den Vice-Gouverneur Sr. japanischen Majestät zu empfangen. Es war um die zehnte Stunde, als derselbe, umgeben von einer Anzahl Begleiter, mit seinem Fahrzeug ankam, auf dessen Hintertheil die schwarz und weißen Flaggen, die Nationalfarben der Japaner, lustig im kühlen Morgenwinde flatterten. Der Vice-Gouverneur hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Mannes, mit „äußerst freundlichem Benehmen und sehr kurzen Beinen“, wie Lord Elgin berichtet; er verbeugte sich oft und schnell, und seine beiden Schwerter, die ihm zur Seite hingen, bewegten sich in entsprechender Harmonie auf und nieder. Seine Gamaschen reichten bis ans Knie, und die mit Strümpfen versehenen Füße stakten in Strohsandalen, — ein Anblick, der einem an europäische Toilette Gewöhnten mehr ein Lächeln als Respekt abzunöthigen geeignet ist. Das Frühstück ward aufgetragen; der Vice-Gouverneur mußte sich an Lord Elgin's rechte Seite setzen; und nun ging es an gut Essen und gut Trinken, wobei der Japaner sich des Messers und der Gabel mit einer vornehmen Zierlichkeit bediente, als hätte er stets in Gesellschaft der Gentlemen von Londons Westend gespeist. Der Vice-Gouverneur entledigte sich des Auftrages von Seiten des Gouverneurs, der sein Bedauern darüber aussprechen ließ, daß es ihm noch nicht vergönnt gewesen sei, Lord Elgin zu sehen, zugleich mit dem Ersuchen, die für seine Majestät als Geschenk bestimmte Yacht ihm zur Beförderung an ihren Bestimmungsort zu übergeben. Da aber der Lord, um einen triftigen Vorwand für die Reise nach Jeddo zu haben, die Erklärung abgab, er müsse unter allen Umständen Seiner Majestät die Yacht selbst steigen übergeben, so ließ der Vice-Gouverneur im Vertrauen auf die bereits bestehenden Verträge seine Einwände fallen. Und so nahm man von einander freundschaftlichen Abschied.

Das Wetter war überaus einladend und Lord Elgin beschloß, eine kleine Promenade in der Stadt zu machen. Auf seinem Wege kam er zu einer weiten Einfriedigung, an deren Eingang er 15—20 japanische Gentlemen fand, die auf ihren Pferden in dem Innenraume herumgaloppirten. Es war eine Reitschule, in der sich beständig das „Jungblut“ von Nagasaki vergnügte. Die Gesellschaft der jungen Herren gehörte den höchsten Ständen an, Edelleuten und Fürsten des Landes. Die Sättel waren nach demselben Muster verfertigt, wie die in China, nur mit niederem Polster und äußerst hart, so daß Einer, der an europäische Sättel gewöhnt ist, einen längern Ritt nicht ohne viele Beschwerde wird aushalten können. Die Steigbügel waren kurz und die Stegreife glichen sehr weiten goldgefirnigten Pantoffeln. Das Gebiß war stark, die Zügel von Musselin,

aber nichts desto weniger fest. Das Auffallendste an dem Aussehen der Reiter waren ihre Hüte; diese glichen überall vollkommen platten lackirten Schilden, an deren Spitze eine Menge von Schlingen befestigt waren; zwei kreuzten einander an dem Hinterkopfe, zwei unter der Nase und zwei mehr unter dem Kinn. Sobald die Reiter die Ankommenden erblickt hatten, sprangen sie eiligst von ihren Pferden und boten mit seiner Manier dieselben zum Reiten an. Lord Elgin bestieg eines und machte einen kurzen Ritt, und obgleich das Pferd eine große Geneigtheit zum Ausschlagen an den Tag legte, so saß doch der Lord fest in dem engen Sattel und überließ dann das Pferd wieder seinem Eigenthümer, der es lächelnd in Empfang nahm; er hatte jedenfalls die Europäer für schlechtere Reiter gehalten als die Japaner, war aber sichtlich eines Besseren belehrt worden. Im Ganzen hatte der Ausputz der Pferde etwas Verb-Mittelalterliches; nur



Ein japanischer Sattel.

die Hufe der Thiere eingewickelt sind; natürlich ist solch ein Roßschuh bald durchgetreten, so daß man genöthigt ist, bei einem längeren Weg sich mit mehreren vorzusehen; daher kommt auch die in Japan allgemeine Gewohnheit, Entfernungen nach „Pferdeschuhen“ zu bestimmen.

Von der Reitschule führte unsere Engländer der Weg durch mehrere Straßen nach einem jener zahlreichen Gärten, die der Stadt zur angenehmsten Zierde gereichen. Die Japaner sind, wie kein anderes Volk der Erde, Meister in der Landschaftsgärtnerei, einer Kunst, die man denn auch allenthalben angebracht findet. In dieser Stadt, die ungefähr 60,000 Einwohner zählt, giebt's nicht weniger als 750 Theehäuser, die alle von künstlichen Gärten oder viel-

mehr Parks umgeben sind. Köstlich duftende Blumenbeete, heimlich-trauliche Wäldchen, verstopfene Grotten, silbersprudelnde Springbrunnen, Terrassen, — Nichts ist gespart, um hier zu einem süßen Nichtsthun einzuladen. Unsere Engländer stiegen auf einen kleinen Hügel, um von da aus ein Panorama auf die Stadt zu haben, die sich zu ihren Füßen ausdehnte, mit all' ihrem geschäftigen, regen Treiben, mit ihrer Menge Straßen und den 62 Tempeln, groß und klein. Hierbei bot sich ihnen ein Schauspiel dar, das sie nicht wenig überraschen mußte. In den Hinterhäusern sahen sie ganze Familien, Männlein und Weiblein, Aeltere und Jüngere, unbefangen und ohne schamhafte Zurückhaltung unter einander baden, eine Gewohnheit, die freilich nicht geeignet ist, ein günstiges Bild von der Sittlichkeit der Japaner zu entwerfen. Ueber die Häuser hinaus schweifte der Blick über die Schiffe und das Meer und über die zahlreichen grünen Eilande, die vor der Bai von Nagasaki Wacht halten.

Als sie aus dem Theegarten traten, begegnete ihnen eine feierliche, wenn auch bunte Prozeßion. In einer Sänfte, welche geschmackvoller war, als die gewöhnlichen, trug man, wie ein Blick in das Innere derselben zeigte, ein junges Mädchen, mit weißem Kleid und langwallendem Schleier. Darauf folgte eine Menge festlich gekleideter Männer und aufs prunkendste herausgeputzter Frauen, Verwandte und Freunde des Mädchens. Sodann kamen die Musici, die lustig aufspielten und einen Wagen anführten, den mehrere wunderbar aufgeäumte Pferde zogen, und auf welchem Küchengeräthe, Matten, Möbels, ein Spinnrad und ein Webstuhl geladen waren. Auf Befragen, was dieser Zug zu bedeuten habe, erfuhr man, daß eine Braut, sammt ihrer Mitgift, in die Wohnung des Bräutigams gebracht würde. Also eine Hochzeit! Wie in Japan die meisten Ereignisse des Lebens mit bestimmten Ceremonien verknüpft sind, so sind auch mit dem heitersten Feste des Menschendaseins besondere Gebräuche verbunden. Wenn der Tag der Vermählung festgesetzt ist, so übersieht der Bräutigam seiner Braut so viele und so kostbare Geschenke als es seine Vermögensumstände irgend gestatten. Die Braut nimmt dieselben zwar in Empfang, aber nur, um sie an ihre Eltern abzutreten, als einen Beweis der Dankbarkeit für die genossene Erziehung. Die Eltern wollen aber auch nicht an Freigebigkeit zurückstehen, sondern machen nun wiederum der Tochter Gegengeschenke, die ihrem neuen Lebensberuf angemessen sind, und verbrennen hierauf feierlichst das Mädchenpielzeug. Dann fährt man die Habe der Braut in ihr zukünftiges Haus.

Vor der Wohnung des Bräutigams macht der Zug endlich Halt, und die Braut wird von zwei Führerinnen, Jugendgespielerinnen, in das Festzimmer geleitet, wo der Bräutigam inmitten der Verwandten und Freunde ihrer Ankunft entgegensteht. In der Mitte des Zimmers steht ein zierlicher Tisch, über den ein niedliches Kiefer- und blühendes Pflaumenbäumchen seine Nester breitet; auf der Platte sind Kraniche und Schildkröten, welche als Symbole der männlichen Kraft und der weiblichen Schönheit, sowie einer langen und glücklichen Ehe gelten. Auch darf die hochzeitliche Kerze nicht fehlen. Außerdem trägt ein Tisch daneben allerlei Gefäße zum Essen und Geschirre, mit Saki gefüllt. (Siehe Abbildung S. 237.) Die Braut beginnt nun, ihrer ersten Pflicht als Hausfrau nachzukommen. Sie schenkt fleißig ein, und das Zutrinken geht von Einem zum Andern, wobei eine Menge von Förmlichkeiten beobachtet werden. Am Abend kommen dann die geladenen Gäste und Alles ergötzt sich an Essen und Sakitrinken.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Ehe in Japan keine kirchliche Feierlichkeit sei, sondern lediglich durch die Staatsbehörden vollzogen werde. Raum aber läßt sich annehmen, daß ein Volk, wie die Japaner, dessen Sitten



Ein japanischer Pierdeschub.

und Gesetze eng mit den Lehren der Religion verknüpft sind, die wichtige Handlung der Eheschließung ohne irgend welche kirchliche Feier begeben sollten. Auch berichtet Thunberg, daß die Vorseier der Ehe unter den Gebeten und Segnungen der Priester vor sich gehe, begleitet von dem Brennen der Hochzeitsfackeln.

Gern hätten die Engländer ihren Aufenthalt bei den freundlichen Bewohnern zu Nagasaki länger ausgedehnt, wenn sie nicht den Bestimmungsort ihrer Reise, Jeddo, im Auge gehabt hätten. Es war, wie gesagt, beschlossen worden, daß die Dampfschiffahrt in Jeddo dem Kaiser selbst übergeben werden solle. Der Befehlshaber derselben, Ward, hatte den Auftrag hiezu und Lord Elgin begleitete ihn, um Jeddo in eigener Person betreten zu dürfen.

Wieder stachen die Schiffe in See, um nach Simoda zu steuern. Das Wetter schien die Fahrt begünstigen zu wollen. Aber das Meer ist ein launenhaftes Ding und voller Tücken. Gegen Abend hatten sich am Horizonte einzelne trübe Wolken gesammelt, die durchaus keine Gefahr zu bringen drohten. Bald jedoch rollte sich der dunkle Knäuel dichter zusammen, immer schwerer senkten sich die schwarzen Massen nieder, bis sich ein gewaltiger Regensturz prasselnd auf die Schiffe entlud. Der Sturm zog brausend heran und peitschte die schaumspüzenden Wellen an die schroffen Klippen; furchtbar brüllend mischte sich der Donner darein; — da plötzlich zuckt ein Blitz und erhellte mit seinem grellgelben Lichte die grauenvolle Scene; hohe Zackenfelsen ragten dicht vor ihnen drohend und unheilvoll empor! Es waren, wie man später erfuhr, die gefürchteten Felsen von Tschitschakoff. Die Schiffe, mit ihren Lichtern wie Irzwise auf dem Wasser tanzend, drohten jeden Augenblick zu zerschellen. Noch entging man durch eine kühne Wendung der Gefahr, aber die Nacht war so finster, daß die Reisenden vollständig im Unklaren schwebten, wo sie sich befanden. Erst der Morgen, der mit trüben, düstern Nebelmassen anbrach, gestattete ihnen, wenn auch nur wenig deutlich, zu beobachten, daß sie sich fast in unmittelbarer Nähe der Bucht von Nagasaki befanden. Sie liefen daher in dieselbe ein und blieben vor Anker liegen, während der Sturm in unablässiger Heftigkeit fortwüthete, so daß die Schiffe in beständiger Gefahr zu stranden schwebten. Aus solch' peinlicher Lage, in der Leben und Untergang sich so nahe berührten, wurden die Engländer erst am folgenden Tage befreit. Der Wind sprang um, und freudig, der entsetzlichen Gefahr entronnen zu sein, lichteten sie von Neuem die Anker und schwammen auf der beruhigten See mit geschwellten Segeln dahin.

Am Morgen des zehnten August erblickten die Reisenden den gewaltigen Bergriesen Fusi-Jama. An Gestalt und Charakter dem Aetna ähnlich, thürmt er sich 10 — 12000 Fuß über den Meerespiegel empor, wie ein Greis, der silberschimmernden Hauptes auf seine Kinder und Kindeskinde herabsehaut, die wiederum ehrfurchtsvoll den Blick zu ihm wenden und ihn anstaunen in seiner Majestät. Und dort, die Bucht von Simoda, welch' ein entzückender Anblick, wie einladend winkt der schöne Hafen! Ja, bei so heiterem, stillen Wetter mag man unbedenklich hier einlaufen und vor Anker liegen. Aber, wenn der stürmische

Südwind bläst, da tritt der Tod in hundert Gestalten an den Schiffer heran und das empörte Meer will seine Opfer haben. Hier war es, wo vor wenigen Jahren die russische Fregatte „Diana“ ihren entsetzlichen Untergang fand. Unbekannt mit den Gefahren, welche hier das trügerische Meer dem bereitet, der sich sorglos ihm anvertraut, wurden die Männer, welche auf der „Diana“ weither gezogen kamen, von einem Sturmvetter überrascht, wie es unsere Engländer zu empfinden hatten; aber leider waltete über jenen kein glücklicher Stern; hilflos, ein Spielball der empörten Wellen, ward die Fregatte an die schwarzen, verderbend drohenden Felsenriffe geschleudert und zerschellt.



Eine japanische Hochzeit.

Aber jetzt, an diesem Sommermorgen, schaute ruhig und mild der tiefblaue südliche Himmel hernieder; glatt lag die See da, wie ein Spiegel, und wie ein langer Schweif zogen sich die Furchen durch die Fläche, welche von dem im frischen Morgenwind leicht dahineilenden Fahrzeuge gepflegt wurde. Ein brauner Duft schwamm über den Häusern von Simoda, hinter der Stadt erhoben sich Hügel und Berge, die von einem gewaltigen silbernen Nebelschleier umflort waren. Warm begann die Sonne herniederzustrahlen, und wol wäre die Hitze unter diesem Breitengrade zu einer unangenehmen Höhe gestiegen, wenn nicht ein lieblicher Seewind mit kühlender Labung geweht hätte. Allmählig stiegen die Nebel,



durchbrochen von der mächtigen Sonne, dampfend empor, und gestatteten den ankommenden Engländern ein Schauspiel, wie es wenige Punkte der Erde zu bieten im Stande sind. Malerisch stiegen die grünen Hügelreihen des Landes empor, ihrer silbernen Dede entkleidet, unverwandt ward das Auge gefesselt von der blüthen- und farbenreichen Pracht der japanischen Vegetation. Waldungen, die zu ungestörter Raft wie geschaffen schienen; Felder, deren üppiges Wachsthum den Fleiß der Bebauer in hundertfältiger Weise zu lohnen versprach; allüberall, wohin das Auge schaute, ein lebensvolles Bild freischaffender Natur und änsigen Strebens eines hochkultivirten Volkes.

Immer näher kamen die Schiffe dem Orte ihrer Raft, ohne daß, wie es schien, ihr Herannahen bemerkt worden wäre. Schon mochte man sich im Stillen die Frage vorlegen, warum sich kein japanisches Schiff in Sicht zeige, da man doch wußte, daß die Regierung mit peinlichster, angstvollster Sorgfalt die ankommenden Fremdlinge zu durchmustern und schließlich sie von dem Betreten des Landes abzuhalten bemüht sei. Doch gemacht! Schon setzt sich vom Hasen aus eine Dschunke von ansehnlicher Größe in Bewegung, und nähert sich allmählig den Engländern; aufgehißt war die schwarz-weiße Flagge. Von beiden Seiten begannen nun die Signale friedlichen Begegnens zu sprechen, von beiden Seiten erscholl der Bewillkommungsruf in die prächtige Morgenlandschaft hinein, unterstützt durch das Abfeuern von Kanonen, und nicht lange, so befanden sich die Japaner auf den Schiffen der Engländer. Mit der aalglattn Geschmeidigkeit, wie sie nur diesem Volke des östlichen Asiens eigen ist, bewegten sich die Beamten, die „Spitzen“ der Behörde, unter den Europäern, unaufhörlich fragend und forschend, was denn ihr Hiersein zu bedeuten habe. Ohne im Geringsten hinter dem Berge zu halten, sprach Lord Elgin die entschiedene Absicht aus, nach Jeddo zu reisen, um sich durch den Augenschein von der vielgerühmten Stadt und den Räthseln, die sie annoch für die Fremden berge, möglichst genau zu unterrichten. Wer vermöchte die langen Gesichter der japanischen Beamten zu beschreiben, als sie von diesem nach ihrer Meinung unausführlichen und gefahrvollen Wagestück vernahmen! Mit einer Beredsamkeit, die den Mitgliedern eines europäischen Ständehauses gewiß alle Ehre gemacht haben würde, versuchten die geängsteten Japaner unsere Engländer zu überreden, doch ja ihre Reise nicht über Simoda ausdehnen zu wollen, am besten würde man sogar thun, wenn man stracks laufs nach Nagasaki zurückkehre. Doch all' ihre Rednertalente, die sie in verschwenderischer Weise aufboten, brachen sich an dem festen Beharren des Grafen Elgin. Es blieb ihnen daher, nachdem sie getreulichst ihre Pflicht gethan zu haben glaubten, nichts anderes übrig, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gingen; und, als trenne keine Schranke die beiden Nationen, beeiferten sie sich von nun an, all' ihre Liebenswürdigkeit und Höflichkeit aufzubieten, um den Engländern einen möglichst vortheilhaften Begriff von ihrer hohen Gesittung und Weltbildung einzuslöfen.

So war man denn ans Land gekommen und befand sich im Weichbild Simoda's. Der allgemeine Charakterzug, der durch alle Städte mit japanischer Be-

völkerung hindurchgeht, ist die Reinlichkeit und die Sauberkeit der Straßen und Häuser, die einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den Reisenden ausübten. Ohne Scheu dürfen sich die Japaner in diesem Punkte den gebildetsten Nationen der Erde an die Seite stellen und übertreffen darin besonders weit ihr Nachbarvolk, die stolzen, für sich über Gebühr eingenommenen, vorurtheilsvollen Chinesen.

Wir haben früher bei der Schilderung der Perry'schen Expedition bereits erfahren, welche vielen und großen Verdienste sich der energische Commodore um die Anbahnung eines freundschaftlichen Einvernehmens zwischen der japanischen Regierung und den Vereinigten Staaten erworben hatte. Es war seinen unausgesetzten, rastlosen Bemühungen gelungen, daß der Kaiser von Japan die Errichtung eines amerikanischen Konsulates in Simoda gestattete. Als Lord Elgin diese Stadt betrat, stand bereits das Gesandtschaftsgebäude in achtunggebietender Ausdehnung da, und die japanischen und nordamerikanischen Völkerinteressen fanden hier bereits ihren Vermittlungspunkt. Stolz erhebt sich das Konsulatshaus unweit des Hafens, und von seiner Zinne flattert das Sternenbanner der Union. Es ward dadurch schon von fern bezeichnet als der Punkt, wo Fremde und unmittelbar die Unterthanen der Vereinigten Staaten festen Fuß fassen, sowie Unterstützung und Vertretung beanspruchen können.

Lord Elgin hatte beschlossen, für den Nachmittag dem amerikanischen Konsul einen Besuch abzustatten und sich von ihm, wenn nöthig, über sein Verhalten gegen die japanische Regierung, unterrichten zu lassen. Der Konsul war ein äußerst freundlicher Mann, der den Lord mit aller erdenklichen Zuverlässigkeit willkommen hieß. Die Unterredung lenkte sich natürlicher Weise hauptsächlich auf die Beziehungen, die zwischen Japan, Amerika und England theils schon bestanden, theils einer größeren Ausdehnung und Entwicklung entgegengeführt werden sollten. Freilich ergab sich als Resultat ihres Gesprächs, daß zur Zeit die Bande noch allzulocker seien, welche Japan an Europa und Amerika knüpfen, und daß noch unendlich viele Schwierigkeiten und eingewurzelte Vorurtheile aus dem Wege zu räumen seien, ehe ein für die betreffenden Theile ersprießlicher Austausch der Ideen und Produkte herbeigeführt werden könne. In dessen ergab sich doch die jeweilige Lage der Dinge als eine so günstige, daß man glaubte sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, es werde die Zeit nicht lange auf sich warten lassen, wo die buntbeflaggten Schiffe aller gebildeten Nationen frei und ungehindert in die friedlichen Häfen des japanischen Kaiserreiches einlaufen würden.

Den folgenden Tag glaubte man benutzen zu müssen, um einen kleinen Ausflug in und um die Stadt zu machen. Die Häuser Simoda's sind fast durchgängig unansehnlich; und auch Lord Elgin fand, wie wenige Jahre vor ihm der Commodore Perry, kein einziges, außer dem Konsulatsgebäude, von Stein erbaut, obgleich Granit und andere Gesteine in Menge, ja fast in Ueberfluß vorhanden sind. Das Baumaterial ist Holz, nur die Zwischenwände der Zimmer werden nicht aus diesem Material gearbeitet, sondern aus Papier. Es ist unglaublich, in welcherlei Formen und zu welchen Zwecken das Papier angewendet

wird. Zwischen allen Abstufungen vom feinsten, durchsichtigen bis zum stärksten, holzartig festen Fabrikate bewegt sich der Gebrauch dieses japanischen Universalproduktes. Ebenso nackt und einfach aber, wie sich die Gebäude dem äußeren Anblick darstellen, ebenso sauber und prunklos erscheint das Innere derselben. Obgleich man vermuthen sollte, daß in den Breitengraden, unter denen Japan liegt, wenigstens in den südlicheren Provinzen, das Klima einen durchweg milden Charakter zeige, so gilt dies doch nur vom Frühling bis zum Herbst; der Winter dagegen bringt nicht selten eine sehr empfindliche Kälte mit sich. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn man beim Eintritt in ein japanisches Zimmer den nordischen Freund der langen Winterzeit wiederfindet, — den traulich einladenden Ofen. Da, wo kein Ofen sich befindet, wird wenigstens in der Mitte des Zimmers ein Becken mit Holzkohlen placirt, an dem sich Frostige wärmen, und dazu die unvermeidliche Pfeife anzünden. Das ganze Zimmer ist mit Matten ausgelegt; damit aber dieselben stets sauber und reinlich gehalten werden, ist es nöthig, daß man die Schuhe vor der Thüre auszieht, was allerdings ohne Aufenthalt und Anstrengung geschieht, da die Schuhe von Stroh sind, ähnlich einem Pantoffel, in welchem die große Zehe einen abgesonderten Platz findet, wodurch er leicht an dem Fuße festgehalten wird. Hieraus erklärt sich von selbst, daß die Japaner nicht so leicht und bequem einhergehen können, daß sie vielmehr einen schlurfenden, schleppenden Gang annehmen, auf der Straße wie im Haufe. Simoda hat keinen großen Umfang; ebenso war die Einwohnerzahl der Stadt seit dem Abschiede Perry's nicht nur nicht gestiegen, sondern eher im Abnehmen begriffen. Denn da das Einlaufen in den Hafen höchst unsicher und gefahrvoll und bei stürmischem Wetter fast unmöglich ist; so hat sich auch dort kein regeres Leben entfalten können, und Simoda ist bereits durch die wenige Meilen entfernte Stadt Uraga mit ihrem weiten gefahrlosen Hafen überflügelt.

Was bei einem Gang durch die Straßen der Stadt im höchsten Grade unangenehm berührt und das Auge des Europäers nur allzuhäufig beleidigt, das sind die unzüchtigen, schmutzigen Bilder, die in erschreckender Menge öffentlich zur Schau vor den Kaufläden aufgestellt sind. Dieses Gebahren wird von keiner Behörde gehindert, ein Zeichen, daß die Unsittlichkeit die tiefsten Wurzeln in diesem Volke geschlagen haben muß, und die allgemeine Verbreitung der sittlichen Verkommenheit nach der eben bezeichneten Richtung giebt wenig Hoffnung, daß eine Verbesserung dieser Zustände sobald zu erwarten sei. Die Kunst der Maler in Japan ist daher, wie man sich leicht denken kann, eine eben so zahlreiche als leichtfertige Klasse der Gesellschaft. Es finden sich unter denselben wahrhafte Künstler von auszeichnetem Talente, deren Leistungen selbst einem europäischen Maler alle Ehre machen würde; leider jedoch ist es höchst beklagenswerth, daß dort jene hohe Kunst so niedrigen Zwecken dienen muß. Unsere nach einem japanischen Original copirte Abbildung stellt einen Maler in der Arbeit begriffen dar.

Die Stadt war bald durchschritten und man befand sich bereits am Fuße jener reizenden, malerischen Hügel, welche der Landschaft ein so anmuthiges

Gepräge ausdrücken. Es waren vielfache Wege gebant, die bald in größerer, bald in geringerer Breite sich in das Hügelland hinausschlängelten. Unter Cedern und Kieferbäumen führte der Pfad dahin, üppige Moosrosen entfalteteten ihre herrlichen Blüten, Vögel sangen ihr frisches Lied in die würzige Luft hinein. Oben von der Spitze eines Hügels sah man ein meilenweites prächtiges Panorama; aus den grünen Baumgruppen schauten hie und da ländliche, schmucke Häuser hervor, gleich lieblichen, einladenden Ruheplätzen; weiterhin dehnten sich große Strecken trefflich bebauter Korn- und Reisfelder.

Nördlich von Simoda, etwa 1—2 Meilen ins Land hinein, sprudeln heiße, schwefelhaltige Quellen in ziemlicher Menge, die in ganz Japan als der Zufluchtsort kranker und gebrechlicher Menschen gepriesen werden. In der Sommerzeit entfaltete sich dort, inmitten malerischer Waldeinsamkeit, ein reges Wildbadleben, das freilich noch lange nicht zu der Höhe des Luxus gediehen ist, welcher in unsern europäischen Bädern die Reichen, Kranke und Gesunde, von Nah und Fern herbeilockt. Einfache Bretterhäuser, mit den nothdürftigsten Utensilien versehen, ist Alles, was hier der Kurkäfte harret, die schon zufrieden sein müssen, wenn das Wasser seine heilspendende Kraft bewährt, mochte die „Badesaison“ auch sonst viele Unbequemlichkeiten bieten und manche Entbehrungen des gewohnten Comforts auferlegen.

Eine äußerst kleine Behausung auf einem Berge zur Linken, halbversteckt von Cedern und wie in eine Felspalte eingekesselt, zog die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich. Wer mochten wol die oder der Bewohner dieses einsamen Gebirgshäuschens, dieser wahrhaften Einsiedelei, sein? Die Neugierde lenkte ihre Schritte nach dieser Richtung. Mühsam hatten sie den steilen Pfad, über den sich stellenweise große mächtige Granitblöcke wie eine drohende Decke legten, erklimmen und befanden sich nun in nächster Nähe der Hütte, dem Ideal aller Einfachheit und Schmucklosigkeit. Die Ankunft der Fremdlinge war innen wohl bemerkt worden. Der Bewohner dieser Eremitage war ein betagter Mann mit silberweißem Haar; seine Bekleidung war höchst mangelhaft und abgenutzt, in seinen Zügen sprach sich ein auffallend tiefer Ernst aus. Mit finstern Angesicht trat er aus seiner Hütte den Engländern entgegen, die ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß es nicht in ihrer Absicht liege, seine Ruhe zu stören, daß sie aber große Lust hätten, das Innere dieser Klustbehauung in näheren Augenschein zu nehmen. Zwar schien der Eremit nicht sofort geneigt zu sein, sein kleines Heiligthum den profanen Blicken der fremden Besucher preiszugeben; jedoch die beredte Zeichensprache derselben vermochte ihn endlich zu bestimmen, sie in das Innere eintreten zu lassen. Der Einsiedler hätte nicht nöthig gehabt, seine Hütte als ein geheimnißvolles

Sieger, Japan.

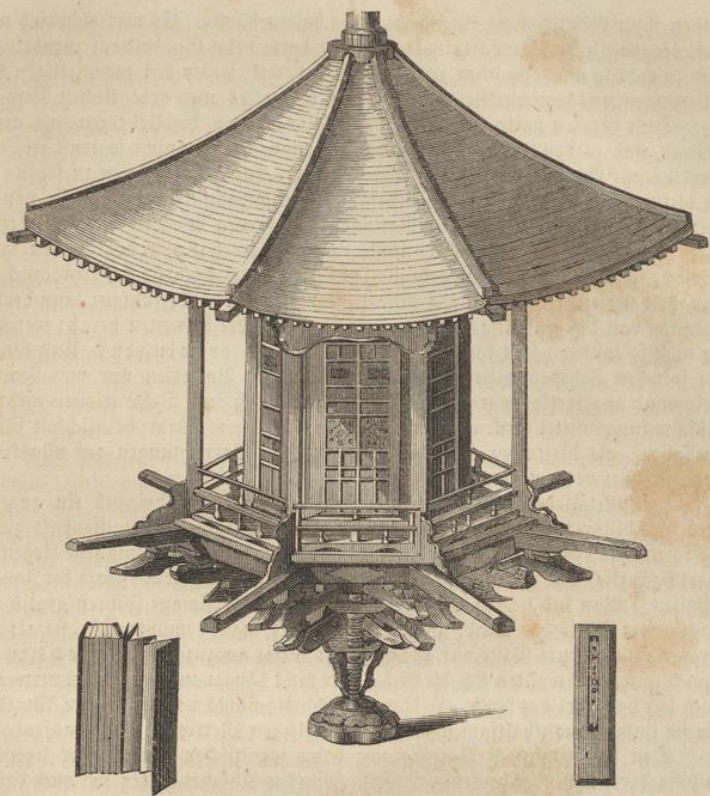


Japanischer Mater.

Kirchlein erscheinen zu lassen; denn außer einer schlechten rauhen Decke und einigen religiösen Geräthschaften, wie dem Rosenkranz und dem Gebetsstischlein, war nichts in diesem kleinen, ärmlichen Raume sichtbar. Die Fremden boten dem Greise zum Abschied ein kleines Geschenk an, das er aber beharrlich zurückwies. Es war dies unbestritten die seltsamste Persönlichkeit, die ihnen seit ihrer Ankunft in Japan entgegengekommen war. Als sie daher nach Simoda zurückgekehrt waren, verschafften sie sich Auskunft über den räthselhaften „Alten vom Berge“, aus dessen eigenem Mund sie so gern Einiges vernommen hätten, wenn sie der japanischen Sprache mächtig gewesen wären. Sie erfuhren denn, daß jener Greis durch eine Schule langer, bitterer Leiden gegangen sei, und daß er endlich, müde des lauten Getriebes der Menschen sich in diese Waldeinsamkeit zurückgezogen habe, um fortan sein Leben den höheren Betrachtungen der Religion zu widmen. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß dieser Greis allmählig einen hohen Ruf der Heiligkeit genoss, und daß seine winzig kleine Behausung der Wallfahrtsort heilsbedürftiger Seelen ward.

Das religiöse oder vielmehr kirchliche Leben in Japan durchdringt alle Schichten und Klassen der Bevölkerung und die staatlichen Einrichtungen und Gesetze hängen aufs innigste mit den kirchlichen Formen zusammen; letztere sind die Grundlage für jene. Wie aber im gewöhnlichen Verkehrsleben das Ceremoniell einen so wichtigen Bestandtheil bildet, so bewegt sich auch das Wesen der Kirche zumeist in der Beobachtung der vorgeschriebenen Formeln. Nicht die Macht der Ueberzeugung, nicht das innerste Bedürfniß kirchlicher Handlungen, sondern nur allzubühlig öffentliches Schaugepränge, hohles Formelwesen ist der hauptsächlichste Charakterzug fast aller Glaubensfekten. Es gehört zum guten Ton, es ist eine Forderung der Mode, sich zu öfteren Malen in Ausübung religiöser Handlungen sehen zu lassen, und so weit geht das Zurschauftragen der Frömmigkeit, daß sich Wohlhabendere oft auf den Straßen und bei größeren Reiseunternehmungen ein kleines von Holz erbautes und daher nicht allzuschweres Gebetshäuschen nachtragen lassen. Unsere Abbildung stellt eine solche tragbare Kapelle, die nach Art einer Sänfte von zwei Leuten bequem transportirt werden kann, dar. Die beiden Seitenfiguren veranschaulichen einen zugeklappten und aufgeschlagenen Windschirm, wie solche die Kapelle zu dreien Seiten umgeben.

Am anderen Tage wurde dem Gouverneur ein Besuch abgestattet. Es war fast vorauszusehen, daß auch von ihm den Engländern die ernstesten und einbringlichsten Vorstellungen gemacht würden über das kühne Unterfangen einer Fahrt nach Jeddo. Eine geraume Zeit dauerte die Unterredung, in der jede der beiden Parteien auf ihren Meinungen und Anschauungen beharrte; dabei aber herrschte ein so zuvorkommender, höflicher Ton, daß er in Lord Elgin den günstigsten Eindruck hervorrief. Schließlich jedoch strich der japanische Gouverneur die Segel vor der eisernen Beharrlichkeit des englischen Grafen. Die „Geschäfte“ waren somit erledigt, und der Herr des Hauses beeilte sich, Thee und Konfekt zu serviren, ohne die nie fehlenden Pfeifen zu vergessen. Man plauderte hierauf von allerhand Dingen; die Japaner waren begierig, Zustände und Begebenheiten



Tragbare Kaselle.

ten aus dem europäischen Staats- und Völkerleben kennen zu lernen, die für sie von dem wichtigsten Interesse zu sein schienen; und die Engländer ihrerseits nahmen keinen Anstand, das Wichtigste der jetzigen Zeitgeschichte darzulegen; nicht mit gleicher Ausführlichkeit wurden sie von den Japanern in Bezug auf deren Land und Volk bedient; vielmehr zeigten diese sich zurückhaltend und wanden sich mit Aalglätte durch die Fragen hindurch, durch deren Beantwortung sie irgend etwas zu „verrathen“ glaubten. Die Unterredung war für beide Theile als höchst interessant zu bezeichnen; das Meiste dabei hatten freilich die armen Dolmetscher zu thun, die kaum zu Athem kommen konnten, und die zuletzt in Folge der Abspannung nicht ganz unverkennbare Zeichen gaben, daß nun der

Faden ihrer Geduld nicht allzulange mehr halten dürfte. Es war ohnedies mehr Zeit vergangen, als Lord Elgin beabsichtigt hatte beim Gouverneur zuzubringen, und so machte man sich denn zum Ausbruch bereit, unter den gegenseitigen Versicherungen auszeichneter Hochachtung und alles nur erdenklichen Respekts.

Dem Grafen hatte sich auch durch diesen Besuch die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es den Japanern im Grunde genommen gar nicht so ernst sei, allen Verkehr mit Europäern aus den Grenzen ihres Landes verwiesen zu sehen; daß es vielmehr die Furcht und das Gefühl der Schwäche ist, welches sie von der Berührung mit den mächtigen Nationen des fernen Westens für den Bestand ihrer Macht in Ostasien fürchten läßt. Der Schein hat auch dort seinen trügerischen Schimmer über Alles gebreitet. Wie sicher mochten sie sich einst durch ihre Klugheit fühlen, wenn fremde Schiffe an ihren Küsten vorbeifuhren; denn drohend schauten von den gewaltigen Wällen die Schlünde der Kanonen herab; wer hätte da noch so tollkühn sein können, eine Landung zu erzwingen? Und konnten die fremden Schiffer wissen, daß die meisten der Batterien nur von bemalter Leinwand angefertigt waren? Die Annahme, daß jene Dekorationen mehr als Abschreckungsmittel dienen sollten, scheint eine größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, als diejenige, daß die Japaner diese Vorrichtungen zur Masirung der Geschütze verwendeten.

Die Mitglieder der englischen Gesandtschaft hatten übrigens ein angenehmes und billiges Reisen; Jedermann wies ihre Bezahlung gewissenhaft zurück, sei es nun aus Gehorsam oder aus Furcht vor der Regierung, und jene ließen sich, hierin gänzlich von Perry's System abweichend, die Gastfreundschaft der Japaner gefallen. Man lud sie ein zu Thee und Tabak, setzte sie auf Fahren gratis über von einem Theil der Stadt zum andern, kurz man bemühte sich, sie als gute Freunde und theure Gäste auf alle mögliche Weise auszuzeichnen. Doch trotz alledem konnten und wollten sich die Engländer nicht länger an diesem Orte verweilen; noch lag das Ziel der Reise, Jeddo, vor ihnen; nichts vermochte ihre Ungeduld, die sie immer unaufhaltbar nach jener gewaltigen Metropole trieb, aufzubalten.

Den Morgen nach dem Besuche beim japanischen Gouverneur liefen die Schiffe der Engländer aus dem Hafen. Vor der Abfahrt hatten sich auch daselbst die Behörden des Landes eingefunden und gaben den Gästen ein kurzes Geleit. Als man sich trennte, ertönten von den Fahrzeugen beider Nationen die Salutirsalven und ein frischer Morgenwind blies in die Segel und Flaggen. Der Weg, den die Schiffe einschlugen, hielt sich immer dem Ufer möglichst nahe, um vom Lande selbst eine deutlichere Ansicht zu haben. Zuerst flogen sie bei einem langgedehnten Tafellande vorüber, das mit seinen weiten gutgepflegten Getreide- und Reisfeldern sich ins Festland hinein verlor; darauf hob sich eine grüne Hüggellandschaft ab und im Vordergrunde schauten kleine sichtengekrönte Eilande aus der dunkelblauen Meeresfläche empor; auch nackte, unbewachsene Nisse ragten zackig aus der Flut; auf manchen derselben konnten sich Schaaren von Seehunden von jedem Alter, von acht Fuß bis zu einem halben Fuß herab, die bei Annäherung der Schiffe mit plumpen Sprüngen ins Meer niedertauchten. Die

Luft war äußerst durchsichtig, die See lag glatt wie ein Spiegel und ihre tiefblaue Färbung erhöhte noch den Reiz der vor den Blicken der Schiffsmannschaft aufgerollten Scenerie, deren Hintergrund von schneebedeckten Gebirgsfegeln umsäumt war, während die an die Küste vorgeschobenen mächtigen Basaltlager von hochanstrebenden Cedern überragt wurden. Hie und da sah man auch Bimssteinstücke treiben, ein Zeichen des vulkanischen Bodens, und zwischen diesen plätscherten Medusen und in zahlreicher Menge die zartfarbigen sogenannten „portugiesischen Kriegsschiffe“, eine Nautilusart. Auch kleinere Dörfer mit Fischerhütten zeigten sich auf der Höhe der Felsen, welche letztere manchmal senkrecht steil ins Meer hinabfielen. Die Menschen waren nur durch das Fernrohr deutlich sichtbar; unter ihnen zeichneten sich hauptsächlich einzelne mit wasserdichten Papierröcken bekleidete aus — wahrscheinlich Beamte, die nirgends in Japan fehlen dürfen.

Am Ende der Fahrt liefen die Schiffe in der Bucht von Kanagawa ein. Wir wissen bereits aus den Berichten der Amerikaner unter Commodore Perry, daß diese Stadt nur noch etwa vier deutsche Meilen von der Hauptstadt Jeddo entfernt liegt.

Auch hier sollten die Engländer wiederum empfinden, daß Niemand seinem Gesichte entfliehen könne, das heißt auf gut japanisch, den Polizeibeamten, höheren und niedrigeren, sowie den landesüblichen Spionen. Auch sie begannen wieder das alte tröstliche Lied von der Heimkehr nach Nagasaki zu singen. Die Beamten fühlten wohl, daß hier, auf der letzten Station vor Jeddo, der letzte und Hauptsturm auf die Fremden gewagt werden müsse. Ueberschritt Lord Elgin diese äußerste Grenze, wie einst Caesar den Rubicon, so war, nach ihrer Meinung, Alles verloren. Wenn die Engländer schon zu Nagasaki und Simoda der Aufbietung japanischer Uebersetzungskunst alle Bewunderung hatten zollen müssen, so war das doch Alles unbeholfen und plump zu nennen gegen die hier entwickelten Spitzfindigkeiten und Winkelzüge, die aus unerschöpflichem Quell zu fließen schienen. Da war ein geschäftiger Austausch von allerlei Ansichten, die jede Partei festhielt. Dolmetscher waren in voller Thätigkeit, und Jeder hing an ihrem Munde, als erwarte er einen Orakelspruch. Protokollanten der Japaner saßen vor mächtigen Tintenfassern und schrieben mit gewandten Pinseln den Inhalt der beiderseitigen Verhandlungen nieder, und pfiffig blinzelten die Augen der Spione nach allen Richtungen umher, um vielleicht etwas Verdächtiges erspähen und pflichtgetreuen Rapport darüber abstellen zu können.

Aber Alles vergebens. Die Sturmwoogen und Sprühfluten der japanischen Beamten-Dialektik brachen sich an dem felsenfesten Beharren des englischen Botschafters auf dem einmal gefaßten Beschlusse. Die „Dampfyacht“ Ihrer Majestät der Königin Victoria sollte und mußte dem Kaiser eigenhändig von Sr. Excellenz übergeben werden, und zwar inmitten der eigenen Residenz, — davon wich man keinen Zoll breit ab. Was war zu thun? Die Angst der Japaner steigerte sich von Minute zu Minute und malte sich auf ihren bronceenen Gesichtern ab; sie für ihren Theil hätten die Fremden gern ziehen lassen, wohin sie wollten; aber die



Befürchtung, in Ungnade bei Sr. Majestät zu fallen und ihre ganze Existenz für die Zukunft gefährdet zu wissen, ließ sie eine höchst klägliche und verzweifelungs-volle Rolle spielen. Sie lernten sich jedoch allmählig in ihr Schicksal ergeben und suchten sich zu trösten über das, was nicht zu ändern war.

Kanagawa selbst ist eine große, höchst respectable Stadt, in der sich jedoch der Lord nicht länger aufzuhalten gedachte, denn die fast unmittelbare Nähe der Hauptstadt ließ ihn hier keine bleibende Stätte aufschlagen. Gleichwol wünschte er, in näheren Beziehungen zu den Behörden zu stehen, und als Vermittlungs-person ließ er daselbst den Kapitän Osborn zurück, einen Mann, auf dessen Eifer und Pflichttreue sich der Graf verlassen konnte.

Und nun, nachdem er Alles geordnet hatte, was unter solchen Umständen zu thun war, stand nichts mehr im Wege, was die nur noch kurze Fahrt nach Jeddo hätte verzögern können. Mit geschwellten Segeln ging es daher wieder in See, immer der Küste entlang, und auf keiner Strecke der langen Reise von Englands Küsten bis zu den fernen Ländern des östlichsten Asiens mag unsern Reisenden die Brust so voll, das Herz so weit gewesen sein, als auf diesem kleinen Weg von Kanagawa nach Jeddo. Wußten sie ja noch immer nicht, welche Aufnahme man in der kaiserlichen Residenz finden würde. Mißglückten die Pläne, auf deren glückliche Ausführung man so große Hoffnungen für die Zukunft baute, so war die ganze Expedition so gut wie überflüssig; denn alle die Punkte, welche die Engländer bis jetzt passiert hatten, waren bereits durch die Gesandtschafts-reisenden anderer Nationen, wie der Holländer, Russen und Nordamerikaner, hinlänglich bekannt geworden. Jetzt aber galt es, den eigentlichen Schlüssel zu Japan zu erlangen, dessen gewaltiger Schrein die Hauptstadt selbst war. Mit der Erschließung Jeddo's, so glaubte man zuversichtlich hoffen zu dürfen, mußten alle übrigen Schranken fallen, die zwischen Ausländern und Japanern bisher noch bestanden.



Japanisches Schreibzeug.



Fortz im Hafen von Jeddo.

## XI.

### Panorama von Jeddo und Umgebung.

Einlaufen des englischen Geschwaders in die Bai von Jeddo. — Besuch der japanischen Kommissionäre. — Vergebliche Ueberredung zur Rückkehr. — Japanische Damen im Hafen. — Landung und Umzug Lord Elgin's in Jeddo. — Das Gesandtschaftshaus. — Aristokratisches Viertel. — Fürstenpaläste. — Der Palast des Kaisers. — Die Citadelle. — Die Häuser von Jeddo. — Conferenz mit den Ministern. — Vertragseinleitungen. — Ein Ritt in die Umgegend von Jeddo. — Ein buddhistisches Kloster. — Der Quawontempel. — Theegärten.

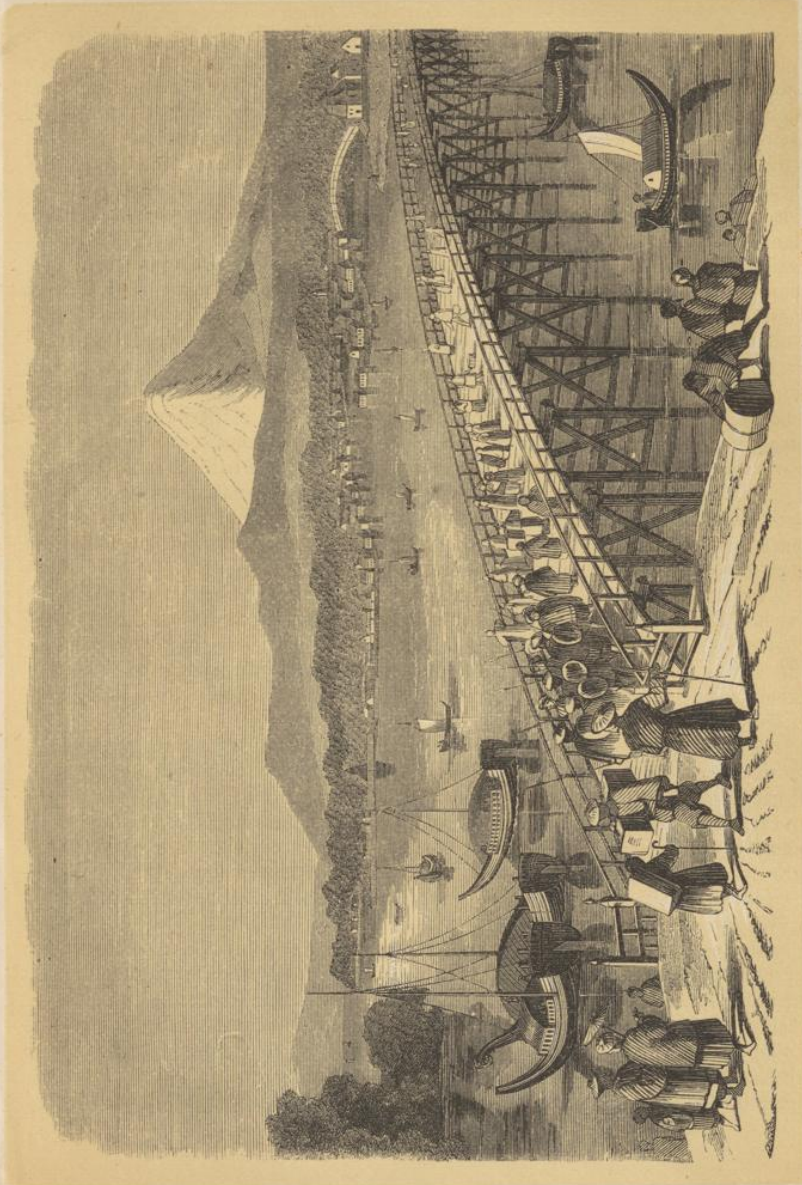
**N**ögleich die Russen gegen Lord Elgin behauptet hatten, daß das Einfahren in das Innere der Bai von Jeddo für größere Fahrzeuge höchst gefährvoll sei, da das Meer zu wenig Tiefe habe, so setzte er doch seinen Plan durch, weil er, wie es sich bestätigte, hinter dieser Aeußerung die wohlgemeinten Abmahnungen

der Japaner zu hören vermeinte. Rüstig und frisch dampfte das Geschwader der englischen Botschafter auf die Niesenhauptstadt los. Aber wer beschreibt das Erstaunen und die Bewunderung der Engländer, als sie europäisch aufgetakelte Schiffe im Hafen vor Anker liegen sahen! So schien also der Ruhm, den man darein setzte, die ersten europäischen Fahrzeuge in die innere Bai von Jeddo bugsiert zu haben, gerade im hoffnungsvollsten Augenblicke in eitel Rauch aufzugehen. Schon begannen Stimmen des Mißmuths über die herbe Täuschung laut zu werden, sie sollten jedoch bald verstummen, als man näher an jene herankam. Man gewahrte an denselben die weißen Flaggen mit der rothen Kugel, das untrügliche Wahrzeichen, daß die genannten Fahrzeuge der Marine Sr. kaiserlichen japanischen Majestät gehörten. Wie sie aber zu dem vollkommen europäischen Aussehen kamen, darüber blieb man im Unklaren, bis man später erfuhr, daß sie nach dem Muster alter holländischer Schiffe auf den japanischen Werften vor Kurzem gebaut worden seien. Uebrigens hatten die Russen und Japaner in Bezug auf die, Eingang erwähnte Behauptung insofern Recht, als drei englische Meilen vom Ufer und fünf vom Landungsplatze der Wasserstand so seicht wurde, daß man schlechterdings nicht vermochte die Fahrzeuge weiter vorwärts zu treiben. Man war daher gezwungen, die Anker an dieser Stelle fallen zu lassen.

Da lag also, in fast unmittelbarer Nähe, vor den Engländern die ungeheure Stadt, nach der ihr „freudig Sehnen“ stand. Hoch schlug den Angekommenen das Herz und eine freudig gehobene Stimmung bemeisterte sich der sämmtlichen Schiffsmannschaft bis herab zum Schiffsjungen.

Gegenüber lag die Vorstadt Sinagawa, vor ihnen standen in Parade die fünf neu erbauten Festungswerke, hinter denen die Häusermassen von Jeddo sich dehnten. Weiterhin spannte sich über den Todagawa-Fluß die größte und belebteste Brücke Jeddo's, Nippon Bas, von der aus alle Entfernungen ins Land hinein gemessen werden. Ueber Alles aber erhob ehrwürdig sein graues Haupt der Fuji-Yama. (Siehe das beigegebene Tonbild.)

Kaum waren die Engländer angekommen, als auch schon Beamte von allen Distinctionen, gefolgt von ihren Spionen, herbeieilten. Den Japanern war es im höchsten Grade bestrebtlich vorgekommen, in Lord Elgin allein die Hauptperson des Geschwaders erblicken zu müssen, während doch nach ihrer Anschauung kein anderes Ich in Gestalt eines Spions nicht hätte fehlen dürfen. Als jedoch der Lord im Laufe der Unterredungen und Verhandlungen einmal unterschrieb: Graf v. Elgin und Kincardine, da war es ihnen auf einmal klar geworden, daß Kincardine, den freilich Niemand sah noch hörte, der beigezeichnete Spion des Lords sei; und kaum vermochte man sie von ihrem Irrthume zu befreien durch die Versicherung, daß beide Namen einer und derselben Person angehörten. Die Begrüßungsscene auf dem „Furious“ bot ein lebhaftes und ergötzliches Bild dar, was zum guten Theil der außerordentlichen Geschäftsthätigkeit und dem unermüdeten Pflichteifer der japanischen Beamten zuzuschreiben ist, und unter diesen wieder hauptsächlich den Schreibern, die mit rasender Schnelligkeit mit dem langen Griffel über große Papierflächen fuhrten, um jedes gesprochene Wörtlein getreulichst zu protokollieren.



Ausicht von Heddo.

Steger. Die Nipponfahrer.

Steyzig: Verlag von Otto Spamer.

Das  
dasi  
welch  
angeh  
gemach  
ren; h  
finden  
gai Gen  
Simoda  
Der  
er und  
gingen  
von der  
nagare  
richte  
vertief  
Verju  
in alle  
in die  
die  
ken.  
Gesch  
gier,  
schen  
von  
Geld  
besagt  
lichen  
Gleich  
sen  
blau  
messen  
lichen  
besind  
gruppe  
Lerd  
in den  
Stadt  
british  
den n

Daß auch die „Spitzen“ ihrerseits alle Gehörorgane in Spannung hielten, bedarf wol keiner weitem Versicherung. Die Namen der sechs Kommissionäre, welche hierbei fungirten, hat der Sekretär Lord Elgin's, Oliphant, sämmtlich angeführt. Diesem wurde nämlich von Higo-no-kami ein Fächer zum Präsent gemacht, auf welchem zum Andenken die Namen jener Personen aufgezeichnet waren; sie mögen auch hier als Beispiel japanischer Personalbenennung einen Platz finden: 1. Midschmats-fogo-no-kami (vormals Gouverneur von Nagasaki); 2. Nagai Gembō-no-kami (der Admiral); 3. Inogge Sinano-no-kami (Gouverneur von Simoda); 4. Iwase Higo-no-kami; 5. Holi Dlibe-no-kami; 6. Tsuda-handjoboro. Der Admiral war das intelligenteste und thätigste Mitglied von ihnen; und wenn er und der Ex-Gouverneur von Nagasaki irgend Etwas für gut befanden, so gingen die Uebrigen gern und willig auf ihre Anschauungen und Rathschläge ein.

Auch jetzt noch wagten die Japaner einen schwachen Versuch, Lord Elgin von dem Betreten Jeddo's abzuhalten, und schilberten einen Aufentsalt in Kanagawa mit den lebhaftesten Farben; doch bald waren sie so in die duffigen Gerichte an der englischen Schiffstafel und in die schäumenden Champagnergläser vertieft, daß kein Zweifel über ihre vollständige Seelenruhe ob des mißlungenen Versuchs aufzukommen vermochte.

Die Festungswerke, welche vor dem innersten Hafen liegen, zeigen fast in allen ihren Theilen das europäische Gepräge; jedenfalls haben den Japanern in diesem Zweige der Baukunst die Holländer als Muster gedient, denen sie auch die Kenntniß vieler anderer mechanischer und industrieller Gegenstände verdanken. Am Nachmittag entfaltete sich im Hafen ein buntes Leben. Das „schöne Geschlecht“ hatte seine Reuzier nicht länger zügeln können und brannte vor Begier, die angekommenen Fremden die Musterung passiren zu lassen. Diese letztere schien für die Engländer nicht gerade schmeichelhaft ausgefallen zu sein; denn von Zeit zu Zeit brach aus den von Damen erfüllten Gondeln ein unbändiges Gelächter los, würdig der olympischen Göttertafel. Was aber die Lachmuskeln besagter Damen in solch stürmische Bewegung setzte, das konnten die unglücklichen Gentlemen nicht erfahren.

Am Morgen des siebzehnten August war die Mannschaft des englischen Geschwaders außerordentlich geschäftig: die Landung in Booten ward unter großen Festlichkeiten veranstaltet, und lustig klang das „Rule Britannia“ über die blaue See. Die japanischen Beamten waren in Gallatracht erschienen und die meisten sah man mit zwei Schwertern decorirt. Es galt ja heute, einen feierlichen Einzug in Jeddo zu halten. Der Landungsplatz an der Staatsstreppe befindet sich zwischen grünen Batterien; dahinter erhoben sich zahlreiche Baumgruppen, deren dunkle Wipfel im Hauche des frischen Morgenwindes zitterten. Lord Elgin setzte zur Ehre des Tages einen spitzen japanischen Hut auf und stieg in den für ihn bereitgehaltenen Norimon (Sänfte), in welchem man ihm in die Stadt trug; die übrigen Herren von der Gesandtschaft und einige Offiziere vom britischen Geschwader folgten zu Pferde, die auf acht japanische Weise bis auf den nöthigen Hufstrohsock aufgezäumt waren; japanische Beamte, höhere und

niedere, schlossen sich theils zu Pferde, theils zu Fuße dem würdigen Zuge an. Jung und Alt war auf den Beinen, um die pomphafte Prozeßion in Augenschein zu nehmen. Alle Straßen, die nach dem für die englische Gesandtschaft bestimmten Gebäude führten, waren von Menschen jeder Klasse buchstäblich vollgestopft. Thüren und Fenster waren von Tausenden neugieriger Zuschauer eingenommen, und selbst von den Dächern herab schauten Kopf an Kopf die bronzenen Glazen. Dem Zuge voran schritten Polizeibeamte in einem Harlefinanzuge und hatten vollauf zu thun, die stürmende, wogende, drängende, stoßende Masse mit ihren großen Amtsstäben, an denen eiserne Ringe klingelten, zurückzuhalten. Es war ein unbeschreiblicher Lärm und ein chaotisches Gewirr von Stimmen und Tönen durcheinander. Aber die erfindungsreiche japanische Polizei war trotzdem nicht in Verlegenheit. Obgleich immer neue Volkshaufen herzueilten, um das seltsame Schauspiel mit eigenen Augen zu sehen, so ward doch ihrem Ungeßüm durch eine sehr einfache, aber probate Vorrichtung wirksamer Einhalt gethan. Man hatte nämlich über die Ausgänge der Seitenstraßen Tawe gespannt; und so leicht mit einem Messer diese Barriere zu beseitigen gewesen wäre, so respektirte doch Jeder aus Achtung vor dem Gesetz die gezoene Schranke. Auch sah man fast aller hundert Schritte Thore, welche die verschiedenen Stadttheile durch Gatterthüren und Querbalken abschließen. Wenn nun der Zug bei einem solchen Thore vorbeigekommen war, so schloß der Straßenwächter dasselbe, und die Menge, welche in diesem Quartier herbeigeströmt war, mußte zurückbleiben, um durch das neidische Gitter hindurch mit einem verkümmerten Anblick der so außerordentlich fremdartigen und um so denkwürdigeren Prozeßion vorlieb zu nehmen.

Der Zug bewegte sich äußerst langsam, und es war eine geraume Zeit vergangen, ehe derselbe an dem Ort seiner Bestimmung — dem Quartier für die englische Gesandtschaft — anlangte.

Das Gesandtschaftshaus, welches in aller Eile und so gut es hatte gehen wollen, für ungefähr achtzig Personen eingerichtet worden war, befand sich etwa dreiviertel deutsche Meilen vom Landungsplatze entfernt und lag in einem stillen Viertel der Stadt. Neben dem Hause grünte ein lieblicher Rasengarten, in dessen Mitte ein heller Teich seinen glatten Spiegel dehnte. Ueppige Lotuspflanzen und eine Menge zarter Goldfische zierten ihn. Die Parterrelokalitäten waren nur durch verschiebbare Tapetenwände von einander gesondert, und den Boden bedeckten Matratzen, die höchst sorgfältig gepolstert waren; jede derselben war 6 Fuß 3 Zoll lang, 3 Fuß 2 Zoll breit und 4 Zoll dick. Einzelne wenige Mitglieder der englischen Expedition mußten im Nachbarhause vorlieb nehmen, wo das Erdgeschoß zwischen ihnen und den Eigenthümern ebenfalls nur durch Tapetenwände getrennt war. Eines Morgens beim Ankleiden vernahm ein Engländer ein eigenthümliches, unterdrücktes Gelächter, das ihn für einen Augenblick stutzen machte. Er forschte nach der Ursache und entdeckte zwei schwarze Augen, die durch zwei Gullöcher in den Tapeten die europäische Toilette beobachteten. Wahrscheinlich waren die jungen Damen der Nachbarfamilie nach der Reihe herangetreten, um sich den Reiz dieser nie gesehenen Scenerie nicht entgehen zu lassen. Auch für





Baderäume war gesorgt; es gab deren drei, jeder zwei neue hölzerne Wannen enthaltend; die eine derselben war stets mit heißem, die andere mit kaltem Wasser gefüllt.

Das Viertel, in welcher die Aristokratie ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat, trägt einen durchaus anderen Charakter, als die übrigen Theile der Stadt. Die Straßen waren überall aufs sorgfältigste gekehrt; die Breite derselben beträgt in der Regel dreißig Schritt, und in der Mitte zieht sich ein gemauerter Kanal mit fließendem Wasser hin. Die Paläste befanden sich hinter zwanzig Fuß hohen und weißangestrichenen Steinmauern; hie und da machte sich ein Fenster bemerklich, hinter dessen Gitter man nicht selten die neugierigen Augen einer Japaneserin blitzen sah. Da die Häuser sich gewöhnlich in der Front 2—300 Schritt



Ein japanischer Reichswürdenträger bei Hofe.

dehnen, so ist es leicht begreiflich, daß vier oder fünf solcher Gebäude vollständig hinreichen, um eine ganze Straße zu bilden. Hinter den Palästen erhoben schlanke Bäume ihre Kronen und ließen weite Parkanlagen von japanischer Kunstfertigkeit dort vermuthen. Es war den Engländern nicht vergönnt, einen Blick in das Innere der Paläste zu werfen; denn die hohe Aristokratie ist gerade diejenige Partei, die am meisten das fremde Element haßt, jedenfalls in der Befürchtung, daß ihre Feudal-Privilegien allmählig durch eingeführte Neuerungen ihnen verloren gehen möchten.

Wir haben bereits früher erfahren, wie das japanische Reich in eine Menge Fürstenthümer und Vasallenlehen zertheilt ist. Nun ist aber der Adel, der die hohen Aemter einnimmt, gezwungen, mindestens die Hälfte des Jahres in Jeddo zu verleben. Der vornehmste dieser Fürsten ist Kango; der Reichste mag wohl Satsuma sein, denn er besitzt nicht weniger als neun solcher geräumiger Paläste; und wenn er seinen jährlichen Besuch in der Residenz abstattet, so führt er als Begleitung ein Heer von respektabler Größe mit sich. Es ist etwas Gewöhnliches, daß Fürsten in der Stadt mit mehreren Tausend Mann auftreten. Unsere Abbildung stellt einen solchen Reichswürdenträger bei Hofe dar. Wenn man nun die Anzahl der Fürsten, der dreihundertundsechzig Vasallen und sonstigen Adelligen mit all ihrem Gefolge bedenkt, so wird man leicht begreiflich finden, welche ungeheure Ausdehnung die zu ihrer Aufnahme bestimmten Gebäude haben, und welche ansehnliche Bodenfläche sie einnehmen müssen. Der prächtigste Palast, den Lord Elgin in Jeddo beobachtete, gehörte dem Fürsten Atschi. Er war von weiten Wällen umgeben, über welche Gitterwerk und herrliche Bäume ragten.

Innerhalb der Stadt sind mehrere Hügel von mäßiger Höhe, ebenso kleine

Abhänge die nur spärlich mit Häusern überbaut waren; aber ringsherum befanden sich anlockende Gärten, mit einer Menge herrlicher Bäume verziert. Auf einem solchen Hügel, der mitten in Jeddo emporragt und zur Seite von einer Menge dicht an einander gebauter Häuser umgeben ist, befindet sich der kaiserliche Palaß, dessen Abbildung wir im Tonbild geben; um ihn herum ist eine Mauer geführt, die mit Schießscharten versehen und zum Theil von grünen Dämmen und frischen Bäumen verdeckt ist. In diesen Mauern wohnt und herrscht der Kaiser des großen Reiches Japan, ein armer lebenslänglicher Gefangener des Staates, dem das Gesetz verbietet, die Grenzen seines weiten Palaßes zu überschreiten. Je höher die Stellung ist, die in Japan ein Beamter einnimmt, desto seltener darf er sich öffentlich zeigen; um aber diesen lästigen Zwang einigermaßen zu mildern, hat man das Auskunftsmittel erfunden, „naybun“ oder incognito aufzutreten. Doch dem Kaiser ist auch diese Ausnahme nicht gestattet.

Nur einmal des Jahres darf er seine glänzende Haft verlassen, da ihm die Pflicht obliegt, zu einer bestimmten Zeit im Jahre eigenhändig einen Kranich zu erlegen, den er dem Mikado zum Geschenk machen muß. Seine frühere Titulatur „Siogun“ hatte der Kaiser kurz vor der Ankunft der Engländer in „Tai-kun“ umgetauscht, — eine Bezeichnung, die „großer Monarch“ bedeutet. Eingezengt in das ewige, lästige Hofceremoniell, ist er nur ein Rad in der vielfach gegliederten Maschine des japanischen Polizeistaates, ein Rad, dessen gezwungene Bewegungen sich nur innerhalb der Ringmauern seines traurig-prächtigen Palaßes bewegen. Welch wunderliches Zusammenreffen höchster Gewalt und größter Unfreiheit!

Gewiß der merkwürdigste Stadttheil von Jeddo ist die Citabelle. Ich sage Stadttheil, denn man darf sich unter jener Bezeichnung nicht ein Gebäude vorstellen, selbst wenn es auch riesige Dimensionen hätte. Die Citadelle wird vielmehr gebildet aus einer Anzahl von Häusern, großen und kleinen, an welche Gärten der herrlichsten Art, mit lotusbewachsenen Teichen, stoßen, das Ganze umzogen von einem Pallisadenwall, zum Theil auch von Steinmauern. Inmitten dieses gewaltigen Häuserkreises fühlt man sich, wie in einer eigenen Stadt. Es darf jedoch die ungeheure Ausdehnung der Citabelle von fast vier deutschen Meilen im Umkreis nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß dieselbe als Kaserne für vierzigtausend Mann Soldaten dient. Dieser Stadttheil ist ziemlich hoch gelegen und bietet über die gewaltige Häusermasse der japanischen Residenz eine prächtige Fernsicht.

Die ganze Bodenfläche, auf welcher Jeddo sich ausspannt, kann als ein Quadrat angesehen werden, dessen Seiten je sieben englische Meilen ( $1\frac{3}{4}$  deutsche)



Der Siogun oder Tai-kun.

lang sind. Nun darf man freilich nicht erwarten, daß ein so großes Stück Land ausschließlich von Häusern bedeckt sei: vielmehr wechseln große, weite Plätze mit herrlichen Baumgruppen innerhalb der Stadt, besonders in der unmittelbaren Nähe von Tempeln und fürstlichen Palästen. Zahlreiche Theegärten liegen wie grüne Inseln in dem massigen Häusermeere. Die Häuser selbst haben fast durchweg ein freundliches und von Wohlhabenheit zeugendes Aussehen und sind meistens, wie auch in Nagasaki und Simoda, aus Holz gebaut, und zwar wie dort wegen der häufigen Erdbeben, die steinerne Gebäude gefährlich erscheinen lassen. Mauern umschließen die Stadt nicht; ihre Lage ist ganz dazu geschaffen, eine Vergrößerung ihres Umfangs fast bis ins Unbegrenzte zu gestatten, ohne daß der Anschluß an das Wasser, die Herbeiziehung der Lebensmittel, die Verbindung der einzelnen Theile unter einander, die Communication mit den Gewässern der Bucht irgend darunter litten. Mitten durch die Niesenresidenz mit ihren zwei Millionen Einwohnern zieht sich, wie ein breites blaues Band, der Fluß Todagawa; von der Citadelle aus konnte man nahe an seiner Mündung die stattliche Nippon-Brücke beobachten; zwei andere befinden sich weiter oberhalb. Außer dem Todagawa durchkreuzen noch mehrere kleinere Flüsse die Stadt und die Vorstädte.

Vom Meere aus gesehen, gewährt Jeddo keinen besonders imponirenden Eindruck; denn da die Stadt keine hohen Häuser aufzuweisen hat und, durchschnittlich genommen, ziemlich tief liegt, so benehmen die Gebäude, welche der Meeresküste entlang stehen, die Aussicht in die innern Theile der Residenz. Aber selbst die weitgeschweifte Front der Küstengebäude, das ämsige Hin- und Herrudern der einheimischen Dschunken, das rege Treiben auf ihnen, die trotzige Stirn der Festungsbatterien, deren Augen als schwarze Geschützöffnungen drohend und ernst herabschauen, das summende Geräusch, welches der Wind von der Stadt herüberträgt, — das Alles spricht beredt genug: hier spannt eine Niesenstadt ihre gewaltigen Straßenarme aus, in denen zahllose Menschen leben und weben, ein Jeder nach seinem Berufe.

In den ersten Tagen nach der Ankunft in Jeddo hatte Lord Elgin eine Conferenz mit den kaiserlichen Ministern. Das Gebäude, in welchem dieselbe stattfand, lag in einer breiten, geräumigen und sauber gehaltenen Straße, ähnlich denen, wie sie in dem Viertel der Fürstenpaläste sich finden. Schon am Eingang wurden die Engländer von dem Dolmetscher Moriyama empfangen, der sie einige Gänge entlang führte. Nachdem sie hierauf eine lange Reihe von Vorzimmern passirt hatten, die mit Wällen von Papiertapeten besetzt waren, gelangten sie endlich in ein längliches, mit allem japanischen Comfort ausgestattetes Zimmer. Als die üblichen Begrüßungsförmlichkeiten zwischen den Ministern des Tai-kun nebst den uns bekannten Komissionären, die gleichzeitig zugegen waren, und den englischen Botschaftsmitgliedern gewechselt waren, verließen sämtliche Engländer den Saal, mit Ausnahme Lord Elgin's, Heraskin's, des holländischen Dolmetschers, und des Sekretärs Olyphant. Beide Parteien nah-

men ihre bestimmten Plätze ein. Im Zimmer standen sich zwei Tische gegenüber, hinter denen einerseits zwei japanische Minister mit respektvoller Haltung Posto gefaßt hatten; hinter dem andern standen die drei zurückgebliebenen Engländer; vor jedem Tische brannten auf ziemlich hohen isolirt stehenden schlanken Gestellen drei Wachskerzen. Zwischen den Engländern und Japanern mitteninne befand sich Moriyama, freilich in wenig beneidenswerther Stellung; denn er lag während der ganzen Dauer der Unterredung, wie es sich in Gegenwart so hoher Herrschaften geziemte, pflichtschuldigt auf den Knien und wartete so seines Dolmetschamtes. Seitwärts hinter den Ministern stand eine Tapetenwand, deren Zweck leicht zu errathen war; sie sollte den unvermeidlichen Spionen zum sicheren Asyl dienen.

Jener Moriyama hatte sich durch sein zweideutiges Wesen den wenig schmeichelhaften Spitznamen „der Hallunke“ zu erringen gewußt. Er sprach nämlich das Englische geläufig und ohne falschen Accent. Da aber seine ganze Sprache das Gepräge der amerikanischen Eigenthümlichkeiten trug, so lag der Verdacht nahe, daß die Vereinigten Staaten wol längere Jahre der Schauplatz seiner Thaten gewesen sein mochten. Er blieb aber hartnäckig bei der Behauptung, die Grenzen Japans nie überschritten zu haben; die Kenntniß der englischen Sprache verdanke er einem einheimischen Professor. Das klang aber Alles lügenhaft, da in Japan wohl Holländisch, nicht aber Englisch getrieben wird.

Der Eine der Minister, Otto Bungo-no-kami, war ein hagerer Mann mit runzligem Gesicht, welches List und Verschlagenheit ausdrückte; sein Colleague zeigte gar keinen hervorstechenden Ausdruck, er sah fast geistlos aus. Sie trugen bei der Unterredung eine sichtliche Angst zur Schau und fragten, wann Se. Lordschaft beabsichtige, der japanischen Regierung die Nacht zu übergeben. Lord Elgin that ihnen zu wissen, daß dies am Tage der Unterzeichnung des englisch-japanischen Vertrages geschehen würde. Da nun die Japaner meinten, daß die Verhandlungen über diesen so wichtigen und folgereichen Fall sich wol einigermaßen in die Länge ziehen dürften, so ward beschlossen, daß schon Tags darauf der Austausch der gegenseitigen Vollmachten stattfinden solle. Hierauf ward Thee gereicht und die Pfeifen angebrannt, und endlich ging man mit den üblichen Respektversicherungen auseinander.

Am folgenden Tag vor dem Frühstück erschienen, der Verabredung gemäß, die sechs Kommissionäre, mit dem Befehl, ihre Vollmachten auszuliefern und auf die Einleitungen des Vertrages einzugehen. Sie waren in dem für Staatsangelegenheiten vorgeschriebenen Kostüm, dessen Farbe und Schnitt der strengsten Etiquette unterworfen ist. Die strohgelbe Farbe war gleichsam die Grundfarbe, dazu Hell- oder Dunkelblau und Schwarz und der „gefünungstüchtige“ Gallanzug war fertig. Dieser unterschied sich von dem gewöhnlichen durch den Schnitt der weiten Beinleider; außerdem gehörte dazu ein Ueberwurf wie ein Mannshemd, das auf der Schulter gleich einem Flügel lag und vorn in langen Bändern herabfiel. Die Kommissionäre theilten u. a. mit, daß der Tai-kun, weil er keinen männlichen Erben besitze, einen Sohn adoptirt habe. Die Engländer hatten

übrigens am Tage nach ihrer Ankunft in Jeddo über Nagasaki das Gerücht erfah-  
ren, daß der Tai-kun gestorben sei, — was freilich noch der Bestätigung bedurfte,  
da der Tod eines hohen und, wie hier, des höchsten weltlichen Beamten lange ver-  
schwiegen wird. Der Kaiser, dem es nicht vergönnt wird, incognito zu leben,  
darf wenigstens „incognito“ sterben! Die Wahl der Adoption beschränkt sich auf  
die Söhne von Sechsen aus fürstlichem Geblüt.

Bevor die Engländer und die japanischen Gesandten jedoch zu dem beab-  
sichtigten Vorhaben schritten, setzten sie sich zu einem Frühstück nieder. Man  
war fröhlich und guter Dinge, und der witzige Higo sprach in scherzhafter Weise  
die Hoffnung aus, es möge der Vertrag nicht nach Schinken und Champagner  
schmecken.

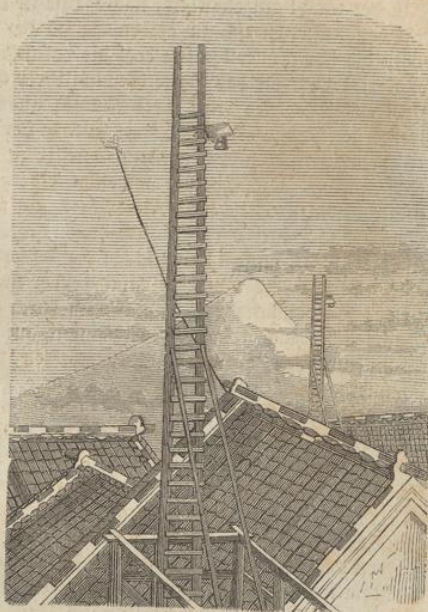
Hierauf wurden die Vollmachten ausgetauscht; Herr Bedwell nahm die Ge-  
legenheit wahr, die Physiognomien der Beteiligten aufzunehmen; Higo hatte  
dies nicht sobald bemerkt, als er auch schon Pinsel und Papier ergriff und nun  
seinerseits daran ging, den Künstler zu karrikiren, was ihm bis zur Aehnlichkeit  
gelang; triumphirend unterbrach er, um sein Meisterwerk heranzuzeigen, die  
Verhandlungen auf einen Augenblick, und Alle lachten herzlich über das spaß-  
hafte Intermezzo. Im Ganzen drehte sich die Unterredung über eine Menge  
kleinlicher und unwichtiger Dinge, deren spezielle Erwähnung wir unterlassen;  
doch herrschte in dem kleinen Kreise ein gesunder, frischer Humor, und man hoffte  
in der Folgezeit zu einem Resultate der Verhandlungen zu gelangen, das beiden  
Theilen angenehm sein werde.

An einem der nächsten Tage ward ein größerer Ausflug, und zwar zu  
Pferde, beschossen, um sowol die Vertlichkeiten der mächtigsten Stadt des Ostens,  
als auch deren Umgebungen näher kennen zu lernen. Bei dem Passiren durch  
die ersten Straßen wurden unsere Engländer von der lebenswürdigen Blüthe der  
Straßenjugend mit dem Ruf: „Chinesen! Chinesen! Was zu verkaufen?“  
begrüßt, was nun freilich keine Schmeichelei sein sollte, denn die Chinesen stehen  
bei den Japanern in einem abscheulichen Renommee. Die Gassenjungen mußten  
in diesem Augenblick muthwilliger als je gewesen sein, denn sonst genießen sie  
das Lob eines ziemlich anständigen Betragens. Das Absperrungssystem der  
Straßen, mit seinen jeweiligen Vortheilen, haben wir beim Einzuge des Lord  
Elgin bereits kennen gelernt; es hat aber dasselbe noch einen anderen Zweck,  
nämlich den: jedwedes Einschmuggeln von Waaren und dergleichen zu verhindern.  
Auffällig war es den Engländern, daß vor ihnen Gerichtsdiener wie fliegende  
Boten einherliefen, um an der nächstfolgenden Station die Ankunft der Fremden  
zu melden; eine solche Spezialüberwachung schien ihnen denn doch überflüssig.  
Indeß ließ man ihnen das unschuldige Vergnügen, wenn es überhaupt eins war.

In bestimmten Entfernungen befinden sich auf jeder Straße Leitern, die  
oben mit Glocken versehen sind. Da der Zweck derselben den Engländern nicht  
klar war, so suchten sie sich darüber zu unterrichten und erfuhren, daß dieselben  
Feuerleitern seien, und daß die Glocken dazu dienen, um Lärm signale  
schnell von Station zu Station weiter zu verbreiten, — eine Einrichtung,

die eben so einfach wie zweckmäßig ist. Unsere Abbildung veranschaulicht solche und zwar nach einem japanischen Originalgemälde. Ob eine organisirte Feuerwehre existirt, theilt Oliphant nicht mit; es läßt sich aber, bei der fast bis ins Kleinliche gehenden, peinlich-sorgfältigen Ueberwachung aller irgendwie öffentlichen Eventualitäten, ein Solches vermuthen.

Weiter führte unsere Engländer der Weg bei dem Palast des reichen Fürsten Ragono-kami vorbei; die Gebäude sind von einem Wall eingeschlossen und nehmen eine ungeheure Bodenfläche ein; daran stoßen Gärten mit herrlichen Baumgruppen, unter denen sich besonders die schlanke Ceder bemerklich macht. Mehrere der Straßen, durch welche die Engländer kamen, waren mit Pfirsich- und Pflaumenbäumen besetzt, die zur Zeit der vollen Blüte einen wahrhaft reizenden Anblick gewähren müssen. Man war weiterhin an die Gärten der Vorstädte gekommen, welche die Fremden mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Die Anlagen derselben hielten die rechte Mitte zwischen den grössten Formen englischer Parks und der geschmacklosen Behandlung chinesischer Gartenkunst. Aus diesen reizenden Gärten schauten Villen und Cottagen freundlich und einladend hervor; duftende Blumenbeete, die mit winzigen Gruppen von Zwergbäumen abwechselten, künstliche und natürliche Hügel, Alpen-scenerien mit Wasserfällen, — Alles vereinigte sich, um den Engländern eine immer höhere



Eine Feuerleiter in Jeddo.

Idee von der künstlerischen Betriebsamkeit der Japaner beizubringen. Aber nicht allein an den Privathäusern finden sich Gärten, sondern auch rings um die Tempel herum prangt frisches, grünes Leben. Hie und da konnte man Priester sehen, mit ihren storähnlichen durchsichtigen Gewändern, mit breitem, reich gestickten Gürtel und seidenen Schärpen, nebst einem großen lackirten Hut.

Während die Kirchhöfe fast überall an der Erde einen düstern, melancholischen Eindruck verursachen, bieten die japanischen und besonders die in Jeddo einen höchst freundlichen, ja sogar schönen Anblick. Würde man nicht durch die von Trauer-Cypressen überhangenen Hügel und die auf denselben stehenden

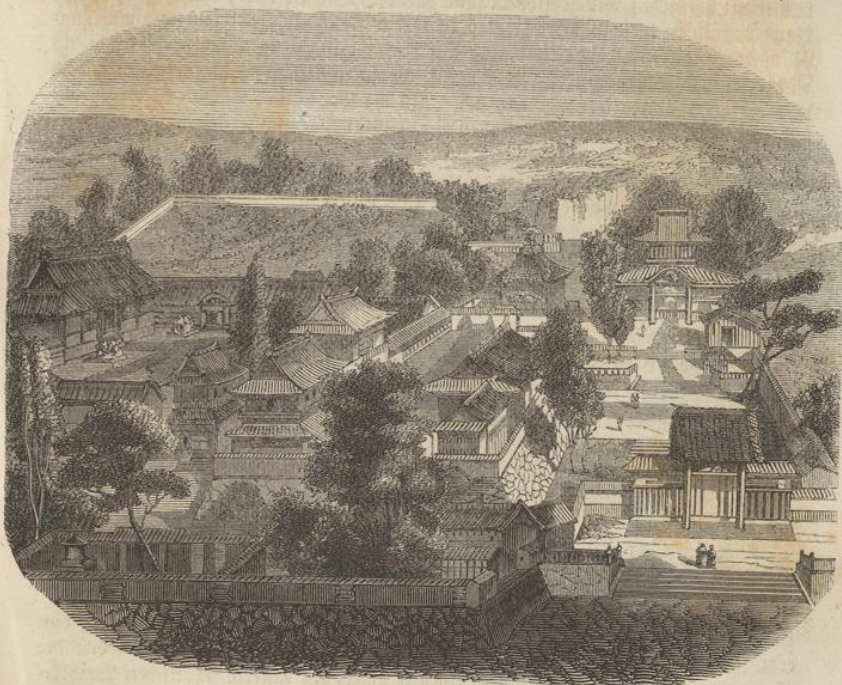
Eteger, Japan.

Andenken aus Stein daran erinnert, daß man sich bei der Ruhestätte der Todten befände, so möchte man vielmehr glauben, in einem Lustgarten zu wandeln, der von blühenden Gesträuchern duftet und von schattigen Laubgängen hie und da durchkreuzt wird.

Den Engländern begegneten Reisende in unbequemen Tragseln oder Norimons; dieselben kamen ganz nahe an die Fremden heran, und setzten sich mit bis ans Kinn herausgezogenen Knien nieder; sie sahen sehr staubig und erhitzt aus. Bauern und Bäuerinnen kamen ebenfalls ihres Weges dahergezogen, um, was sie in der Stadt eingehandelt, nach Hause zu tragen. Gruppen von Knaben und Mädchen drängten sich zu beiden Seiten der Straßen herzu, fast allenthalben wohin die Engländer kamen; doch die vorausseilenden Polizeibeamten ließen der neugierigen Schaar das ganze Gewicht ihrer Größe fühlen und drängten sie mit respektvoller Miene, kraft ihres Amtes, auseinander. Als sie an der südlichen Grenze von Jeddo ein Stück freie Straße vor sich hatten, schlugen die Engländer einen kurzen Galopp an, um schneller zu den nächstliegenden Ortschaften zu gelangen. Die Straße war ungefähr eine englische Meile von Häusern frei; anstatt dieser streckten sich Reisfelder dahin und nur hie und da sah man seitwärts kleine Bauernhöfe und Meiereien. Der Fleiß der Eingebornen zeigte sich auch hier in seinem schönsten Lichte; die Felder, Gräben, Hecken, Umzäunungen, Pfahlwerke — Alles war nett und sauber und stach gegen die chinesische Arbeit auf das vortheilhafteste ab. Man kam durch ein zweites Dorf, in dem ein Pflanzgarten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Derselbe war gefällig mit Rasenplätzen, Bäumen, Blumenbeeten, kleinen Kunstseen, Brücken, netten Sommerhäusern und Verandahs geziert. Hier, in diesem einladenden Asyl, das, beiläufig gesagt, einer Dame gehörte, nahm man einige Erfrischungen zu sich, die sich auf frisches Obst und Thee beschränkten. Nach kurzer Rast brach man wieder auf und setzte den Ritt durch ein langgedehntes Dorf fort, das gleichfalls durch seine ungemeine Nettigkeit und Anmuth außerordentlich fesselte; dieselbe Vorliebe für Blumen und Pflanzen herrschte auch hier. Außerdem freute man sich, daß keine Schweine, Geflügel und dergleichen hier den Weg vertraten, sondern daß Alles fein säuberlich in den ihnen angewiesenen Plätzen sich aufhielt. Nachdem man ungefähr sieben englische Meilen ( $1\frac{3}{4}$  deutsche) zurückgelegt hatte, kam man an die Ufer eines reißenden Flusses, welcher in der Nähe von Bracon-Point sich in die Bai von Jeddo ergießt. Die Pferde wurden in Fährten geladen, während die Reisegesellschaft sich in andere setzte und sich von Fährleuten an das entgegengesetzte Ufer fahren ließ. Dies ist der Grenzfluß, bis zu dem es Fremden vergönnt ist im Innern Japans vorzudringen. Für einen Reiter ist dieser Grenzpunkt vom Landungsplatze aus zehn englische Meilen ( $2\frac{1}{2}$  deutsche) entfernt; das Land, welches dazwischen liegt, ist sehr fruchtbar und blühend.

Senkts des Ueberfahrtsplatzes, den wir eben erwähnten, liegt eine nette, kleine Stadt. Auch sie bot, wie alle Ortschaften, die man bisher passirt hatte, daselbe reinliche, so zu sagen, sonntäglich gepuhte Aussehen dar, als ob sie mit neuem schmucken Gewande eben erst austaffirt worden wäre. Ueberall sprach

sich die Regsamkeit, der Fleiß, der Ordnungs- und Reinlichkeitsinn der Bewohner aus, überall waren geschmackvoll angelegte Gärten mit Nutz- und Zierrpflanzen vorhanden; Birn- und Pfirsichbäume waren an Bambusspalieren wie Weinreben emporgezogen, hellgrüne Hirse- und Maispflanzungen schmückten das Ganze. Dazwischen lugten die Bauern- und Edelhöfe aus dem blühenden Buschwerk hervor, so rein und sauberlich, als seien sie zum Empfang vornehmer Gäste her-



Buddhistisches Kloster.

gerichtet. Alsdann folgten Haine, in denen man schlanke Pinien bemerkte; auch der Ahorn, die Kastanie und die Eiche streckten ihre breiten blätterreichen Aeste aus, und Bambus war in Menge zu sehen.

Weiterhin stand der Tempel von Tsetse, dem Dai Tschinara geweiht; ein geräumiger Hof, der sorgfältig gepflastert war, und in welchem eine große Glocke auf massivem Gestell sich befand, führte zu einem Gebäude, das wie auf einem Postamente ruhte. Granitene Treppen führten zu einem Säulengang, mit einem Geländer aus Erz. Es war ein Buddhistentempel, in höchst einfachem Stil.



Im Innern desselben stand ein Altar, über welchem ein Thronhimmel hing, und auf dessen Plattform eine Menge kunstvoll gearbeiteter metallener, hauptsächlich kupferner Geräthschaften stand. Die Gottheit war hinter Leuchtern und seidenen Vorhängen verborgen. Das Bild der Gottheit, das selbst nur klein, aber mit tausenderlei Schnörkeln und Verzierungen versehen war, ruhte auf einem Piedestal, das unten von massivem Kupfer war; am Kapital glockte ein kunstreich geschnitzter Löwentopf mit breiter Mähne hervor. Die Priester, theils in braunen, theils in rothen Gewändern, zeigten in ihrem Außern viel Ernst und Achtunggebietendes. Der Oberpriester ging auf Lord Elgin zu und war bereit, ihm als Führer zu den Sehenswürdigkeiten des Tempels zu dienen; letzterer machte jedoch von dem Anerbieten keinen Gebrauch. Als die Engländer wieder auf den Säulengang herausgetreten waren, sahen sie zu ihrer Verwunderung eine ungeheure Menschenmasse, welche die Neugier, die Fremdlinge zu begaffen, von allen Richtungen herbeigelockt hatte. Hier zeigte sich wieder die wohlthätige Fürsorge der Polizeibeamten; sie wußten ohne sonderliche Anstrengung eine Gasse zu schaffen, durch die man ungehindert passiren konnte. Zwar beabsichtigte die ungeheure Masse, sich hinter den Gästen drein zu bewegen, allein auch hier verfehlte das uns schon von Jeddo aus wohlbekanntes Manöver, die Thore zu schließen, seine wohlthätige Wirkung nicht; endlich versuchte das Volk, unwillig über die schändliche Absperrung, um den Tempel herum zu laufen, um noch einmal den interessantesten Anblick der Fremden genießen zu können; allein ein breiter Graben hinderte sie hier an der Ausführung dieses Entschlusses.

Vom Tempel kehrte man nach dem Städtchen wieder zurück, und sprach in einem Gasthause ein, dessen pomphafter Titel nicht wenig imponiren mußte; es hieß nämlich nicht anders als: „Zu den zehntausend Jahrhunderten“. Hier wurden einige Erfrischungen eingenommen, die ganz vortreflich mundeten, zumal da Alles rein und sauber aussah. Gern hätte man sich längere Rast daselbst gegönnt; denn der Ritt mit engen, harten japanischen Sätteln ist für Europäer ein Ding, das auf die Dauer nichts weniger als ein Vergnügen zu nennen ist. Jedoch die Zeit mahnte zur Rückkehr.

Die kleine Reiterchaar kam auf demselben Wege nach Jeddo zurück, von dem sie ausgezogen war. Das mochte auch die Bewohnerschaft der Vorstädte Kanagawa und Umagawa, sowie ein gut Theil der innern städtischen Bevölkerung erwartet haben; denn in unzählbarer Masse hatte sich das neugierige Volk zu schwarzen Haufen geschaart; in den Häusern, an den Fenstern, unter den Thüren, ja sogar auf den Dächern waren alle Plätze vollgepfropft: wo jedoch auf der Straße der Knäuel allzu dick und das Ungeßüm allzu drängend wurde, zog man höchst einfach in Gestalt eines Taues eine Barriere, die Niemand zu durchbrechen wagte.

Es war ziemlich Nacht geworden, als die Cavalcade an dem Bottschaftsgebäude anlangte. Obgleich der Ritt nicht weit war, so hatten doch die abscheulichen Sättel und die Augustsonne ihr Möglichstes zur allgemeinen Ermattung

beigetragen, welche denn auch unsere Engländer eine baldige tiefe Ruhe auf ihren Strohmattreden finden ließ.

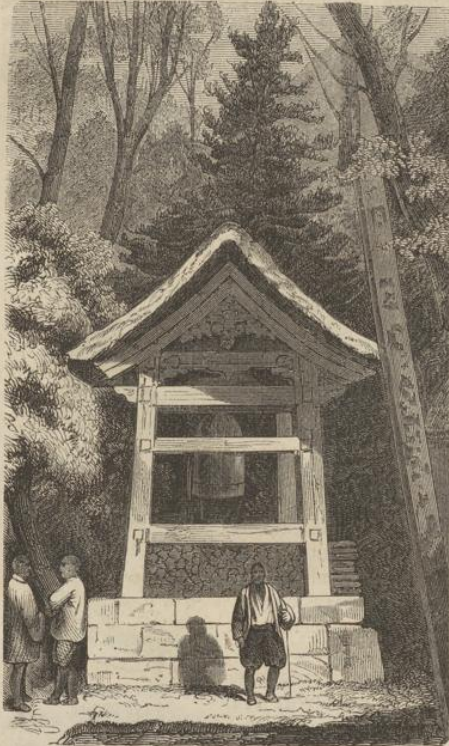
Was man bisher in und um Jeddo gesehen hatte, genügte dem Wissensdurst der Europäer noch nicht, deshalb benutzte man den nächsten Tag zu weitem Forschungen. Die Menge der buddhistischen Tempel, welche fast ein stereotypes Neuzeres haben, gab den Engländern die Vermuthung, daß auch die innere Einrichtung mit einigen unwesentlichen Abweichungen ein durchgehends ähnliches Gepräge habe; deshalb gingen sie an ihnen vorüber, ohne besondere Notiz zu nehmen. Bald wurde ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt, auf dem sich mehrere zusammengehörige Gebäude befanden, die halb Tempel, halb Privathäuser zu sein schienen. Aus und ein gingen Priester, und auch in den schattigen Laubengängen der die Gebäude umschließenden prächtigen Gärten wandelten ernste und würdige Priestergestalten auf und ab. Man erfuhr, daß man sich einem buddhistischen Kloster gegenüber befand. In Japan bestehen und blühen, ganz wie im deutschen und romanischen Mittelalter, sowol Mönchs- als Nonnenorden, hier natürlich der buddhistischen Sekte angehörig. Sie leben, wie die abendländischen Mendicanten, von milden Gaben, sind also Bettelorden; allein sie verstehen auf eine so wenig belästigende, vielmehr schelmisch-schalkhafte Weise ihren Säckel mit Geld und Mundvorräthen zu füllen, daß man ihnen unbedingt den Vorzug einräumen muß vor den Glaubensverwandten im Westen, die einst im härenen Gewand mit dem Rosenkranz die gesegneten Gauen des weiland Römischen Reiches durchpilgerten. Besonders liebenswürdig wissen sich die Nonnen mit schelmisch blickenden Augen an die Milde der Begegnenden zu wenden, und wer vermöchte so harten Herzens zu sein, die Bitte einer schönen Supplikantin abzuschlagen, die ihrerseits nach empfangenem Schärfslein vielleicht den edlen Geber eine Strecke des Weges geleitet und ihm so das Vergnügen einer anmuthigen, mitunter sogar geistreichen Gesellschafterin zu Theil werden läßt? Die Abbildung auf S. 259 zeigt ein buddhistisches Kloster aus der Vogelschau, nebst den daran stoßenden Gärten, die durch ihr äußerst elegantes Aussehen Zeugniß ablegen von der Sorgfalt, mit der sie von den Mönchen gepflegt werden, und zugleich von der Behändigkeit und dem Comfort, den dieselben durch die „milden Gaben“ um sich herum zu schaffen wissen.

Es nimmt einen Abendländer Wunder, wenn er hört und sieht, wie unter einem kirchlichen Oberhaupte, dem Mikado (der japanische Papst, unter dessen



Der Mikado.

Herrschaft selbst der Kaiser steht), die vielen verschiedenen Sekten friedlich neben einander bestehen. Zwar spalten sich selbst die Anhänger einer Kirche, wie z. B. der buddhistischen, in mehrere Abtheilungen; doch üben sie eine gegenseitige Toleranz, die man der Kirche der allumfassenden Liebe, den Anhängern der christlichen Lehre, aufrichtig wünschen möchte. Einen Grund für den innern Einklang



Ein japanisches Glockenhäuschen.

der Sekten mag es wol abgeben, daß man nicht sonderlich in Dogmen abweicht. Jedem Hauptgott werden mehr oder weniger Haupteigenschaften zugeschrieben, die sozusagen einzeln ihre Anbetung in den Zweigkirchen finden. So wird der mächtige Gott Buddha verehrt unter zwölferlei Eigenschaft: 1) als Buddha maßlosen Glanzes; 2) als Buddha schrankenlosen Glanzes; 3) als Buddha in nicht zu hinderndem Glanze; 4) als Buddha unvergleichlichen Glanzes; 5) als Buddha im Glanze des Flammenkönigs (Jama); 6) als Buddha reinen Glanzes; 7) als Buddha wahrhaftigen Glanzes; 8) als Buddha wonnigen Glanzes; 9) als Buddha im Glanze der Weisheit; 10) als Buddha ewigen Glanzes; 11) als Buddha unaussprechlichen Glanzes; 12) als Buddha, Sonne und Mond überglänzend.

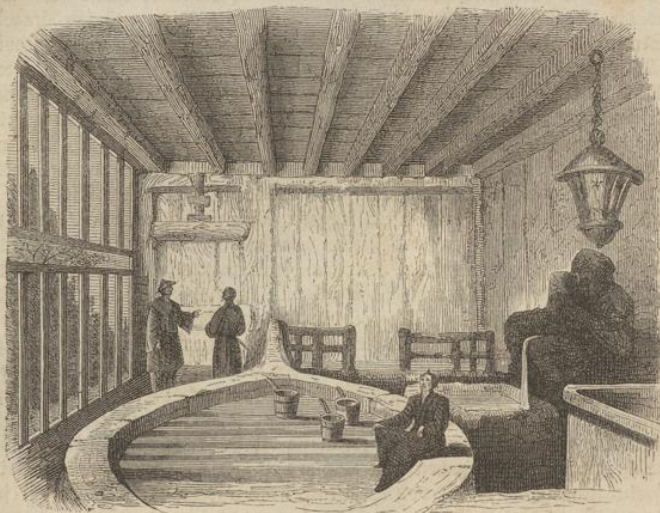
Ein paar Straßen von dem Kloster entfernt befindet sich, ebenfalls inmitten prachtvoller Gartenanlagen, der Quantwontempel. Da derselbe schon in seinem äußeren Formen und Umrisse zeigte, welche verschieden waren von denen der andern buddhistischen Gotteshäuser, so beschloßen die Engländer, das Innere dieses Tempels zu besehen. Vor demselben ist ein breiter Hofraum, in dessen Mitte ein hohes Gebäude ragt, welches die größte Glocke der Welt enthält. Auf gewaltigem Holzgerüste, in welchem eine unendliche Menge kunstvoller Skulpturen angebracht sind, in mächtigen Pfannen ruhend,

hängt der metallene Koloß, dem sich keine Glocke irgend eines Landes ebenbürtig an die Seite stellen könnte; sie ist nicht weniger als zweiundsiebenzig Fuß und zwei Zoll hoch und hat das enorme Gewicht von 1,700,000 englischen Pfund. Auf das Schwingen muß freilich dieser Riesenkönig der Glocken verzichten; in majestätischer, ehrfurchtgebietender Ruhe hängt er in seinem Balkenhaus; und nur, wenn von Priestern der gewaltige Schlägel an den langen Riemen gehoben wird und an die metallene Wand hämmert, läßt er seine mächtig dröhnende Stimme weithin erschallen. Dieselbe Furcht vor Erdbeben, welche die Japaner vom Baue hoher Häuser abhält, läßt sie auch vom Errichten ansehnlicher Glockenthürme absehen. Die gewöhnlichen Glocken sind in ähnlicher Weise aufgehängt wie es die nebenstehende Abbildung zeigt, die eine Glocke aus der Umgebung von Simoda vorstellt. Diese befindet sich in einem einfachen Gebälk, wie in einer Wiege. Die Glocken in Simoda zeichnen sich fast durchweg durch einen silberhellen, schönen Ton aus, der sich ungemein weit durch die Luft fortpflanzt.

Beim Eintritt in den Tempel selbst bot sich den Beschauern ein seltsam fremdartiger Anblick. In der Mitte stand ein riesengroßes Bild des Quanon, als Beherrschers des Luftkreises, mit sechsunddreißig Armen, welche, wie die Windrose, die verschiedenen Richtungen des Windes bezeichnen sollen. Wie Trabanten paradien um den Gott sechzehn schwarze Figuren in Lebensgröße, und auf beiden Seiten stehen zwei Reihen von Gold strohende Götzen, von denen sich jeder wiederum der Wohlthat von zwanzig Armen erfreut. Auf jeder Seite des Tempels erstrecken sich zehn Plattformen, die sich eine hinter der anderen terrassenförmig emporheben. Auf jedem solchen Plateau stehen in Reih und Glied fünfzig lebensgroße Bildsäulen des Gottes Quanon, im ganzen gerade tausend. Ihre Köpfe und Hände dürfen aber auch nicht leer sein, und so hat denn mancher dieser Theile mitunter vierzig und mehr kleinerer Götzenbilder auf sich genommen. Rechnet man diese letzteren annähernd zusammen, so wird man den Japanern Recht geben müssen, wenn sie die Zahl der Miniaturgötzenbilder auf das erkleckliche Sümchen von 33,000 bringen. Bedenkt man noch dazu, welch' eine ungeheure Masse von Holzskulpturen und Metallarbeiten bei jedem einzelnen Götzenbild bis ins kleinste Detail verwendet worden ist, so kann man sich das Erstaunen der Engländer einigermaßen erklären, die, fast erdrückt von solchem Anblick, einmüthig gestehen mußten, daß dieser Tempel seines Gleichen auf dem ganzen Erdboden nicht aufzuweisen habe.

Auffallen mußten in Jeddo außer den vielen Tempeln die zahlreichen Theegärten nebst Bädern, die sämmtlich mit allem möglichen Geschmac und mit allen Bequemlichkeiten für die Besuchenden ausgestattet sind. Gern pilgert der Stadtbewohner, obwol er die comfortabelsten Theehäuser in unmittelbarer Nähe hat, doch hinaus aufs Land und scheut einen Weg von zwei bis drei Stunden nicht, wenn es gilt, die schönen Theegärten von Dodsi und Osio zu genießen, wo die vornehme Welt von Jeddo sich häufig einfindet. Ein niedliches Haus erhebt sich dort am Ufer eines geschwätzigen, über Kieselsteine sprudelnden Bächleins (s. Abbildung auf S. 229). Eine breite, offene Verandah oder Gal-

lerie hängt gerade über den silberhellen Schaumbach und unweit davon verräth sich, hinter grünem Laubwerk versteckt, durch sein melodisches Plätschern ein Wasserfall. Jenseits des Baches befindet sich ein Garten, dessen blumenreiche Beete einen süßen Duft in die warme Luft aushauchen; hier steigt ein kleiner Hügel sanft an, an dessen Abhang sich mächtige Cedernbäume lehnen; dort ladet ein dunkelschattiger Hain zu kühler Rast ein. Zier- und Nutzpflanzen wechseln bunt und mannfaltig ab; in diesen Gärten zieht man seltene Gräser, Moose und Farne; Zwergbäume entfalten ihre Aestchen, wie die verkümmerten Finger einer Hand; Felsenabhänge mit Alpenblumen und Waldbäume heben sich male-



Japanisches Bad.

risch ab, Springbrunnen werfen ihre in allen Farben des Regenbogens glitzern- den Wasserperlen empor; prächtige Porzellanvasen mit kunstvollen Farbenmale- reien enthalten seltene Gewächse. Ja man erzählte den Engländern, um ihnen ein Beispiel von der Miniatur-Kunstgärtnerei zu geben, daß bei einem Gärtner in einem Kästchen von drei Zoll Länge und zwei Zoll Breite ein Fichtenbaum, ein Bambus- und, als die Krone, ein Pflaumenbäumchen in voller Blüte ge- pflanzt gewesen seien. Das mußte wol ein Kabinetstückchen ganz besonderer Art gewesen sein, denn der Besitzer verkaufte dieses kleine Curiosum für nicht weniger als 1300 Dollars.

Wer etwa in diesen Blumenbeeten oder Laubgängen allein wandelt, wird bald an seiner Seite eine junge, schöne Gefährtin finden, die, in einer leichten,

reizenden, jedoch durchaus nicht nachlässigen, vielmehr geschmackvollen Toilette, ihn schmeichelnd einladet, ihr zur Gallerie zu folgen, um dort saftige Früchte zu genießen und heißen Thee zu schlürfen. Diese jungen, gewandten, lebhaften Damen, welche allenthalben in den Theehäuser bedienen, sind es denn auch, welche Alt und Jung zum Besuche derselben einladen. Ihre Unterhaltung ist nicht von der gewöhnlichen Art, häufig sogar witzig und geistreich; die meisten derselben haben seit frühester Jugend eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, zu dem Zwecke, um als junge Mädchen die Honneurs der Thee-*Establissemens* mit



Theegarten, innere Ansicht.

allem Anstand und Freimuth zu machen. (Siehe beistehende Abbildung.) Und obwol die Ansichten dieser Mädchen in Bezug auf sittliche Reinheit von europäischen Anschauungsweisen sehr abweichen, so begegnet man ihnen doch in Japan mit Achtung und Freundlichkeit. Einige von ihnen haben sich, gleichwie in Griechenland die Aspasiën, Leänen u. a., durch ihre Liebenswürdigkeit und Geschlossenheit einen geschichtlichen Ruhm erworben; ihre Gesellschaft wird weder von Damen noch von Herren gescheut, und häufig geschieht's, daß Eine aus ihrer Mitte eine glänzende „Partie“ macht.

Die Engländer fanden den Thee in Jeddo bei weitem feiner und wohl-  
schmeckender als den in China getrunkenen, und auch das Gebäck war von einer

Zartheit und Süße des Geschmacks, daß in dieser Hinsicht die Japaner wol den meisten europäischen und amerikanischen Conditoren den Rang ablaufen dürften. Von ganz besonderer Güte fand man das sogenannte „Band = Confekt“, das seines Gleichen schwerlich in Europa haben dürfte. Auch reicht man in Japan das Gebäck und die Confitüren in natürlichem Zustande, während in China dergleichen Sachen maskirt auf die Tafel kommen, um durch die Formen von gewöhnlichen alltäglichen Gegenständen, in welchen man den Confekt aufzutragen pflegt, die Gäste zu verören.

Häufig sind mit den Theehäusern unmittelbar Baderäumlichkeiten verbunden, so daß man hier in Japan einer ganz ähnlichen Einrichtung begegnet wie in Aegypten, hauptsächlich in Kairo, wo es gebräuchlich ist, Kaffee- und Baderhaus in einem Gebäude vereinigt zu sehen. Während wir früher erfahren haben, daß in Nagasaki, Simoda und anderwärts das Leben und Treiben in den Bädern nicht geeignet ist, nach europäischen Begriffen, ein günstiges Bild von dem Schicklichkeitsgefühl der Japaner zu entwerfen, so zeichnet sich die Residenz vortheilhaft vor den Provinzialstädten aus. In denjenigen Bädern, die von den Mittel- und höheren Klassen besucht werden, herrscht eine große Eleganz, und die Abtheilungen für beide Geschlechter sind streng getrennt. Auch hörten die Engländer, daß ein gesitteter und wohlstandiger Ton in diesen Etablissements aufrecht gehalten werde. Die höchsten Klassen, hauptsächlich die Fürsten und höhern Vasallen, sammt dem großen Anhang der adeligen Feudalherren, haben auf ihren eigenen Besitzungen, inmitten der unvergleichlich schönen Parks ihre Baderhäuser, die sie mit allem irgend denkbaren Luxus und mit ausgesuchtester Bequemlichkeit ausstatten. Zu der inneren Abtheilung eines Bades, dem Heiligthum, gelangt man gemeinlich durch einen laminähnlichen Eingang. Dieses Innere ist ein Raum von acht bis zehn Fuß Größe. In der Mitte befindet sich ein ungeheurer, mit Steinen und Kalk ummauerter Behälter, der sehr häufig von Kupfer ist. Heißes Wasser füllt seine Höhlung und qualmender Dampf entsteigt seiner Tiefe. Oberhalb sind querüber Stangen angebracht, und zwar so hoch, daß man darunter weggehen kann. Dieser voluminöse Bottich wird nur dreimal des Tages frisch gefüllt, weil sich das Wasser vermöge seiner bedeutenden Fülle sehr allmählig abkühlt. Je kühler nun das Bad wird, und je mehr es durch öfteren Gebrauch an seiner Reinheit verliert, desto billiger stellt sich der Preis für das Bad, der bis zu einer so geringfügigen Kleinigkeit herabsteigt, daß selbst der ärmste Straßenlungerer im Stande ist, seinem Reinlichkeitsgellüste einige Genüge zu thun.

In der Ecke dieses engen Raumes steht noch ein zweiter kleinerer Behälter, der fortwährend Zufluß von kaltem Wasser empfängt. Aus diesem schöpft man, wenn das heiße Bad beendet ist, einige Eimer heraus und begießt sich in ein Nebengemach. Dort hückt man sich vor dem Ersten Besten nieder und läßt sich das kalte Wasser über Kopf und Nacken weggießen. Auf dem Fußboden befinden sich Oeffnungen, durch welche das so ausgeschüttete Wasser fortfließt.



Japanische Astronomen.

## XII.

### Leben und Treiben in Jeddo.

Urtheil über die Japaner im Allgemeinen und über die Bewohner Jeddo's insbesondere. — Feierlichkeiten nach der Geburt, bei und nach dem Tode. — Das Fest der Laternen. — Ein Gang durch die Kaufläden der Stadt; Lack-, Porzellan-, Schwertfeger- u. Arbeiten. — Ein Morgenbesuch. — Damentoilette. — Musik. — Literatur. — Astronomie. — Arzneiwissenschaft. — Gymnastik. — Ein japanischer Taschenspieler. — Schauspielwesen. — Der Tag des Vertrags. — Abreise.

**W**ie Jeddo in seiner äußeren Ansicht mit den imponirenden Festungswällen, den weitausgedehnten Edelsitzen der Feudalherren, den prachtvollen Parkanlagen, den zahlreichen wundervollen Tempeln sich rühmen kann, die Königin Nippons zu sein, so giebt sie auch nach japanischer Anschauung in dem Leben und Wandel seiner Bewohner ein leuchtendes Vorbild feiner, nachahmungswerther Gesittung. Die Erfahrungen, welche die Engländer unter Lord Elgin auch in dieser gewaltigen Kaiserresidenz gewonnen hatten, bestätigen die Aussprüche älterer wie



neuerer Reisenden, welche einstimmig dahin lauten, daß die Japaner ein ernstes, besonnen-gemeßenes, lernbegieriges, bescheidenes und ehrliebendes Volk seien. Sie bilden in der Vereinigung dieser trefflichen Eigenschaften den direkten Gegensatz zu den nachbarlichen Chinesen, die, eingenommen für den Kulturgrad, welchen sie erstiegen haben, Alles verachten, was ihrem gewöhnlichen Ideenkreise neu erscheint. Diphant sagt in dieser Beziehung: Würde man einen Chinesen mit der Einrichtung einer Lokomotive bekannt machen, so wäre das Nächste, daß er verächtlich den Rücken kehrte mit der Bemerkung: „Das haben wir Alles längst schon gehabt; in Peking fährt man noch einmal so schnell!“

Im Ganzen zeigt die Bevölkerung der Hauptstadt ein freundliches, wohlhabiges, zufriedenes Aussehen; als Ausnahme mischt sich hier und da unter die gutmüthigen Gesichter das schmerzdurchfurchte Antlitz eines buddhistischen Bonzen, der sich seinem Gott durch die Auserlegung der qualvollsten körperlichen Schmerzen, unter welcher Gestalt es auch immer sei, wohlgefällig zu machen wähnt. Unsere Abbildung stellt einen hüpfenden Buddha-Bonzen dar, wie er den Engländern in Jeddo begegnete. Diese Bonzen führen, wie die Fakire in Indien und wie ehemals die Asketen der mittelalterlichen christlichen Kirche, ein elendes und erbärmliches Leben, das sie nur durch die kargen Spenden Derer fristen, welchen ihre grausamen Kasteiungen tiefes Mitleiden eingestößt haben. Weiter und fast lebenslustig zeigen sich dagegen die Bettler und Bettlerinnen, die jedoch in ganz Jeddo nur in geringer Zahl vertreten sind. Viele dieser ambulanten Münzensammler gehören noch dazu dem buddhistischen Bettlerorden an, deren Mitglieder jenen Straßenerwerb als kirchliches Amt treiben und zwar in einer so humoristischen, launigen, mitunter possenhaften Art, und ohne sich lästig aufzudringen, daß man unter lachendem Scherz gern sein Scherflein dem „fahrenden Schelmen“ hingiebt.

Obgleich der Grundcharakter der Japaner sich in mildem Ernst ausspricht, so haben sie doch zahlreiche große und kleinere Feste, Vergnügungen und Ceremonien, die entweder gelegentlich oder in bestimmten Zeiträumen wiederkehren, oder die mit ihrem religiösen Kultus zusammenhängen. Aus der Menge derselben können wir selbstverständlich nur wenige, die wichtigsten hervorheben, und zwar werden wir ein kurzes Abbild von den Ceremonien und Gebräuchen geben, welche sich den Marksteinen des menschlichen Lebens anschließen, der Geburt und dem Tode.

Hat der kleine Weltbürger das Licht des Lebens erblickt, so wird er also bald mit den Wohlthaten eines Bades bekannt gemacht und wird von allen Unbequemlichkeiten frei gehalten, welche die Bewegungen seiner jungen Gliedmaßen irgendwie beschränken könnten. Diese beneidenswerthe Freiheit erleidet erst eine Unterbrechung, wenn er nämlich einen Namen erhalten soll. Ist der „Namenlose“ ein Knabe, so findet diese wichtige Feier am 31. Tage nach der Geburt statt; bei einem Mädchen dagegen am 30. Tage. An diesem festgesetzten Tage wird das Kind in feierlicher Prozession in den Familientempel getragen; dieser schließt sich das ganze Gesinde an, welche die Garderobe des Kindes trägt; letz-

tere ist um so reichhaltiger und kostbarer, je höher der Stand und der Reichtum des Vaters ist. Den „Rückzug deckt“ ein weiblicher Diensthote, mit einer Schachtel in den Händen; in dieser befindet sich das Geld zur Belohnung der dienstthuenden Priesterin, und zugleich ein Streifen Papier, welcher drei Namen enthält. Die Priesterin verrichtet nun ihre Gebete und sonstigen heiligen, von der Religion bestimmten Handlungen und legt dem Gott, der in dem Tempel wohnt, die Namen zur Wahl vor. Ist diese erfolgt, so verkündigt sie den Versammelten, wie man von nun an nach dem Willen der Gottheit das Kind heißen solle, und besprengt es mit Wasser. Den Schluß dieser Feierlichkeit bilden heilige, von musikalischen Instrumenten begleitete Gesänge, welche den Dank der Eltern gegen den Gott aussprechen und Glück und Segen für den „Täufling“ erlesen. Von da an trägt man das mit einem Namen in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommene Kind in verschiedenen anderen Tempeln herum und endlich zu dem nächsten Verwandten des Vaters. Dieser beschenkt es mit einer Handvoll Hanf, als Sinnbild langen Lebens, mit Talismanen, Reliquien und sonstigen werth und heilig gehaltenen Dingen. Der neugeborne Knabe empfängt außerdem noch zwei Fächer, die ihm (in Ermangelung von Schwertern) Muth verleihen sollen; diese Anschauung von der Eigenschaft der Fächer könnte befremdlich erscheinen; allein da man in Japan sogar große Kriegsfächer hat, welche sowol als Keule wie auch zur Luftzufächelung zu gebrauchen sind, so kann recht wohl in Japan ein Fächer die Stelle unserer hölzernen Kinderschwerter vertreten. Ist das neugeborne Kind ein Mädchen, so erhält es eine Muschel, indem man unter dieser das Sinnbild der Schönheit und des Liebreizes versteht.

Eigenthümliche Sitten und Gebräuche werden in Japan vor und nach dem Tode eines Menschen beobachtet. Wenn ein Vater oder eine Mutter von einer tödtlichen Krankheit ergriffen ist, so werden die Kleider gewechselt und man zieht ihnen frische an. Jedes Geschlecht pflegt die Angehörigen der Seinen. In dem Sterbezimmer herrscht die tiefste Ruhe, die nur unterbrochen wird von den leisen Fragen der Angehörigen, welche die letzten Wünsche des Sterbenden zu vernehmen verlangen; diese werden sogleich sorgfältig und vollständig genau



Ein Buddha-Wonze.

niedergeschrieben. Wenn der Tod erfolgt ist, so beweint die Familie das hingeschiedene Glied, bringt die Leiche an einen andern Ort und umhüllt sie mit einem Gewande, so, daß man mit dem Saum den Kopf, mit den Ärmeln die Füße bedeckt. Das Haupt wird nach Norden gerichtet, das Gesicht, welches mit einem florähnlichen Schleier verhüllt ist, nach Osten. Man hegt nämlich den Aberglauben, daß, wenn der Todtgeglaubte nur scheidt, jener Schleier die leichtere Rückkehr ins Leben erwirke. Was aber ganz besonders einem Fremden auffallen muß, ist die Sitte, daß man um den Leichnam herum Tapetenschirme aufhält, um die Ragen von ihm abzuhalten. Man glaubt nämlich, daß ein Todter zum Leben erwache, wenn eine Raga auf ihn springt; schlägt man nun letztere mit einem Besenstiele, so stirbt der Erweckte zum zweiten Male; schlägt man aber die Raga mit irgend einem beliebigen andern Gegenstande, so bleibt er von Neuem leben. Mit diesem Glauben in unmittelbarem Zusammenhang und Einklang steht ein Gesetz, welches aufs strengste verbietet, eine Raga mit einem Besenstiele zu schlagen.

Die Zeit, wenn das Begräbniß stattzufinden hat, ist nicht gesetzlich geregelt; manche Familien behalten den Todten länger im Hause; andere schreiten schneller zur Bestattung, je nachdem der Verstorbene einen höheren oder niederen Grad in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen hat. Bei den höheren Beamten z. B. erfordert es der „gute Ton“, daß sie „nabhun“ (incognito) sterben und zwar entweder eines natürlichen Todes oder auf die verdienstliche Art des Bauchaußschlitzens (Harakiri). Letztere Methode, aus dem Leben zu scheiden, wird jedoch nicht immer buchstäblich ausgeführt; sondern der Lebensmüde rißt sich eine kleine Stelle an jener fatalen Gegend und ein Diener vollendet die Handlung damit, daß er seinem Herrn das Haupt abschlägt; — ein Seitenstück zu den Sklaven des klassischen Alterthums, die als letzten Liebesdienst ihren Gebietern das Schwert halten mußten, in das sie sich stürzten.

Wenn der Schleier des Incognito gelüftet wird, so werden zuvörderst alle Tapeten, Schleier und verschiebbare Thüren umgekehrt, so daß das Unterste zu oberst zu stehen kommt; ebenso wendet man das Innere der Gewänder nach außen als Zeichen der Trauer. Ein Priester verrichtet dann seine Gebete bei dem Leichnam; die Familie aber hat sich ganz zurückgezogen und erscheint für alles außer ihr Vorgehende vor lauter Kummer theilnahmlos. Daher stellt sich ein Freund derselben, angethan mit dem feiertäglichen Kleide, unter die Hausthüre, um die Beileidsbezeugungen entgegenzunehmen.

Das Grab wird unterdessen in den Gräften eines Tempels bereitet, und wird, in Form eines Brunnens, mit Cement ummauert, damit kein Wasser in dasselbe eindringen könne. Nach diesen Vorbereitungen wird die Leiche gewaschen und in ein weißes Gewand gekleidet, auf dem sich viele heilige Zeichen vom Priester eingeschrieben befinden; hierauf setzt man den Todten in einen im Verhältniß zur Körperlänge auffallend kleinen Zuber, den man wiederum mit einem irdenen Gefäß umgiebt. Und nun beginnt der Leichenzug, welcher sich in folgender Form angeordnet hat und wie ihn die nebenstehende Abbildung getreu wieder-



Sapanisches Begräbniß und Umzug.

so hin-  
e mit  
in die  
s mit  
den  
leier  
rem-  
zen-  
das  
man  
ale;  
jo  
en-  
nge  
re-  
en  
ve-  
en  
(a)  
we  
zu  
mä-  
ndt  
ten-  
yen  
alle  
zu  
gen  
sch-  
per  
und  
die  
und  
e in  
chen  
eem  
Ver-  
nem  
gen-  
der-

giebt. Voran gehen die Fackelträger, hinter diesen Priester mit Gebetbüchern und Weihrauchfässern, denen Diener mit Bambusstangen folgen; an letzteren befinden sich Laternen, Sonnenschirme und Papierfächchen, welche mit entsprechenden Sinsprüchen beschrieben sind. Dann folgt die Bahre mit der seltsamen cylindrischen Last; den Zug beschließen die Freunde und Verwandten, geküllt in weiße Trauergewände.

Es wird dem Leser, wenn er die auf Seite 189 und 271 dargestellten Leichenbegängnisse aufmerksam betrachtet hat, mit Recht aufgefallen sein, daß die Behältnisse, in welchen die Todten nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht werden, so unverhältnißmäßig niedrig und eng sind, und es wird unwillkürlich bei ihnen die Frage entstanden sein, wie es möglich ist, einen Leichnam in einen Zuber zu legen, der drei Fuß hoch ist, zwei und einen halben Fuß in seinem oberen und zwei Fuß in seinem unteren Durchmesser hält. Zur Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung theilt nun Titsingh Folgendes mit: die Zusammendrückung des Leichnams geschehe mittelst eines Pulvers, *Dosja* geheißen, das man in die Ohren, Nasenlöcher und den Mund des Todten einschütte, worauf dessen Gliedmaßen plötzlich eine erstaunliche Biegsamkeit erhielten.

Nach Verlauf von sieben Wochen hat die strenge Trauer um den Todten ihre Endschafft erreicht. In dieser Zeit opfern die nächsten Verwandten desselben täglich eine Art Kuchen am Grabe, und zwar den ersten Tag einen, den zweiten zwei und so fort, bis am letzten Tag des strengen Trauertermins die Kuchenopfer auf die Zahl 49 gestiegen ist. Am fünfzigsten Tage endlich dürfen die Männer ihr Haupt- und Barthaar scheeren und danken allen denjenigen, welche ihre Theilnahme bei diesem Familienfeste öffentlich kundgegeben haben. Nun wird zwar noch eine Zeit lang getrauert, allein unter Wegfall aller äußeren Zeichen. Wie lange jedoch diese zweite Trauer anhält, darüber sind die Angaben der Reisenden unbestimmt; Siebold giebt die Dauer derselben bis auf dreizehn Monate an.

Einen Todtenkultus hatten die Engländer während ihres Aufenthaltes in Jeddo Gelegenheit selbst zu beobachten. Es war dies das sogenannte Fest der Laternen (*Bong*), welches gegen Ende August drei Tage lang gefeiert wird; die Hauptfeier beginnt jedoch am Mittag des mittleren Tages und dauert die darauf folgende Nacht durch. Es ist ein alter Glaube der Japaner, daß die Verstorbenen des Jahres einmal, und zwar zu der eben bezeichneten Zeit der Hauptfeier, auf die Erde zurückkommen, um diejenigen wiederzusehen, mit denen sie hier einstens zusammen gelebt hatten. Die Japaner pflanzen an ihren Gräbern Bambusstöcke auf, als Zeichen der Bewillkommung ihrer abgehenden Gäste; diese Stangen tragen eine Menge erleuchteter Laternen, die so nahe beisammen angebracht sind, daß sie zauberhafte Helle ringsum verbreiten. Am Abend des zweiten Tages, wo nach der allgemeinen Annahme die Seelen der Gestorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren, wird ein kleines Strohfahrzeug gebaut, das auf allen Seiten mit Laternen und Flammen geschmückt ist. Am Miternacht erfolgt eine feierliche Prozession, wo unter dem Schall der Musik und dem lauten

Rufen der Menge das Schiffchen an das Ufer des Meeres getragen wird. Dort läßt man dasselbe in die Fluten nieder und der Wind treibt es hinaus in die See; bläst ein frischer Zug in die Lichter, so fängt das Stroh allsogleich Feuer und das kleine Fahrzeug treibt wie ein großer Irrwisch über die Wellen dahin, bis es, niedergebrannt, zischend in den Fluten verlöscht.

Interessant war der Gang, den unsere Engländer durch die Kaufläden der Riesenstadt, die mit ihren tausenderlei Waaren zum Besuche unwiderstehlich einladen, unternommen hatten.

Die Sprache der Japaner ist zwar gänzlich verschieden von der der Chinesen, dennoch findet man über den Kaufläden häufig genug Schilder, welche in chinesischer Sprache beschrieben sind. Die Kauflokale haben in Jeddo fast durchgängig ein und dasselbe Gepräge und unterscheiden sich nur durch die Gegenstände, welche zum Verkaufe ausliegen. Besonders sind es drei Hauptartikel, welche die bewundernde Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken: die Lackwaaren, die Porzellangefäße und die Schwertfegerarbeiten. Erstere bieten sich in den mannichfaltigsten Formen dar und ihre Verwendung ist eine ganz ungeheure. Lack und Papier arbeiten sich gegenseitig in die Hände; das Letztere giebt die Eleganz und Geschmeidigkeit, das erste die Haltbarkeit; so sind z. B. die Hüte gewöhnlich von Papier verfertigt und mit Lack überzogen. Hauptsächlich aber sind es die in unzähliger Menge und in den vielfachsten Gestaltungen auftretenden Tapetenschirme, zu welchen die eben bezeichneten Stoffe verwendet werden.



Japanischer Tapetenmaler.

Die Tapetenschirme in Japan sind fast durchweg mit Malereien versehen, und wenn sie auch nicht immer mit dem Anspruch auf Kunstwerth auftreten, so können sie doch immerhin als eine angenehme Zimmerzierde gelten. Obenstehende Darstellung wurde von Diphant nach einem japanischen Bildchen copirt und zeigt einen Tapetenmaler, mit großer Brille über die Nase, eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt.

Die oben erwähnten Waaren zeigen alle die Sauberkeit der sogenannten Kabinetsarbeiten und sind in ihren Formen, wenn auch häufig abenteuerlich, so doch anmuthig, gefällig und bis ins Kleinste musterhaft ausgearbeitet. Habersham erzählt von einer solchen Lackarbeit, welche die allgemeinste Bewunderung erregt habe. Es war dies, wie er selbst sich ausdrückt, die glücklichste und treueste Nachahmung eines gewöhnlichen Rothfisches, wie er in den japanischen Gewässern gefangen wird, etwa 18 Zoll lang. Wenn man ihn behufs näherer Besichtigung bei den Flossfedern aufheben wollte, so hob man zugleich etwa zwei Drittel der oberen Seite ab und entdeckte, daß der Fisch eine Schüssel bildete, in die man einen großen gekochten Fisch hineinlegen könnte. Man sagte, das

Steiger, Japan.

Geräth sei auch zu dem Zwecke angefertigt, um bei japanischen Festen ein solches Gericht aufzunehmen, und der Lack sei so fein, daß er durch heißes Wasser nicht im Geringsten litte.

In der Porzellanarbeit stehen ohne Zweifel die Japaner als unerreicht da. Auf allen Gefäßen, deren Formen und Umrisse unendlich mannichfaltig sind und die daher zu den verschiedenartigsten Zwecken gebraucht werden können, sind Malereien angebracht, die in der Detailausführung eine fast peinliche Genauigkeit zeigen. Dürfen auch die japanischen Maler sich unseren Künstlern nicht gerade ebenbürtig an die Seite stellen, besonders da die Lehre von der Perspektive nur den Wenigsten unter ihnen bekannt ist, so zeigen doch ihre Malereien eine Correctheit der Formen und eine Sauberkeit der Umrisse, daß man ihre Leistungen recht wohl neben diejenigen der altdeutschen Schule, eines Albrecht Dürer, Lukas Cranach u. A. zu stellen berechtigt ist. Besonders glücklich sind sie noch dazu in der Bereitung der Farben, deren manche selbst die europäischen an Frische und Glanz übertreffen.

Eine hohe Bedeutung nimmt auch die Waffenschmiedekunst in Japan ein; besonders schöne Arbeiten sahen die Engländer in Jeddo. Da fast jeder Beamte einen Degen, die höheren sogar zwei Stück tragen, und da der Beamtenstand ein äußerst zahlreicher ist, so steht auch die Schwertfegerkunst in voller Blüte. Ehedem war der Verkauf von solchen Waffen an Europäer verboten, allein dieses Gesetz ist späterhin aufgehoben worden. Olyphant kaufte ein paar Klingen für 30 Dollars, so scharf wie ein Rasirmesser; doch bezahlt man Meisterstücke mit bedeutend höheren Summen, wie z. B. Klingen, welche einen europäischen Säbel durchhauen, ohne stumpf zu werden. Auch die Degenriffe sind kunstvoll gearbeitet; sie bestehen gewöhnlich aus Gold oder einer Goldlegirung, und bilden einen Vogel oder sonst ein Thier, das sich bequem zum Handhaben eignet. Die hohe Vollendung dieser Kunst deutet übrigens darauf hin, daß dieselbe schon seit langer Zeit eine eifrige Pflege gefunden haben muß, und wirklich theilt auch schon ein älterer Reisender mit, daß er mit einem japanischen Degen durch einen eisernen, einen halben Zoll dicken Bolzen geschlagen habe, ohne daß dadurch die Klinge irgendwie beschädigt worden sei.

Tischlerarbeiten, Elfenbein- und Holzschnitzarbeiten geben gleichfalls von dem Fleiß und Kunstsinne der Japaner Zeugniß. Man sah in Jeddo Arbeiten, hauptsächlich Toilettenkästchen mit eingelegten Verzierungen, die sich vor den europäischen nicht zu verstecken brauchen. Das Schlußbild dieses Kapitels stellt ein solches dar. Die Holzschnittarbeiten sind besonders dann, wenn Naturgegenstände dargestellt werden, wie z. B. Kraniche, Fische, Schildkröten u. s. w. an den Karniesen der Privathäuser und Tempel, überaus gelungen und wahrheitsgetreu.

In hohem Schwung steht in ganz Japan, am meisten aber in der Provinz Hakodadi die Kuperei oder Färberei. Von den Arbeiten dieses Gewerkes wird eine unglaubliche Menge verwendet, der Handel mit denselben ist besonders in den Hafenstädten ein sehr reger und dabei einträglich. Auch diese Wäcker-

waaren liefern, was Sorgsamkeit der Ausführung anbelangt, einen weiteren Beweis hoher Gewerthätigkeit in Japan. Unsere Abbildung stellt zwei japanische Böttcher in voller Arbeit begriffen dar.

In der Glasbläselei, namentlich von Flaschenformen, haben die Japaner eine ungemeine Geschicklichkeit erlangt. Um so mehr nahm es die Engländer Wunder,



Japanische Böttcher.

in den Verkaufsläden nirgend Glasspiegel zu entdecken. Anstatt dieser fabriciren sie runde Stücke Stahl, denen sie eine so feine, blanke Politur zu geben verstehen, daß das darin aufgefangene Bild vollständig und treu widergespiegelt wird.

Auch in Seidenzeugen bieten die Verkaufsläden in Jeddo eine reichere und geschmackvollere Auswahl als in irgend einer andern Stadt des japanischen Reiches. Sie sind reich und schwer und gleichen in der Art ihres Gewebes unserem



Brokat. Auf vielen sind treffliche Muster eingewoben und Goldfäden ziehen sich durch das Gewebe. Freilich sind die Gewänder aus solchen Stoffen im Preise sehr theuer und nur die höheren Beamten des Staates dürfen laut Gesetz und einzelne auch nur bei festlichen Gelegenheiten diesen Schmuck anlegen.

Die Lernbegierde, mit welcher die Japaner Alles erfassen, was ihrer Kunst und Industrie einen höhern Aufschwung oder eine Bereicherung zu geben verspricht, hat bereits ihre guten Früchte getragen. Instrumente, deren Herstellung mitunter einen ungemeinen Grad von Geschicklichkeit verlangt und einen ziemlichen Umfang mechanischer Kenntnisse voraussetzt, gehen jetzt aus ihren Werkstätten hervor, und nicht vergeblich dürfte man bei einem Mechaniker nach Barometer, Thermometer, ja nach Vergrößerungsgläsern complicirter Natur fragen, und kaum dürften die japanischen Arbeiten den europäischen Mustern an Genauigkeit und Sauberkeit nachstehen.



Japanische Uhr.

Uhren eigener Erfindung besitzen die Japaner schon lange. In Jeddo sah man ein kleines Exemplar, welches durch ein Gewicht getrieben wurde. Der Zeiger an dieser Uhr ist ein Stiftchen, welches die Zeit anzeigt, indem es auf eine die Vorderseite der Uhr bildende Schale heruntergeht. Da nun, wie bereits oben gezeigt worden ist, in Japan die Stunden je nach den verschiedenen Jahreszeiten bald länger, bald kürzer sind, so ist die Uhr mit einer Reihe von Schalen oder Zifferblättern versehen, um sie mit diesen Abweichungen in Einklang bringen zu können. Der Preis für dieses Exemplar betrug nicht viel über zwei Thaler. Wir geben in der nebenstehenden Abbildung die Darstellung einer japanischen Uhr, deren Construction in der Hauptsache mit der eben beschriebenen übereinstimmt.

So geräuschvoll und regsam das Leben in den Straßen und Läden der Stadt Jeddo sich entfaltet, so ruhig und beschaulich geht es in dem Innern der Häuser, in den Privatwohnungen her, wenn nicht gerade eine von den vielen Festlichkeiten stattfindet, deren spezielle Aufzählung und Beschreibung den Leser ermüden würde, zumal da viele derselben mit ähnlichen Ceremonien begangen werden. In die Eintönigkeit eines japanischen Morgens bringt in Jeddo nicht selten der Besuch eines Freundes oder Verwandten einige Abwechslung; und wie es im westlichen Morgenlande üblich ist, mit Mokka und Pfeifen aufzuwarten, so pflegt man dies auch in Jeddo zu thun, nur daß an die Stelle des Kaffee der allbeliebte Thee tritt. Gegen das Ende des Besuchs trägt der gastfreie Wirth oder die Hausfrau auf einem großen Blatt Papier, das zum Teller dient und bald weiß, bald bunt bemalt ist, jenes süße japanische Gebäck auf, dessen Güte von allen Reisenden gerühmt wird. Die Etikette verlangt es nun, daß von diesen Leckerbissen etwas eingesteckt werde; und zwar schlägt man dieselben in ein Blatt Papier und verbirgt diese kostbare Habe in die haushändigen Aermel, die zugleich den Dienst einer Tasche verrichten. Werden größere Mahlzeiten oder gar Schmausereien gegeben, so bringt sich jeder



Teletenzimmer japanischer Damen.

m sich  
reise  
und  
umfi  
ver-  
ig  
unli-  
aus  
nem  
gä-  
hen  
keit  
von  
ein  
st-  
fte  
en  
en  
mer  
sien  
sojäs  
der  
Uhr,  
enen  
äden  
Dem  
ade  
ung  
ben  
keit  
um-  
ande  
ddo  
das  
sien  
enes  
wird.  
erde;  
tbare  
stetn.  
jeder

Gast einen, auch zwei Diener mit und schiekt sie mit den Ueberbleibseln des Gastmahls nach Hause. Gewöhnlich sind bei solchen größeren Veranlassungen auch Damen zugegen, die sich gleich den Männern mit Pfeifen versehen müssen, um duftende blaue Ringel in die Luft zu blasen.

Die japanischen Damen verwenden auf ihre Toilette eine große Sorgfalt, und besonders der Morgen des Tages sieht sie in voller Thätigkeit, um alle die nothwendigen Dinge zu verrichten, welche zu einem anständigen äußeren Auftreten gehören. Unsere Darstellung giebt ein anschauliches Bild eines japanischen Damensaales, welcher der Herrin Toilette gewidmet ist. In der einen Ecke sieht man eine Dame, welche sich noch im ersten Stadium des Anputzens befindet, das in dem Waschen des Oberkörpers besteht. In einer andern Ecke gewahrt man Herrin und Dienerin in voller Arbeit, erstere knieend vor einem kleinen runden Metallspiegel und die hinter ihr mit dem Ordnen des Haarputzes beschäftigte Jofe nach Kräften unterstützend. Das Haar wird nach chineischer Mode von der Stirn aus gerade hinter den Scheitel gestrichen und läuft dort in einen dicken gesteiften Pops aus. Die Japaner lieben es, dünne Nadeln, in deren Enden sich bunte Kugeln befinden, durch das Haar zu stecken; häufig sind jene Nadeln hohle Cylinder, in welche man gefärbte Flüssigkeiten gegossen hat. In der That nimmt sich ein derartiger sorgfältig „aufgebaute“ Haarputz gar nicht übel aus, und besonders die Damen der höheren Stände wissen sehr vortheilhaft die *Tour à l'Impératrice* zu tragen. Schade, daß die Sitte, welche verheiratheten Frauen die Pflicht auflegt, die Zähne schwarz zu färben, die erst aufgewandte Mühe der Toilette gänzlich in den Hintergrund treten läßt. Die Dame im vordersten Theile des Saales wendet alle Sorgfalt an, um mit einem Stäbchen das heizende Schwarz ihren Zähnen sammt Zahnfleisch zu appliciren; ist dieses Werk der Verunstaltung vollbracht, so hat die Toilette all' ihre Stadien durchlaufen, und man verbringt häufig noch den Morgen in Gemeinschaft, indem die Eine der Damen irgend welche weibliche Arbeit vornimmt, eine Andere sich dem süßen Nichtsthun überläßt und auf weicher Matte gelagert blaue Wolken des Tabaks aus der zierlichen Pfeife zieht, während eine Dritte ihrer Laute angenehme Töne entlockt.

Aber auch bei Gastmählern (s. Abbild. S. 279) bildet Musik einen Hauptbestandtheil. Die hauptsächlichsten Instrumente sind die Flöte, eine Art Synchron, die Trompete, die Muschel, die Trommel, die Laute. Man sieht bereits aus dieser Aufzählung, wie in dieser Richtung des Kulturlebens zwischen Japanern und Europäern eine unendliche Kluft liegt; während die Letzteren seit Jahrhunderten ihre Kunstepochen, mitunter auch „überwundene“ musikalisch-ästhetische Standpunkte hatten, befindet sich in Japan die musikalische Kunst noch in ihrer Kindheit. Das einzige Instrument, welches eine sorgsamere Pflege und Ausbildung erfahren hat, ist die Laute oder *Samsi*. Dieselbe wird von den Damen gespielt und zwar mit ziemlicher Virtuosität, da schon von früher Jugend an der Unterricht auf diesem echt nationalen Instrument beginnt. Besonders in Gesellschaften, welche mehr den familiären Charakter an sich tragen, darf



Washigumi und Sakefeierhaltung.

Gaſſe  
auch  
um  
galt  
die  
Wai-  
ami-  
Gde  
erſta-  
nbt  
nen  
be-  
ode  
nen  
ren  
ene  
In  
dt  
tli-  
ver-  
erit  
Die  
mem  
u;  
Dien  
in-  
ere  
ten  
ne-  
pt-  
nr,  
nd  
ern  
hy-  
be-  
in  
and  
den  
Ju-  
ion-  
darf

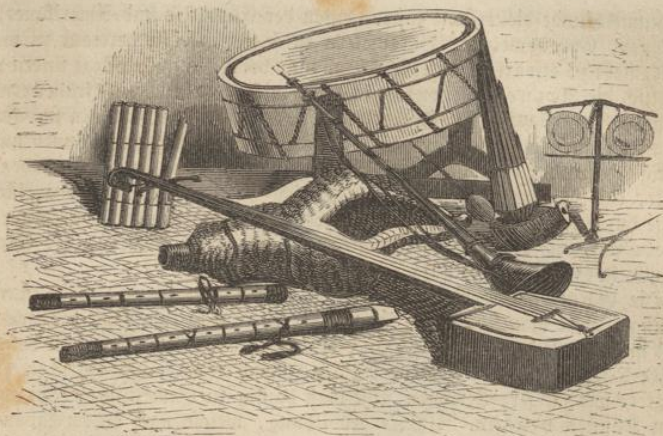
die Samsi nicht fehlen; und sobald die Damen begonnen haben, einige Accorde auf derselben anzuschlagen, so ist das lästige und steife Ceremoniell aufgehoben. Die Männer zünden sich ihre Pfeifen an, die Frau des Hauses reicht geschäftig den Saki herum und Alles zeigt sich mit diesem einfachen Vergnügen befriedigt.

Aber nicht allein Verehrer der Musik, so einfach und bescheiden diese auch auftreten mag, sind die Japaner, sondern sie schätzen auch den geistigen Genuß, den ihnen die Literatur gewährt, ungemein hoch. Wir haben bereits früher erwähnt, daß die literarische Thätigkeit in Japan mannfaltige Gebiete umfaßt, wie allgemeine Wissenschaften, Geschichte, Biographie, Geographie, Reisen [natürlich auf Japan beschränkt], Moralphilosophie, Naturgeschichte, Poesie, Dramaturgie und eine ziemliche Anzahl encyclopädischer Werke. Beide Geschlechter nehmen theils zur Unterhaltung, theils zur Erholung Bücher in die Hand, und es ist nicht selten, daß man sogar im Freien, etwa um eine kühle Quelle geschaart oder im Schatten des Waldes lagernd, eine Gesellschaft von Herren und Damen gewahrt, von denen ein Jedes in die Lektüre eines Buches vertieft ist.

Lord Elgin fand in Jeddo eine Menge Bücher in den betreffenden Läden ausgestellt, ohne daß er von Druckereien etwas wahrgenommen hätte. Dies Letztere erklärt sich aus den Umstände, daß man in Japan zwar den Buchdruck kennt, aber nicht in der so weit vervollkommenen Art und Weise als bei uns. In jenem Lande fertigt man noch immer ganze Platten in Holzschnittmanier an, und druckt diese dann ab; den Gebrauch beweglicher Typen, der bei uns so ungeheure Fortschritte gemacht hat, kennt man dort noch nicht. Die meisten Bücher, hauptsächlich solche, welche auf die Volksbildung zu wirken bestimmt sind, weisen zahlreiche Holzschnittillustrationen auf; beiläufig sei auch hier der bei den Chinesen übliche Gebrauch erwähnt, nur die eine Seite des gewöhnlich dünnen Papiers zu bedrucken. Die Bibliotheken von Jeddo und Miako sollen nach Val b i 150,000 Bände aus allen Fächern der Wissenschaft enthalten; besonders wird dem geistlichen Hofe des Mikado nachgerühmt, daß er durchweg geistig gebildet, ja sogar gelehrt sei.

Als Lord Elgin mehrere japanische Buchläden besuchte, waren die Verkäufer äußerst zurückhaltend mit dem Vorzeigen ihrer Waaren; vielleicht daß eine Gesetzesvorschrift ihnen gebot, den Fremden so wenig als möglich Einsicht in ihren literarischen Vorrath zu gestatten; doch wurde ihre industrielle Zurückgezogenheit bald durch die Aussicht auf Absatz besiegt. Der Lord kaufte einige Werke, unter diesen ein besonders reich mit Abbildungen ausgestattetes; es war ein illustriertes „Buch der Gewerbe“.

Auf allen Büchern befindet sich, ganz wie bei uns gebräuchlich, die Angabe des Druckortes und das Jahr des Erscheinens, letzteres bestimmt nach der Regierungszeit des Sioguns, des Repräsentanten des weltlichen Regiments, während die meisten Zeitbestimmungen von dem Mikado und den Astronomen ausgehen. So ordnet häufig der geistliche Fürst an, nach irgend einem denkwürdigen Ereigniß zu rechnen, etwa nach einem Tempelbau, nach Verheerungen durch Feuer oder Wasser, nach vulkanischen Ausbrüchen und dergl. mehr. Für diesen Zeit-



Musikalische Instrumente.

punkt, der eine neue Epoche beginnen soll, wird ein eigener Name geschaffen, der häufig etwas Räthselhaftes an sich trägt. So z. B. hatte ein Mikado beschlossen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und den Genuß durchzukosten, den das Versenken in buddhistische Religionsträumereien ihm gewähren sollte. Diesen Zeitpunkt taufte er mit der hochklingenden Bezeichnung: „Nengo genroht“, d. h. der Anfang des Segens der Natur und Kunst. Außer den Zeitbestimmungen, welche der Siogun und Mikado treffen, ist noch eine dritte in Japan gebräuchlich, die von den Astronomen ausgeht. (Siehe die japanischen Astronomen auf dem Anfangsbild zu diesem Kapitel.) Sie begreift einen Zeitraum von sechs Jahren und gründet sich auf die zwölf Zeichen des Himmels [die sogenannten zwölf Aeste, *Ziguni nositzi*] und die „fünf“ Elemente.

Es mag der Erwähnung nicht unwerth sein, daß die Japaner die fünf Elemente (Feuer, Erde, Wasser, Holz, Metall) verdoppeln, insofern sie nämlich einfaches Produkt der Natur sind, oder im Dienst des Menschen sich befinden. So heißt *Kino* = *ye* das Holz als Baum, *Kino* = *to* das Zimmerholz; *Fino* = *ye* ist das Feuer als Blitz, vulkanischer Brand, *Fino* = *to* das Feuer, das mit Holz und anderen Gegenständen angebrannt wird; *Tsoetsno* = *ye* ist die Erde, unberührt von der Hand des Menschen, *Tsoetsno* = *to* die zu *Thon* = und Porzellangeschirren *ic.* verarbeitete Erde; *Kanno* = *ye* ist das Metall in seinem Urzustande, *Kanno* = *to* das zu Schmuck, Geräthschaften *ic.* verwendete Metall; *Mietso* = *ye* ist das Wasser im Meer, in Flüssen, Bächen und Quellen, *Mietso* = *to* dagegen bezeichnet auffallender Weise nur das stehende (Sumpfs-) Wasser. Im Ganzen genommen sind die astronomischen Kenntnisse der Japaner bis jetzt im Vergleich zu denen unseres Westens noch äußerst dürftig und mangelhaft; doch seit sie sich mit den,

zur Himmelskunde dienenden Instrumenten der Europäer und Amerikaner, als Teleskopen, Chronometern, Barometern u. s. w., eifrigst vertraut zu machen suchten, steht zu erwarten, daß die Astronomie bei ihnen gute Pflege finden wird.

Auch die Arzneiwissenschaft hält, wie aus den bereits früher erwähnten Thatsachen ersichtlich ist, keinen Vergleich aus mit den Erfolgen und Errungenschaften, auf welche die europäischen Universitäten stolz sein können und die allmählig Gemeingut der wissenschaftlichen Aerzte geworden sind. Wir haben mitgetheilt, daß die japanischen Heilkünstler sich in den meisten Fällen glückliche Erfolge durch das Stechen gewisser Körperteile (Acupunktur) versprechen; diese Methode soll nach den neuesten Nachrichten aus Japan während der Cholera-Epidemie in Jeddo (1859) gute Dienste geleistet haben.

Die Gymnastik oder Turnkunst fand Elgin in Jeddo stark im Schwunge. Wie man überhaupt in Japan eine vernünftige Diät beobachtet, so kommt man der Gesundheitspflege auch durch allerhand Leibesübungen entgegen. Besonders erfreut sich das Turnen bei den Japanern einer umfänglichen Pflege, und ältere wie jüngere Personen sieht man häufig in Gemeinschaft den gymnastischen Künsten obliegen. Unsere Abbildung, welche nach einem japanischen Originale dargestellt ist, zeigt in ergötzlich humoristischer Weise eine Gruppe von Turnenden.

So sehr aber die Turnkunst die sorgsame Pflege verdient, welche man ihr in Jeddo angedeihen läßt, weil sie auf den löblichen Zweck harmonischer Körperkräftigung abzielt, eben so sehr muß sich das Wort des Tadelers richten gegen eine Sitte, die zwar durch ganz Japan sich hindurchzieht, in der Hauptstadt Jeddo aber in vollem Flor zu stehen scheint; es sind dies die Schauvorstellungen der *Ringer*. Ganz wie im alten Rom die reichen Ritter und Patrizier in den Palästen oder Fechterschulen Gladiatoren unterhielten, welche durch den Genuß der nahrhaftesten Speisen und Getränke bei Kräften bleiben sollten, die also gleichsam auf der Mast lagen, so und nicht anders werden in Jeddo zahlreiche *Ringer* unterhalten, deren Fettmasse bis zu einer unförmlichen Dickwulst allmählig anschwillt. Nur dadurch haben die Schauvorstellungen der Japaner etwas vor den römischen voraus, daß sie nicht wie letztere so viele Menschenopfer fordern, überhaupt nicht jenen rohen, römisch-barbarischen Charakter an sich tragen. Die Vorstellungen finden gewöhnlich in großen Amphitheatern statt, und die Menge folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit den reckenhaften Bewegungen und Anstrengungen der kämpfenden Fettklumpen. Unsere Abbildung stellt nach japanischer Zeichnung zwei *Ringer* dar, wie sie in Jeddo ähnlich von den Engländern gesehen wurden. Diese Zeichnung zeigt von vielem Geschick in der Darstellung menschlicher Muskulatur, und deutet darauf hin, daß die japanischen Maler die Anatomie keineswegs gänzlich vernachlässigen. Von ästhetischem Genuß, wie er im altklassischen Griechenland bei den irthümlichen und gemeinen Kampfspiele in so reichem Maße gewährt wurde, kann selbstverständlich bei den japanischen Fettwanst-Börern nicht wol die Rede sein. Darin aber stimmen diese *Ringer* noch mit ihren Zunftgenossen im alten Rom

überein, daß ihre Klasse eine der verachtetsten ist; denn seine gesunden Glieder zu Markte zu tragen, erscheint dem Japaner als tiefe, verabscheuungswürdige Erniedrigung. Ebenso stehen auch die Seiltänzer, Gaukler und Schauspieler in schlechtem Rufe.

Ein anderer Zweig japanischer Schaufstellungen erntete den allgemeinen



Japanische Turner und Dinger.

Beifall der Engländer. Als nämlich Lord Elgin auf den 25. August sämtliche Kommissionäre, deren Bekanntschaft wir schon oben gemacht haben, zu einem Mittagsmahl eingeladen hatte, erschienen dieselben etwa eine Stunde vor der festgesetzten Zeit in Begleitung eines japanischen Taschenspielerkünstlers, um demselben Gelegenheit zu geben, seine Künste vor den hohen fremden Gästen zu produciren. Eine Art Theater war bald hergestellt, wozu man ein Zimmer ge-



wählt hatte, dessen eine Seite nach dem Tempelgarten zu offen war. Stühle und Bänke wurden herbeigeschafft, und Graf Elgin, die Kommissionsäre nebst ihren Spionen und zahlreiche Offiziere nahmen daselbst Platz, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Der japanische Magier gab sich gleich seinen ägyptischen Collegen ein ehrwürdiges, imponirendes Ansehen; weite seidene Gewänder fielen bis tief auf seine Füße herab. Sein Famulus war ein junger ausgelassener Bursche, der fortwährend auf eine kleine mißtönende Trommel losschlug und außerdem allerlei wunderliche Possen trieb. Der Taschenspieler begann seine Vorstellung mit den gewöhnlichen, oft gesehenen Stücken, die er recht nett auszuführen verstand.

Die zuschauenden Engländer glaubten schon, hieran sich begnügen zu müssen, als sie vernahmen, es werde nun das große japanische Schmetterlingskunststückchen den hohen Herrschaften vorgeführt werden. Der Magier saß mit gekreuzten Beinen, durch eine Entfernung von etwa zehn Ellen von den Zuschauern getrennt, auf der erhöhten Plattform des Stubenbodens. Hinter ihm stand ein goldfarbiger Schrein, auf welchem der ehrwürdige Fuß-Jama in Blau und Weiß auf gleichermaßen Grunde abgebildet war. Aus demselben nahm der Zauberer nun ein Stück Seidenpapier von etwa sechs Quadrat Zoll; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit bildete er daraus einen Schmetterling, dessen ausgebreitete Flügel je einen Zoll maßen. Denselben in der Hand haltend, um ihn den Zuschauern zu zeigen, stellte er zwei neben ihm befindliche Lichter so auf, daß er noch im Stande war, einen Fächer mit reißender Schnelligkeit zu schwingen, ohne die Flamme zu berühren. Hierauf versuchte er, durch eine Bewegung des Fächers den papierenen Schmetterling selbst zum Aufsteigen zu bringen, eine Operation, welche ihm anfänglich nicht recht gelingen wollte, wahrscheinlich weil ein, wenn auch unbedeutender Luftzug eine Störung der Strömung herbeigesührt hatte. Als er aber den Papiererschmetterling in die Höhe geworfen hatte, da entfaltete sich die Thätigkeit des zauberhaften Fächers in seiner anmuthigsten Weise; denn allsogleich schien es, als ob in das papierene Insekt der warme Hauch des Lebens gekommen sei; bald beschrieb das zierliche Ding größere und kleinere Kreise um den Fächer, bald erhob es sich ein wenig, um sich wieder niederzulassen und gleich einer gaukelnden Libelle um die Wasserblume herumzutändeln. Auf einmal flog es wieder weg und kam dann wieder zurück, um sich auf den Fächer niederzulassen. Hätten die Zuschauer nicht gewußt, daß sie es mit einem Kunststückchen zu thun hatten, — das nervöse Zittern der kleinen Flügel hätte sie vermögen können, den Schmetterling für lebendig zu halten.

Dies war der erste Theil der anmuthigen Fächerproduktion, die zweite Abtheilung sollte noch bei weitem mehr überraschen. Hatte der „Zauberer“ vorher seine Künste nur mit einem Schmetterling ausgeführt, so sollten jetzt zwei auftreten und ihr lustiges Gaukelspiel beginnen. Anfänglich erhoben sie sich mit einander und kreisten um den Fächer, dann flog der eine zu dem andern hinüber beide entfernten sich, als wollten sie einander fangen, und kehrten endlich wieder.

In einem prächtigen Porzellangefäße, welches in der Nähe sich befand, stand eine frischblühende Pflanze; gehorsam den leisesten Bewegungen des Zauberfächers neigten sich beide nach der Pflanze nieder, trieben ihr schalkhaftes Spiel um die grünen Blätter, senkten sich in den Kelch der Blüten, küßten einander und mieden sich wieder wie nekend. Als der Magier, den ein lauter Beifall ehrte, seine Vorstellung beendigt hatte, ging er bis vor an die Brüstung der „Bühne“, und während er langsam vorschritt, zogen in der Luft die Schmetterlinge von Papier seinem zaubermächtigen Fächer nach.



Japanische Theater-Masken.

Die dramatische Poesie in Japan ist noch sehr dürftig und demgemäß sind auch die Darstellungen in den Schauspielhäusern nicht geeignet, den ästhetischen Geschmack zu läutern und zu bilden. Soviel wir über die Stoffe wissen, welche zu einem Drama verwendet werden, so sind dieselben fast durchweg gleichartig und behandeln in der Regel abenteuerliche Geschichten von Beleidigungen und schrecklicher Rache.

Als Lord Elgin bei seinen Streifzügen durch Jeddo an einem Gebäude

vorbeikam, das halb wie Theehaus, halb wie Theater ausfah, scholl ihm aus dem Eingang desselben ein unharmonisches Geflingel allerhand musikalischer Instrumente entgegen, das mit seinen europäischen Anschauungen von Musik durchaus nicht in Einklang stand. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, sammt seinen Begleitern zu untersuchen, wie man in Jeddo auf den „Bretern, die die Welt bedeuten“, sich wol bewegte. Er gelangte allsobald in den inneren Raum. Drei Reihen Sitze umgaben vorn und zu beiden Seiten den Kreis oder die Bühne, worauf drei Personen in äußerst barocker Kleidung herumtanzten, indem sie die seltsamsten Töne ausstießen, weder menschliche noch thierische, obgleich man aus den Thierköpfen, die sie als Masken trugen, fast schließen mußte, sie wollten durch ihr Schreien, Grunzen und Springen dem Publikum die Bestien oder bösen Geister, welche sie darstellten, wirksam versinnlichen.

Der eine der Schauspieler stellte nämlich einen Drachen, der Andere einen Teufel, und der Dritte einen Löwen vor, — alle drei mythischen oder Phantasie-Gebilden entnommen; denn weder Teufel, noch Drache, noch Löwe gehörten der japanischen Wirklichkeit an. Die Masken waren recht künstlich gearbeitet und die Kostüme nach den reichsten und brillantesten Farben ausgewählt.

Zum Nachtheil der mimischen Wirkung war die Bühne, oder vielmehr der den Acteurs gewidmete Raum, nicht erhöht, sondern nur durch ein niedriges metallenes Gitter von den Zuschauern getrennt. In der Mitte dieses Rundtheaters befand sich eine hohe lackirte Stange, welche ein vergoldetes, schirmartiges Dach trug, das rundum mit Adlerkrallen von Gold wie mit Fransen behangen war und den doppelten Zweck erfüllte, die Schauspieler sowol vor den Sonnenstrahlen als vor fallendem Regen zu schützen. Die amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerstige waren in gleicher Absicht genügend mit einem Dach versehen; im Uebrigen ging das Schauspiel „al fresco“ vor sich, d. h. die Darsteller blieben in einer gerader Linie in Front stehen und traten nicht in Gruppen zusammen.

Das „kunstsinige“ Publikum mochte vielleicht aus zwei- bis dreihundert Menschen bestehen, aus denen sich die Frauen durch ihren reichen und prächtigen Kleiderschmuck ganz besonders hervorhoben. Die Vorstellungen beginnen sehr häufig gegen Mittag und dauern ohne nennenswerthe Unterbrechung bis 9 Uhr Abends. Während dieser langen Zeit werden, wie wir bereits früher erfahren haben, gewöhnlich drei Stücke gespielt, aber nicht eins nach dem andern, sondern einzelne Abtheilungen von jedem eingeschachtelt in das andere, wie die Kapitel eines Romans. Diese Einrichtung gestattet Jedem, sein Lieblingsstück zu sehen, aber in einigen Absätzen oder Pausen, zwischen denen man sich entfernt, um Thee oder Saki zu trinken oder irgend etwas Anderes vorzunehmen. Nicht selten benutzen auch die Damen diese Pausen, um in einem eigens dazu reservirten Gemach, in welchem die Dienerinnen mit verschiedenen Gewändern warten, sich umzukleiden und so „neuerjüngt“ auf ihren Platz zurückzukehren, wo sie sich siegesbewußt der Musterung der Herren und noch mehr der Damen aussetzen.

Die Engländer sahen eine Weile den wunderlichen Grimassen und den geschmacklosen Darstellungen zu, von denen sie um so weniger befriedigt wurden,

als Niemand von ihnen ein Wort Japanisch verstand, und waren froh, als sie das Haus sammt seinen bunten Zusätzen hinter sich hatten.

Als die Zeit zur Abreise von Jeddo herangekommen war, schickte der Kaiser an Lord Elgin und die Gesandtschaftsglieder eine Anzahl Geschenke, welche man in einem Tempel aufgestellt hatte. Der schönste Artikel war eine Storchengruppe, fein in Silberarbeit ausgeführt, gegen 18 Zoll hoch, mit ausgesuchter Zeichnung. Dies war für Lord Elgin bestimmt. Die übrigen erhielten eine Anzahl Seidenrollen. Dieselben sind gewoben von Adelligen, welche auf die Insel Fatsjio verbannt sind. Commandeur Ward, der die Dampfschacht befehligte hatte, wurde mit einem Porzellanpfeifenkopf und einem Schränkchen beschenkt. Das Eigenthümlichste der Geschenke waren aber unfeierlich die Staatskleider. Der Lord war mit gegen 30 solcher weiter, schwerer und warmer Kleidungsstücke beladen. Er glaubte, diese Geschenke wenigstens einigermaßen erwidern zu müssen und ließ, was sich dazu eignen konnte, von dem „Furious“ holen: Flanell, Leinwand, Seife, Chocolate &c.

Der 26. August, der Tag der Unterzeichnung des Vertrages, stellte viel Arbeit in Aussicht. Eine ungemaine Geschäftigkeit entwickelten die Japaner; Beamte mit ihren „kleinen Bills“ liefen hin und her, Besucher kamen, um einen letzten Blick auf die englischen Fremdlinge zu werfen, Diener und Spione (alte Bekannte) drängten sich herzu, und auch auf englischer Seite war mehr Regsamkeit als gewöhnlich. Die Unterzeichnung des Vertrages selbst war eine sehr feierliche und ernste Arbeit: die verhandelten Gegenstände wurden in holländischer, japanischer und englischer Sprache ausgearbeitet, und auf jede solche Kopie kamen die Unterzeichnungen Elgin's und der sechs Kommissiönäre. Die Japaner malten schreckliche Hieroglyphen, die ihre Namen vorstellen sollten, auf das Papier; etliche, Freund Higo an der Spitze, fuhren einfach mit ihrem Pinsel darüber hin, vollkommen unbekümmert, welche Meinung man sich in England von ihrer Handschrift bilden möge. Der Vertrag selbst ging in der Hauptsache darauf hinaus, daß vom Jahre 1862 an die englischen Schiffe in jedem Hafen Japans landen dürften, und daß die britische Regierung von da ab durch eine stehende Gesandtschaft vertreten werden solle. Nach der Unterzeichnung ward ein Banquet im Namen des Kaisers veranstaltet, und Lord Elgin sprach in den wärmsten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn nicht habe empfangen können, daß er ihm aber Glück, Heil und Segen für alle Zukunft wünsche. Kurz darauf erfuhr er, daß seine Majestät der Tai-kun incognito seinen Abschied genommen hatte von den häuslichen und politischen Sorgen dieser schönen Welt (etwa gegen die Zeit der Landung in Jeddo), und daß er wol jetzt im ewigen Reiche glücklich sei in der Betrachtung des „Xim“, welches da ist der Anfang aller Dinge.

Lord Elgin gab nun in aller Form an die Kommissiönäre die Nacht, um sie dem Kaiser zu überbringen. Darauf ward die englische Flagge herabgenommen, und empor stieg die rothe Kugel auf weißem Grunde, das Zeichen für die Forts

zum Salutiren. Der dumpfe Donner, der allsobald über die blauen Gewässer der Bai rollte, und das laute Geschrei der Menge zeigte, wie gut das Signal beobachtet war.

Mit vollkommener Genauigkeit feuerten die einheimischen Kanoniere 31 Salutschüsse, mit einem Zwischenraum von 10 Sekunden zwischen jedem. Das Wetter war mild, die Bai war belebt mit Lustgondeln. Darauf ertönte die laut dröhnende Antwort der 68 Pfünder auf der „Retribution“ und dem „Furious“, und die Nacht ging langsam unter Segel, befehligt von einem japanischen Kapitän, und trotz der complicirten Maschinerie nur von japanischen Matrosen besetzt. Damit fuhren die Fahrzeuge stolz dahin, bewundert von allen Zuschauern; die Ufer der Bai waren vom Volk umsäumt; bunte Flaggen flatterten im Winde; Hunderte von Barken flogen hin und her auf den ruhigen Wassern des Meerbusens, und als prächtiger Hintergrund dieses Gemäldes hob sich in die blaue Luft der Fuji-Yama, der gewiß noch nie zuvor ein ähnliches Schauspiel gesehen hatte, seit sein majestätisches Haupt emporragt über die Metropole von Dai Nippon.

Kapitän Barker hatte darauf noch ein Fest für die Kommissiönäre an Bord der „Retribution“ veranstaltet; dann ging man aus einander und sagte sich ein leztes Lebewohl.

Als der Tag mit seinen Freuden verrauscht und die Nacht hereingebrochen war, da hatte der Mond den Thron des Himmels erstiegen und übergöß mit seinem silbernen Lichte die Landschaft; die fichtenbewachsenen Felsen, die herein ragten in die dunkelblaue Flut, erglänzten in magischem Lichte; die blauen Lichter der Noo-Naa warfen ihren melancholischen Schein auf die weiten Festungswerke; die Wellen rauschten und plätscherten mit dumpfem Klang an die Planken der Schiffe, als sängen sie das Abschiedslied; in diesem Frieden lag die gewaltige Stadt des Tai-kun, — es war die lezte Nacht in Jeddo!

Am andern Tage steuerten die Engländer über China der Heimat zu.

